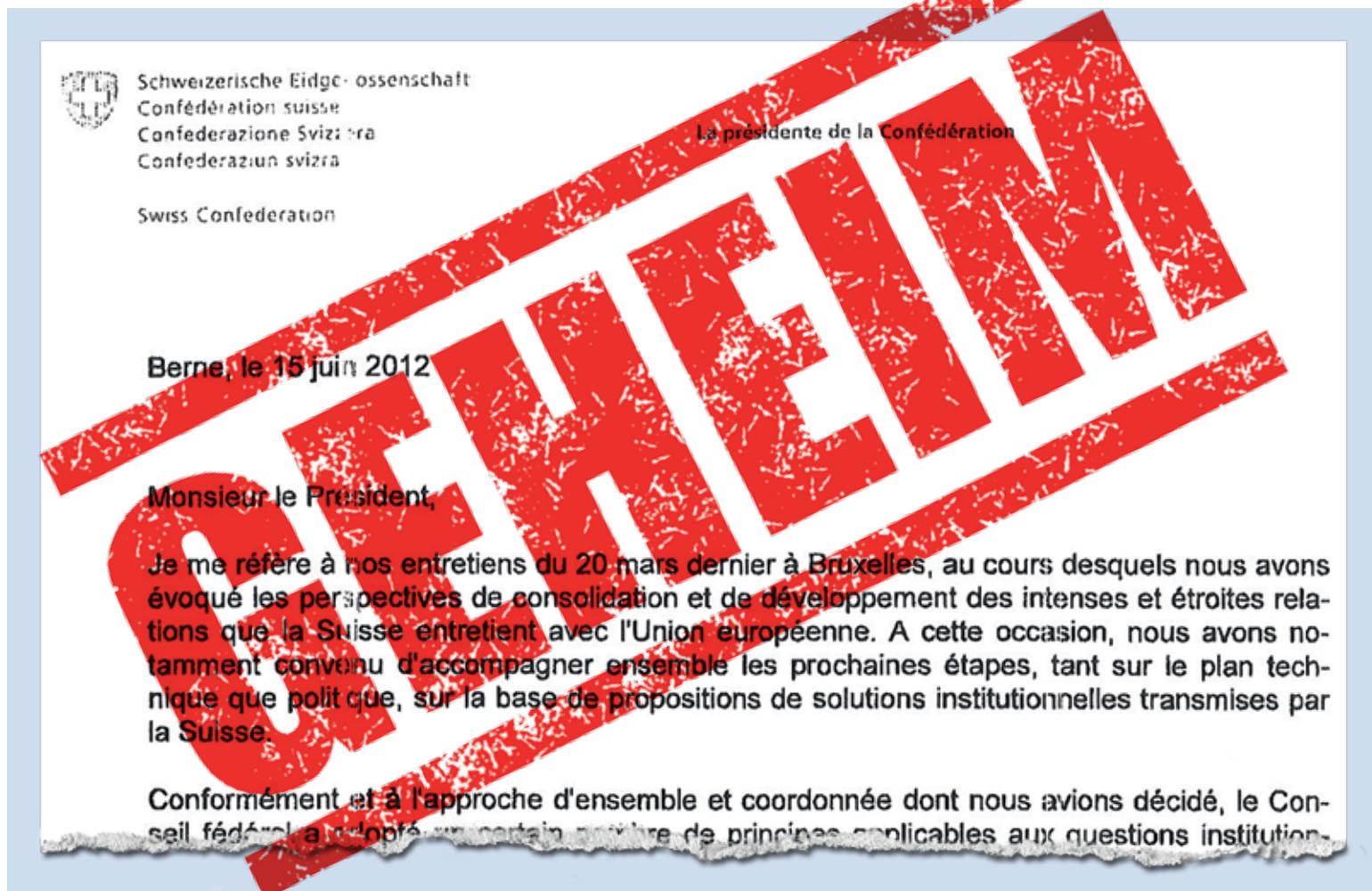


# DIE WELTWOCHEN



## EWR: Aus Nein wird Ja

Brief nach Brüssel: Der Bundesrat will rückwirkend Entscheide des Europäischen Gerichtshofs übernehmen. *Von Urs Paul Engeler*

## Deutschland über alles

Die Schweizer Diplomatie versagt, aber ein Scheitern des Steuerabkommens wäre kein Weltuntergang. *Von Florian Schwab und Roger Köppel*

## «Breivik kann nichts für seine Taten»

Hirnforscher Gerhard Roth über den Massenmörder. *Von Alex Reichmuth*





**Formensprache** Starke Lösungen sprechen für sich selbst –  
USM Möbelbausysteme formulieren ausserdem  
die Haltung einer Arbeitsweise.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72  
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, New York, Paris, Tokio  
info@usm.com, www.usm.com

**USM**  
Möbelbausysteme

## Intern

Der Bericht in der *Weltwoche* über den tragischen Tod einer siebenfachen Mutter, die wegen einer Fehldiagnose starb, hat grosse Bestürzung ausgelöst. Die Affäre gipfelte in einem Schuldspruch gegen die Gynäkologie-Chefärztin des Spitals Wil. Das St. Galler Gesundheitsdepartement wollte zuerst nicht kommunizieren, dann nur halbbatzig. Regierungsrätin Heidi Hanselmann (SP) geriet immer weiter in die Defensive. Lieber als über die Umstände des Falls spricht die Gesundheitsdirektorin über die eingeleiteten Massnahmen, die solche Vorkommnisse in Zukunft verhindern sollen. Glaubt man den offiziellen



*Alles bestens:* Politikerin Hanselmann.

Verlautbarungen, läuft heute im Spital alles bestens. Inland-Redaktor Christoph Landolt recherchierte weiter und fragte in der Kantonshauptstadt und im mittelalterlichen Städtchen Wil nach. Seine Erkenntnisse zeigen: Die organisatorischen Mängel bestehen fort, und die Gesundheitsdirektorin persönlich ist darüber informiert. Unternommen hat sie bisher nichts. Der Fall Leimgruber entwickelt sich zum Fall Hanselmann. **Seite 27**

Die Ausschaltung des Top-Terroristen Osama Bin Laden ist der grösste aussenpolitische Erfolg von US-Präsident Barack Obama. Wenig bekannt ist, dass beim Aufspüren des Al-Qaida-Chefs ein pakistanischer Arzt eine Schlüsselrolle gespielt hat. Im Auftrag der CIA führte Dr. Schakil Afridi, 48, eine fingierte Impfkampagne durch, um den Aufenthaltsort Bin Ladens zu bestätigen. Zuerst als «Held» gepriesen, scheinen ihn seine amerikanischen

Auftraggeber vergessen zu haben. Zu 33 Jahren Gefängnis verurteilt, schmort er in seiner Heimat in Einzelhaft. Sami Yousafzai, unser Mitarbeiter und *Newsweek*-Korrespondent in Pakistan, hat den abenteuerlichen Fall nachgezeichnet. Zurück am Tatort, traf er sich mit dem Bruder und Freunden des Arztes sowie mit Mitarbeitern, die Afridi – ohne es zu wissen – bei der grössten Terroristenjagd der



*Fingierte Impfung:* Terrorist Bin Laden.

Neuzeit geholfen haben. «Er hat unser Leben ruiniert», sagte ihm eine Krankenschwester – und meinte damit nicht Osama Bin Laden, sondern ihren ehemaligen Chef. «Dr. Afridi hat unser Land verraten und hat den Tod verdient.» **Seite 38**

Man kann sich unschönere Orte für eine Reportage vorstellen. Inlandchef Philipp Gut machte sich für diese Ausgabe ins Emmental und ins St. Galler Rheintal auf. Ziel der kleinen Schweizer Reise waren die Bauernbetriebe von Andreas Aebi und Markus Ritter. Die beiden Nationalräte sind die aussichtsreichsten Kandidaten für die Nachfolge von Fast-Bundesrat Hansjörg Walter als Präsident des Schweizerischen Bauernverbands. Unser Reporter liess sich die Betriebe zeigen und diskutierte bei Brunnenwasser, Kaffee und Süssmost über die Landwirtschaftspolitik, den Bio-Boom, den Agrarfreihandel und darüber, was den Menschenschlag des Bauern ausmache. Gewiss ist: Sie sind hilfsbereit. Als unser Reporter im Stall von Markus Ritter Kollateralschäden davontrug, die von der Entleerung eines satten Kuhmagens herrührten, griff der Bauer kurzerhand zum Schlauch, um den Gast wieder sauberzuspritzen. **Seite 30**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





# Balik-Lachs-Seminar

Erfahren Sie alles, was Sie je über Lachs wissen wollten, und lernen Sie wieder, mit all Ihren Sinnen zu geniessen. Erleben Sie eine kulinarische Zeitreise in Russlands kulturelle Blütezeit.

Räucherlachs aus dem Toggenburg, das klingt wie Schokolade aus Polen. Fernab des Meeres und im hintersten Winkel des Toggenburgs, eine halbe Stunde Fahrtzeit von jedem grösseren Ort entfernt: Dort wird der beste Räucherlachs der Welt hergestellt. Die Scheichs in Dubai, die Königshäuser Europas, Geniesser aus aller Welt schwören darauf – wenn Räucherlachs, dann nur von Balik. Exklusiv für Weltwoche-Leser präsentiert die Balik-Lachsräucherei diesen September ein Lachs-Seminar auf der Balik-Farm.

Geniessen Sie einen Abend, der in der goldenen Ära des zaristischen Russland beginnt und über die wilden 70er Jahre der Zürcher Schauspielerszene hinauf ins voralpine Toggenburg führt. Tauchen Sie ein in die unglaubliche Geschichte des Balik-Lachses, und erfahren Sie, warum dieser nur in dem Toggenburger Weiler Ebersol – fernab vom Meer und entgegen allen wirtschaftlichen Regeln und Gesetze – produziert werden kann. Die Geschichte des Balik-Lachses reicht zurück ins Russland des 19. Jahrhunderts. Sankt Petersburg war lange Zeit vor Paris das kulturelle und kulinarische Zentrum Europas. 1918, nach der Exekution der letzten russischen Zarenfamilie, geriet die alte Räuchertradition in Vergessenheit.

Wie kam dieses Rezept ins Toggenburg? Der Enkel des Räuchermeisters des letzten russischen Zaren vermachte es vor rund 30 Jahren seinem Freund Hans Gerd Kübel. Und der, Schauspieler und geschickter Handwerker, Lebemann und Geniesser, baute dafür den Ofen und die Räucherkammer in seinem Bauernhaus im Toggenburg. Er suchte das richtige Holz, fand

das passende Salz, lernte, wo ein guter Lachs zu bekommen ist, wie er geschnitten sein muss und viele tausend Kleinigkeiten mehr, die an dieser Stelle nicht aufgezeigt werden können, für das Lachsräuchern jedoch von höchster Bedeutung sind.

All dies ist lange her. Geblieben ist der Wille aller Beteiligten, mit jedem Lachs etwas unvergleichlich Gutes zu schaffen. «Balik ist heute die einzige Hüterin des russischen Geheimrezeptes und setzt weltweit den Massstab für guten Räucherlachs,» sagt Peter G. Rebeiz, CEO der Balik-Räucherei im Toggenburg AG. «Trotzdem oder gerade deswegen versuchen wir immer, noch besser zu werden. Dies sind wir unseren Kunden und nicht zuletzt auch uns selbst schuldig.»

## Das Balik-Lachs-Seminar

Das Seminar verschafft interessierten Weltwoche-Lesern einen kulinarischen und kulturellen Einblick in die faszinierende Welt des Lachses. Sehen Sie selbst, wie ein reines Naturprodukt durch präzise Handwerkskunst zur Perfektion veredelt wird. Experimentieren Sie mit Gerüchen, Geschmächen und lernen Sie, mit wenigen Handgriffen ein unvergessliches Dinner für Ihre Gäste zuzubereiten. Dazu gehören Serviervorschläge und Weintipps. Abgeschlossen wird der Abend mit einem Dinner im privaten Esszimmer des Hausherrn, mit einmaligem Ausblick auf die Alpen. Der Balik-Lachs ist etwas für besondere Momente. Und diese teilt man am besten mit Freunden. Das ist heute wahrer Luxus.

## Weltwoche-Spezialangebot

### Balik-Lachs-Seminar

Mittwoch, 12. September, 16 bis 21 Uhr

### Ort

Balik-Farm, Ebersol-Mogelsberg, Toggenburg

### Programm

- Begrüssung und Einführung: «Balik-Geschichte»
- Führung durch die Balik-Lachsräucherei
- Lachs-Seminar
  - Der König der Lachse
  - Der Lachs in Europa
  - Zucht- versus Wildlachs
  - Von Zwiebeln, Kapern und anderen Lusttöttern
  - Kulinarisches Experiment:  
Mit allen Sinnen geniessen
  - Balik bittet zu Tisch: Dinner

### Anmeldung

E-Mail: mirjam.belz@balik.ch

### Anmeldeschluss

31. August 2012, begrenzte Teilnehmerzahl

Die Teilnehmer werden gemäss Eingang der Anmeldungen bis 5. September informiert.

### Kosten

Fr. 260.– (Nichtabonnenten: Fr. 350.–)

In Zusammenarbeit mit der Balik-Manufaktur

## So ist es

Nichts ist schwieriger,  
als die Realität zu erkennen.

Von Roger Köppel

Der menschliche Denkkaparat ist eine unzuverlässige Maschine. Er tendiert zu Fehlschlüssen und Selbstüberschätzung. Die Gefahr von schicksalsschweren Falschbeurteilungen mit gravierenden Folgen ist vor allem in der Politik aktuell. Kürzlich jährte sich zum 38. Mal der erzwungene Rücktritt des amerikanischen Präsidenten Richard Nixon (1913–1994). Ich erlebte den beispiellosen Absturz des im Jahr zuvor mit einem Rekordresultat wiedergewählten Staatschefs als Neunjähriger vor dem Fernseher. Schon damals fiel mir die seltsame, unpassend wirkende Triumphgeste des aus dem Amt Gedrängten auf, eine unentschlossene Mischung aus Abschiedsgruss und militärischem Salut, die erkennen liess, wie ich erst viel später verstand, dass hier eine aufs ärgste strapazierte Existenz für einen Moment aus der mühsam bewahrten Fassung geraten war.

Nixon hatte eine schlechte Presse, aber er war über weite Strecken ein wegweisender Präsident. Er knüpfte als erster amerikanischer Staatschef nach der Machtergreifung von Maos Kommunisten diplomatische Beziehungen zu China an. Gegenüber Russland setzte er auf eine kombinierte Politik aus Abrüstung und erhöhtem militärischem Druck. Er leitete das Ende des von seinem Vorgänger Lyndon B. Johnson begonnenen Vietnamkriegs ein. Obschon Nixon als Kriegsgurgel verschrien wurde, gilt seine Politik heute als richtig, weil sie die Nordvietnamesen an den Verhandlungstisch zwang. Im Nahen Osten, vor allem in der arabischen Welt, wurde Nixon als Friedensengel und Gerechtigkeitsbringer bejubelt.

Seinem grössten Fehler – Watergate – allerdings lag eine tragische Fehldeutung der Realität zugrunde. Nixon wählte sich innenpolitisch im Belagerungszustand. Er war überzeugt, dass die Medien, allen voran die *New York Times* und die *Washington Post*, mit Staatsangestellten und Mitarbeitern der Regierung paktierten, um ihn, den schon mehrfach Besiegten, aber immer wieder Auferstandenen, mit illegalen Methoden aus dem Amt zu putschen. Das war nicht absolut falsch, aber eben auch nicht richtig. Seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte die illegale Herausgabe von Geheimdokumenten zum Vietnamkrieg unter dem Titel «Pentagon Papers». Die Gerichte deckten die Veröffentlichung, was beim Präsidenten, gegen dessen Politik auf den Strassen und in den Universitäten regel-



*Chronik der Missverständnisse.*

mässig Zehntausende demonstrierten, den Verdacht einer Verschwörung verstärkte.

Nixon überschätzte seine Gegner. Es gab keine illegale Verschwörung, doch der Präsident handelte, als ob es eine gegeben hätte. Er liess von seinen Getreuen eine geheime Eingreiftruppe formen – «die Klemptner» –, die undichte Stellen schliessen und Sicherheitsrisiken beseitigen sollten. Sie wurden, mindestens indirekt, vom Präsidenten ermächtigt, illegale Aktionen im Interesse des Weissen Hauses durchzuführen. Ob Nixon den Einbruch ins Hauptquartier der Demokraten im Watergate-Komplex im Juni 1972 persönlich anordnete, spielt keine Rolle. Er schuf ein Klima, in dem sich überambitionierte Leute zweifelhaften Charakters ermutigt fühlten. Als die Sache ans Licht kam, stellte sich Nixon hinter seine Untergebenen und behinderte die Aufklärung. Erst ganz am Schluss begriff er, dass alle seine Instinkte versagt hatten. Wegen der Fehlbeurteilung, es gebe eine illegale Verschwörung gegen ihn, die er mit illegalen Methoden bekämpfen müsse, hatte er sich unrettbar in den Abgrund geritten. Was wiederum seine Neigung kitzelte, sich als Opfer einer Verschwörung zu sehen.

Dem talentierten und erfolgreichen Steh-aufmann Nixon wurde Paranoia unterstellt, um sein groteskes Fehlverhalten zu erklären. Ich glaube, es ist banaler. Das menschliche Denken ist anfällig für Irrtümer. Zudem neigen Menschen dazu, immer das zu sehen, was sie sehen wollen. Kürzlich sah ich den preisgekrönten Dokumentarfilm «Fog of War» über den legendären ehemaligen amerikanischen Verteidigungsminister Robert McNamara (1916–2009), der unter Nixons Vor-

gängern John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson gedient hatte. Der Film behandelt anhand eines langen Interviews vor allem den von McNamara wesentlich mitgetragenen Entscheid der US-Regierung, ab 1965 mit Kampftruppen in den Vietnamkrieg einzusteigen.

McNamara galt als Wunderknabe. Er hatte sich einen Namen gemacht als brillanter Stratege, der im Zweiten Weltkrieg den Bombenkrieg gegen Japan mit raffinierten Berechnungen effizienter, also tödlicher machte. Der Harvard-Absolvent wechselte nachher in die Privatwirtschaft zum Autobauer Ford und wurde nach wenigen Jahren als erstes Nichtmitglied der Familie in dieser Funktion mit erst 44 CEO der Firma. Kurz darauf holte ihn Kennedy in sein Kabinett. McNamara avancierte zum Star und Superhirn. In einer Regierung der «Besten und Klügsten» ragte er heraus. Nach der Ermordung Kennedys blieb er an Bord. Er war der intellektuelle Kopf der Johnson-Regierung, als die Amerikaner den Krieg eskalieren liessen, der schliesslich 58 000 US-Soldaten und Millionen von Vietnamesen das Leben kosten sollte.

Auch dem Grundsatzentscheid für den Vietnamkrieg lag eine krasse Fehleinschätzung zugrunde, wie McNamara im Film zugibt. Die US-Marine machte im August 1964 widersprüchliche Angaben über einen mutmasslichen Torpedo-Angriff der Nordvietnamesen

---

### Nixon überschätzte seine Gegner. Es gab keine illegale Verschwörung.

---

auf ein US-Schiff. Wie sich später herausstellte, hatte der Torpedoangriff nie stattgefunden, dennoch diente er der Johnson-Regierung als Anlass, sich vom US-Kongress eine Bewilligung für massive Gegenmassnahmen zu holen. So begann aus amerikanischer Sicht der Vietnamkrieg aufgrund einer falschen Tatsachendeutung durch McNamara und seine Kollegen in der Regierung, die gleich einem zweiten Grundlagenirrtum verfiel: Die Amerikaner gingen davon aus, dass die Nordvietnamesen im Auftrag der Russen und Chinesen als Agenten der Dominotheorie zur Verbreitung des Weltkommunismus handelten. Tatsächlich führten sie einen Bürgerkrieg zur Befreiung des Landes von ausländischer Dominanz. Die Nordvietnamesen wiederum glaubten, die Amerikaner wollten eine Kolonialherrschaft wie die erst kürzlich vertriebenen Franzosen installieren, was auch nicht stimmte.

Die Weltgeschichte ist eine Chronik der Missverständnisse. Vor dem Irakkrieg 2003 waren die Amerikaner und ihre Alliierten überzeugt, dass es im Irak Massenvernichtungswaffen gebe. Auch sie lagen falsch. Nichts ist schwieriger, als die Realität zu erkennen.



*Aufregung:* Neuer Test für Schwangere. Seite 44



*Flagge zeigen:* Schweiz im Steuerstreit. Seite 20



*Leicht und elegant:* Autor Martin Suter. Seite 54



*Spitze der Bauern:* Andreas Aebi. Seite 30

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Back to the Future
- 9 **Im Auge** Maria Yudina, Pianistin
- 10 **Kommentar** Schwarzgeld
- 11 **Personenkontrolle** Germann, Keller-Sutter, Widmer-Schlumpf, Meier, Sommaruga
- 11 **Nachruf** Jean Brunner, Testpilot
- 12 **Deutschland über alles**  
Die Schweiz will rückwirkend EU-Recht übernehmen
- 14 **Broder** Im Sumpf
- 14 **Wirtschaft** Jagd auf die Reichen
- 15 **Julian Assange** Viel Lärm um nichts
- 16 **Mörgeli** Vom Mut der Pascale Bruderer
- 16 **Bodenmann** De Bumans Knieschuss
- 17 **Medien** Flugpreise, Hundstage, Pädophile
- 17 **Kostenkontrolle** Fr. 12 600.– für 35 Seiten Antirassismus
- 18 **Leserbriefe**, Darf man das?

## Hintergrund

### 20 Die Welt geht nicht unter

Was würde das Scheitern des Steuerabkommens mit Deutschland für die Schweizer Banken bedeuten?

### 22 Guldimanns Chamäleon-Diplomatie

Wie der Botschafter Berns in Berlin die Schweizer Unabhängigkeit verteidigt

### 25 Chronologie einer Auslieferung

Datenschützer gegen Bundesanwalt

### 27 Der Krebs ging vergessen

Die St. Galler Gesundheitsdirektorin verstrickt sich im Fall des Spitals Wil in Widersprüche

### 30 Dickschädel gegen Bauernphilosoph

Kampf um den Schweizerischen Bauernverband

### 33 Paradies für Kriminelle

Die Zahl krimineller Asylbewerber steigt markant

### 34 Roland Züger, vermisst

Das tragische Schicksal eines verwirrten Rentners

### 36 Gemeinsam sind wir schwächer

Der zweifelhafte Nutzen von Kantonsfusionen

### 38 Der Spion mit der Spritze

Der Mann, der Osama Bin Laden an die USA verriet

### 41 Die verschlungenen Wege der Waffen

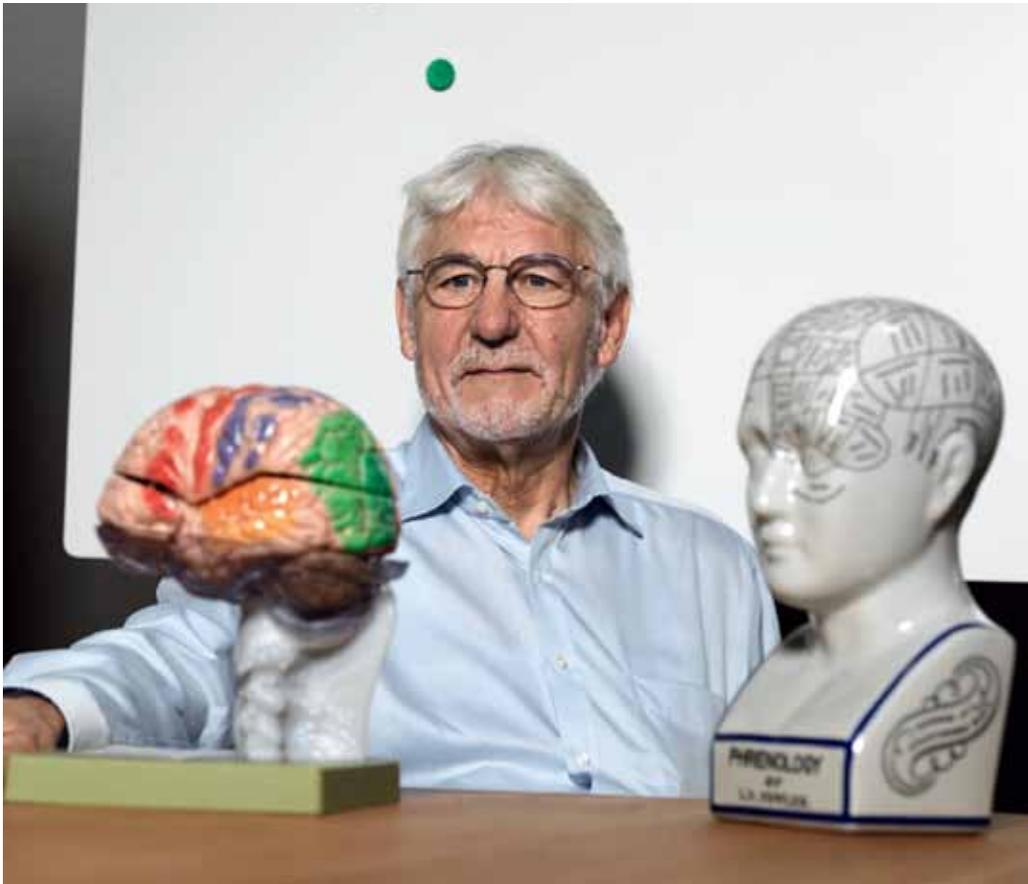
Wie die syrischen Rebellen zu ihrem Nachschub kommen

### 44 Gläsernes Erbgut

Ein neuer Bluttest für Schwangere sorgt für grosse Diskussionen. Die Aufregung ist unbegründet

### 47 Streicheln auf Abruf

Umarmen fremder Menschen: Kuschelpartys in der Schweiz



«Man muss das als psychotisch bezeichnen»: Hirnforscher Roth. Seite 48

## Interview

### 48 «Breivik kann nichts für sein Verhalten»

Massenmörder Anders Breivik leidet unter Wahnvorstellungen, sagt der deutsche Hirnforscher Gerhard Roth und plädiert im Interview auf «nicht schuldig»

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Kate Moss von Mario Testino

### 54 Bestseller

### 54 Den Tod überlisten

In seinem neuen Roman beschreibt Erfolgsautor Martin Suter ein Experiment, das geliebte Verstorbene zurückbringen soll. Vor drei Jahren verlor er selbst seinen Sohn

### 55 Jazz Louis Sclavis Atlas Trio

### 56 Sachbuch Robert A. Caros Lyndon-Johnson-Biografie

### 58 Top 10

### 58 Kino «Das Missenmassaker»

### 59 Fernseh-Kritik «Tatort – Hanglage mit Aussicht»

### 60 Namen Christoph Wolfensberger, Rockstar unter den Schönheitschirurgen

### 61 MvH Mein Lucky Luciano

### 61 Gesellschaft Die Pille für den Mann kommt doch!

### 62 Die Besten Miss Dior im Dschungel

### 63 Thiel Ich lese ja die Weltwoche nicht, aber ...

### 63 Wein Trebbiano d'Abruzzo 2009.

### 64 Im Gespräch Michael Müller, CEO der Basler Versicherungen

### 65 Auto BMW M5, Teil II

### 66 Hochzeit Wiebke Neberich und David Khalil, Teil II

**Jetzt  
exklusiv für  
Weltwoche-  
Leser!**



Als Abonnent/-in  
der Weltwoche  
jetzt TV-Star

**CHF 60.-**  
günstiger.

### TV-Star – Ihre Schweizer Fernseh-Stars

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

**Jetzt bestellen und  
CHF 60.- sparen:  
Telefon 043 444 57 01**

**DIE WELTWOCH**  
**TVstar**

Bis Besucher aus aller Welt die Schweiz entdecken können, will Jürg Schmid nicht ruhen.



## Unterstützt Ihre Bank Sie ebenso *unermüdlich* wie Jürg Schmid den Tourismus-Standort Schweiz?

Als Direktor von Schweiz Tourismus weiss Jürg Schmid, dass der Standort Schweiz viele einzigartige Vorteile mit sich bringt.

Dass die Schweizer Qualität und das Pflichtbewusstsein überall auf der Welt hohes Ansehen geniessen.

Aber auch, dass für eine erfolgreiche Positionierung im internationalen Wettbewerb eine zielgerichtete Marktbearbeitung unabdingbar ist.

Bei UBS sehen wir das genauso und unterstützen Schweiz Tourismus darum tatkräftig und mit Begeisterung.

Es ist dieselbe Art Engagement, mit der wir Sie in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten umfassend und kompetent beraten.

Und bis wir Sie davon überzeugt haben, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)

## Back to the Future

Von Urs Paul Engeler — Die rückwirkenden Manipulationen am Recht machen aus der stabilen Schweiz einen Raum der Unsicherheit.



Schweizer Banken drohen Prozesslawinen.

In der Beilage zum unterwürfigen Brief nach Brüssel verspricht der Bundesrat den Spitzen der Europäischen Union, die Schweiz verpflichte sich mit dem Vertrag zum institutionellen Anschluss, auch sämtliche früheren Entscheide des EU-Gerichtshofs («jurisprudence antérieure») zu übernehmen. Den USA werden mit dem Segen aus Bern Daten und Protokolle von Bankmitarbeitern aus längst verflossenen Jahren ausgehändigt. Den aggressiven deutschen Steuerfahndern sichert die Landesregierung nun zu, die neuartige fiskalische Schleppnetzfisherei, juristisch «Gruppenanfragen» genannt, rückwirkend bis zum 1. Januar 2011 zu gestatten. Das Parlament hat das Gesetz, das Gruppenanfragen in der Zukunft erlauben soll, noch nicht einmal behandelt. Und schon soll es fürs vergangene Jahr gelten.

Mit der nachträglichen Übernahme alter EU-Rechtssprüche könnten die flankierenden Massnahmen gegen Lohndumping rückwärts ausser Kraft gesetzt werden, dies auf Jahre hinaus. Auch in anderen bilateral geregelten Bereichen drohen Prozesslawinen. Glaubten die Bankangestellten vor kurzem noch, ihre – nach Schweizer Recht völlig korrekten – Handlungen seien durch den Daten- und Persönlichkeitsschutz sowie durch das Verbot der Wirtschaftsspionage auch international geschützt, so finden sie sich nach dem Ausliefe-

rungsentscheid des Bundesrates als Opfer der imperialistischen US-Justiz wieder. Konnten ausländische Bankkunden davon ausgehen, dass die Schweiz sich an ihr eigenes Recht der Amtshilfeverfahren hält, so müssen sie resigniert einsehen, dass hierzulande ihre Gesetze nicht nur vorauseilend, sondern hinterrücks angepasst werden. Das war bereits der Fall, als die Schweiz UBS-Kundendaten nach Washington schickte.

Was bis heute gilt, kann von Bern per vorgestern geändert, verboten, kriminalisiert werden. In der Schweiz kann niemand mehr darauf vertrauen, dass das, was er heute rechtmässig tut, morgen nicht geahndet wird. Die Eidgenossenschaft hat sich – nicht fiktiv wie im Hollywood-Streifen «Back to the Future» – real auf eine gefährliche politisch-juristische Zeitreise begeben.

Nun gilt (oder besser: galt) in der staatsrechtlichen Lehre der freiheitliche Grundsatz des Rückwirkungsverbots, im Strafrecht mit dem Begriff «nulla poena sine lege» umschrieben. Mit dem Verbot der nachträglichen Kriminalisierung wird einerseits das arglose Individuum vor staatlicher Willkür geschützt. Zum anderen bildet das Prinzip die Basis für einen stabilen, funktionierenden Staat.

Unter der Federführung der selbstherrlichen Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), einer studierten Juristin, opfert die Schweiz beide Errungenschaften. Der Bürger darf seiner Rechtschaffenheit nie mehr sicher sein. Die Eidgenossenschaft, bis vor kurzem das Bollwerk der Verlässlichkeit, wird zu einem obskuren Raum der Rechtsunsicherheit. Die Folgen können das Land verheeren.

Wie aber kann der einfache Bürger sich gegen diese neuen staatlichen Anmassungen schützen? Er könnte sich ebenfalls auf Zeitreise begeben und seine Vergangenheit korrigieren. Beliebt, weil effizient, ist dazu der Trick mit dem rückwirkend ausgestellten Arztzeugnis. Psychiatrische Gutachten könnten so Mitarbeitern der Banken, die von den USA verfolgt werden, nachträglich Unzurechnungsfähigkeit attestieren. Vom deutschen Fiskus Gejagte könnten retrospektiv ihre Vermögensverhältnisse ganz neu ordnen oder ihre Steuern bezahlen.

In «Back to the Future» gefährdet die Zeitreise das Universum insgesamt; in der Schweiz generiert diese Politik das Chaos.

Mehr zum Thema: Seite 12

## Macht Musik



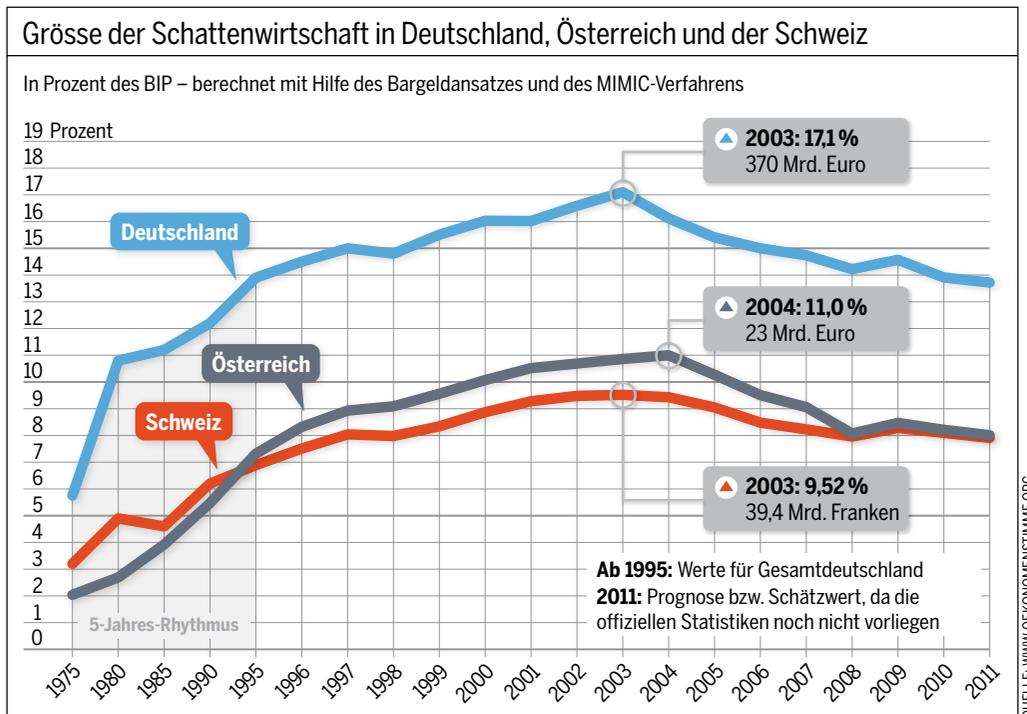
Maria Yudina, Stalins Pianistin.

Von Wladimir Putin kennt man zwar seinen Oberkörper, aber nichts über seinen Musikgeschmack. Nur, dass er die subversive Kraft gesungener Worte fürchtet, wie der Schauprozess gegen die Punkband Pussy Riot offenbarte; Sympathie empfindet er hingegen für die Starsopranistin Anna Netrebko, die ihn im Wahlkampf unterstützte. Medwedew, seine blasse Schachfigur, bekannte immerhin mal seine Vorliebe für harte Rockbands wie Black Sabbath und Deep Purple. Von Putin selber gibt es im Internet einen Clip seines Auftritts an einer Benefiz-Gala für krebskranke Kinder in St. Petersburg, da klumpert und trällert er den Ohrwurm «Blueberry Hill» von Fats Domino. So etwas wäre lebensgefährlich gewesen unter Stalin, der klassische Musik liebte und den populären Sonntagnachmittag-Konzerten von Radio Moskau lauschte und völlig hingerissen den Direktor anrief, nachdem er im Jahre 1943 Mozarts Klavierkonzert Nr. 23 in A-Dur, gespielt von seiner Lieblingspianistin Maria Yudina, gehört hatte. Er erbat sich eine Schallplatte davon. Das Problem war: Es existierte keine Tonbandaufzeichnung. Nachts um zehn sass Orchester und die Solistin wieder im Studio, der Dirigent jedoch verpatzte in Todespanik alle Einsätze und wurde von den Musikern nach Hause geschickt. Der nächste herbeigerufene Orchesterleiter tauchte sturzbetrunken auf, erst der dritte hob mutig den Taktstock, und anderntags wurde dem Diktator das gepresste Exemplar überreicht.

Maria Yudina (1899–1970) war eine Regimekritikerin, die an ihren Konzerten Gedichte des verbotenen Dichters Pasternak vortrug und immer wieder in Ungnade fiel und zeitweise nicht einmal ein eigenes Klavier besass. Der beglückte Stalin schrieb ihr einen Dankesbrief mit 20 000 Rubel im Couvert; sie antwortete, sie könne das Geld nicht annehmen und schenke es der verfolgten orthodoxen Kirche (dieselbe, die jetzt Pussy Riot bekämpft). Der Massenmörder Stalin zerriss ihr Todesurteil. In der Nacht, als er starb, drehte sich Maria Yudinas Mozart-Klavierkonzert auf dem Plattenteller endlos weiter. *Peter Hartmann*

# Staatlich geförderte Hinterziehung

Von Peter Keller — Deutschland führt einen Steuerkrieg gegen die Schweiz. Gleichzeitig blüht die deutsche Schattenwirtschaft und produziert weiter Milliarden von Schwarzgeld.



Die Deutschen schleusen deutlich mehr am Fiskus vorbei.

Höflich wäre anders. Gegen die Schweizer Banken zückte der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel die ganz grosse Keule. Es sei «organisierte Kriminalität», was die Schweizer Finanzinstitute in Deutschland betrieben, und er empfahl, die USA als Vorbild zu nehmen: «Die haben schlicht und ergreifend Schweizer Banken mit Strafverfolgung gedroht. Warum trauen wir uns das eigentlich nicht zu?»

Das ausgehandelte Steuerabkommen lehnt der deutsche SP-Chef ab, da es die Steuerhinterziehung legalisiere. Die deutschen Sozialdemokraten und ihre Schweizer Schwesterpartei wollen den automatischen Datenaustausch, den gläsernen Bürger, den permanenten Zugriff des Staates auf die Bankdaten und letztlich auch die Vermögen der Steuerpflichtigen.

Deutschland jagt seine Steuersünder am liebsten im Ausland. In der ganzen Aufregung geht vergessen, dass Schwarzgeld nicht einfach vom Himmel fällt: Es muss hart erarbeitet werden. Ohne heimische Schattenwirtschaft gäbe es keine Schwarzgeldkonten in der Schweiz (und vielen anderen Orten dieser Welt). Wenn Deutschland ein Schwarzgeldproblem beklagt, dann hat das weniger mit dem Schweizer Bankenplatz als mit einem innerdeutschen Phänomen zu tun. Das zeigen die Zahlen des österreichischen Volkswirt-

schaftlers Prof. Dr. Friedrich Schneider, dessen Forschungsschwerpunkt im Bereich der Schattenwirtschaft liegt.

Gemäss Schneiders Schätzungen liegt die Grösse der Schattenwirtschaft in der Schweiz mit 8,3 Prozent des Bruttoinlandprodukts (2010) tiefer als in sämtlichen EU-Ländern. Die Niederlande kommen auf 10,3 Prozent, Finnland steht bei 14,3 Prozent, Belgien bei 17,9 Prozent. Spitzenreiter ist Griechenland: Dort werden 25,2 Prozent der wirtschaftlichen Leistung am Fiskus vorbeigeschleust. Allerdings fehlen in dieser Untersuchung die beiden EU-Neulinge Rumänien und Bulgarien. Ökonomen gehen davon aus, dass in Südosteuropa rund jeder dritte Franken in der Schattenwirtschaft landet.

## Rangfolge hat sich kaum verändert

Aufschlussreich ist, dass sich die Rangfolge der Länder in den letzten zwanzig Jahren kaum verändert hat. Viel tiefer als in anderen Regionen liegt der Anteil der Schattenwirtschaft in den angelsächsischen Staaten (7 bis 12 Prozent). Ihnen folgt der Hauptharst der skandinavischen Länder (13 bis 14 Prozent). Obenaus schwingen jene PIGS-Staaten, die auch die Schlagzeilen rund um die Euro-Schuldenkrise beherrschen: Portugal, Italien, Griechenland, Spanien mit 19 bis 25 Prozent. Und Deutsch-

land? Die Saubermann-Nation Sigmar Gabriels schneidet im Vergleich schlecht ab: 2010 flossen rund 360 Milliarden Euro (oder 14,65 Prozent des Bruttoinlandprodukts) in die Schattenwirtschaft.

Ein Grossteil dieses Schwarzgeldes rotiert. Der Maler bekommt seine Rechnung bar bezahlt, dafür kauft er einen Teil seines Materials ohne Rechnung ein. Sein Lieferant erwirbt ein Occasionsauto und reicht so sein Schwarzgeld weiter. Dem Fiskus entgehen Milliarden Steuererträge. Überraschend ist, wie unterschiedlich stark die Schattenwirtschaft im deutschen Kulturraum ausgeprägt ist. Die Schweiz und Österreich weisen mit rund 8 Prozent die niedrigsten Werte in Europa aus. Das mit uns vergleichbare Deutschland bewegt sich mit rund 14 Prozent im oberen Drittel (siehe Infografik).

Offenbar haben es sämtliche (auch sozialdemokratisch geführten) deutschen Regierungen verpasst, wirksam gegen die grassierende Schattenwirtschaft vorzugehen. Nun allein gegen die Schweizer Banken zu zielen, lenkt vom eigenen Versagen ab – zumal die Gründe für hohe Schwarzarbeitsquoten nicht eben schmeichelhaft sind: Je ineffizienter die Verwaltung ist und je mehr Bürokratie die Bürger und Unternehmen plagt, desto stärker wird der Trend Richtung Schwarzarbeit. Ein höheres Mass an wirtschaftlicher Freiheit, weniger Regulierung, grössere Rechtssicherheit, verlässliche Institutionen, transparente und einfache Besteuerung würden dagegen die Anreize verringern, sagt Dominik H. Enste, Leiter des Kompetenzfeldes Institutionenökonomik beim Institut der deutschen Wirtschaft Köln.

## Ein wesentlicher Grund für eine florierende Schattenwirtschaft liegt in einem überbordenden Staat.

Die Analyse ist klar. Die Schlüsse daraus weniger. Ein wesentlicher Grund für eine florierende Schattenwirtschaft liegt in einem überbordenden Staat. Wird die reguläre Arbeit stark belastet, wird es attraktiver, den Staat zu umgehen. Da der deutsche Staat wesentlich besser organisiert ist als beispielsweise Italien, müssen noch andere Faktoren die hohe Schattenwirtschaft befördern. Etwa die aktuelle Euro-Krise. Im Juli hat der Bundestag einen 100-Milliarden-Hilfskredit genehmigt. Die SPD unter Gabriel fordert darüber hinaus einen gemeinschaftlichen Fonds zum Abbau der Schulden. Mit anderen Worten: Der deutsche Steuerzahler soll für die Schuldenpolitik im Süden bluten. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er sein Geld vor dem Zugriff des Staates in Sicherheit bringen will.

Mehr zum Thema: Seiten 20 bis 26

## Personenkontrolle

### Germann, Keller-Sutter, Widmer-Schlumpf, Meier, Sommaruga

Die Mitglieder der Aussenpolitischen Kommission (APK) des Ständerates gerieten am letzten Donnerstagmorgen zu Beginn ihrer Sitzung in ein nervöses Palaver über die eben erschienene *Weltwoche* und den darin publizierten vertraulichen Brief von Bundespräsidentin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) nach Brüssel. Damit der gesamte Ausschuss auf dem gleichen Informationsstand diskutieren könne, schlug Präsident **Hannes Ger- mann** (SVP, SH) vor, den *Weltwoche*-Artikel zu kopieren und zu verteilen. Die konstruktive Idee löste bei der St. Galler FDP-Frau **Karin Keller-Sutter** jedoch eine entsetzte Spontan-



«Zu viel der Ehre»: FDP-Ständerätin Keller-Sutter.

reaktion aus: «Das wäre zu viel der Ehre für das Blatt!» Nach dieser hysterischen Intervention verzichtete die Mehrheit auf diese Dienstleistung. (upe)

Wie falsch dürfen Aussagen sein, die Bundesräte in der Öffentlichkeit machen? Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) sagte in einem Interview in der *Aargauer Zeitung*, die heutigen Preise von Atomstrom seien viel zu tief. «Externe Kosten wie die Endlagerung radioaktiver Abfälle oder die Unfallrisiken von Atomkraftwerken sind nicht einberechnet.» Ob die Unfallrisiken gedeckt sind, darüber lässt sich zwar streiten. Die Endlagerung radioaktiver Abfälle aber ist eingepreist, denn die AKW-Betreiber müssen während der Laufzeit ihres Werks einen Fonds äufnen, mit dem die Entsorgung der Abfälle finanziert wird. Darauf hingewiesen, verteidigt das Finanzdepartement die Behauptung der Departementschefin mit kruden Argumenten. Gemeint habe diese «langfristige Unsicherheiten» bei der Entsorgung radioaktiver Abfälle, schreibt Mediensprecher **Roland Meier** – denn «das Problem ist ja nicht einfach gelöst, wenn diese irgendwo unter dem Boden gelagert werden». Irgendwo unter dem Boden? Immerhin war es der Bundesrat, dem Widmer-



Zu tiefe Preise: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Schlumpf nun angehört, der 2006 den Entsorgungsnachweis für radioaktive Abfälle genehmigt hat. Was so viel bedeutet wie: Er erachtet die dauerhafte Endlagerung dieser Abfälle «unter dem Boden» als machbar. (are)

Anfang Juli startete das Bundesamt für Migration (BfM) unter Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) das «Rückkehrhilfe-Programm» für Asylbewerber aus Tunesien. Jeder, der die Schweiz freiwillig verlässt, erhält vor der Abreise am Flughafen 1000 Franken bezahlt (für Kinder gibt's 500 Franken). Wer drei Monate nach der Ankunft ein konkretes «Projekt» vorstellen kann, erhält zusätzlich bis zu 4000 Franken Starthilfe (für Gemeinschaftsprojekte gibt's bis zu 15000 Franken). Gemäss BfM haben bisher 22 Tunesier davon Gebrauch gemacht. Natürlich müsse laut BfM nun «genauestens» geprüft werden, ob das Angebot nicht ausgenutzt werde, ob allenfalls die Heimkömmlinge selber, ihre Familienmitglieder oder sonstige Schlaumeier das Programm missbrauchten, um in die Schweiz zu reisen und kurzerhand die 1000 Franken Belohnung zu kassieren. Ein kurzer Blick ins Internet zeigt, dass sich der Aufwand durchaus lohnte: Die Überfahrt Tunis–Genua kostet umgerechnet 137 Franken, eine Zugfahrt Genua–Mendrisio gibt's für 32 Franken. Für insgesamt 169 Franken können Tunesier also innert zweier Tage offiziell in die Schweiz reisen, einen Asylantrag stellen, Kost, Logis und Nothilfe beziehen, nebenbei Land und Leute entdecken und dann mit 1000 Franken im Gepäck zurück in die Heimat reisen (den Flug bezahlt der Bund). Übrig bleiben 831 Franken, was in Tunesien ungefähr zwei Monatslöhnen entspricht. (aku)



«Rückkehrhilfe»: Bundesrätin Sommaruga.

## Nachruf



Pragmatische Lösungen: Pilot Brunner.

**Jean Brunner (1932–2012)** — Brenzlige Situationen gehörten zu seinem Beruf, doch am 25. März 1958 sprang Testpilot Jean Brunner buchstäblich dem Tod von der Schippe. Seine P-16 befand sich auf dem Landeanflug zum Flughafen Altenrhein, als die Steuerung ausfiel. Brunner setzte sich mit dem Schleudersitz ab, während seine Maschine in den Bodensee stürzte. Vier Buben, die mit dem Pedalo unterwegs waren, fischten den Piloten aus dem sechs Grad kalten Wasser. Seine Vorgesetzten hatten ihn gegenüber seiner hochschwangeren Frau bereits für tot erklärt.

Mit dem Absturz platzte der Traum vom Schweizer Düsenjäger. Wenige Wochen zuvor hatte der Nationalrat die Beschaffung von hundert Exemplaren des P-16 beschlossen. Nach dem Verlust des Prototyps – es war bereits der zweite – kippten die Politiker in Bern wie Dominosteine.

Erfolglos wiesen die Erbauer darauf hin, dass Prototypen schliesslich dazu da sind, Schwachstellen zu eruieren. Obwohl dem P-16 hervorragende Eigenschaften zugeschrieben wurden, stoppte der Bundesrat das Projekt. Sein Design diente später als Grundlage für den legendären Learjet.

Brunners Geschichte ist eng mit jener der Schweizer Luftwaffe verknüpft. Als langjähriger Chef-Testpilot überlebte er die Turbulenzen um die Mirage, den Tiger, die F/A-18. Er plädierte stets für pragmatische Lösungen, doch erbitterte Grabenkämpfe um den einzig richtigen Kampfflieger haben in der Schweiz nun mal Tradition. Am 11. August erlag Jean Brunner kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag einem Krebsleiden. *Alex Baur*

# Aus Nein wird Ja

Von Urs Paul Engeler — Der Bundesrat verspricht der EU, auch frühere Entscheide des Europäischen Gerichtshofs zu übernehmen. Damit tritt die Schweiz dem EWR nachträglich doch bei.

A titre illustratif et afin de permettre une meilleure compréhension des principes institutionnels présentés par le Gouvernement suisse, le présent document formule d'éventuelles dispositions concrètes dans le cadre de l'accord sur l'électricité. Ces dispositions s'inspirent largement des règles régissant l'EEE ainsi que d'accords en vigueur entre la Suisse et l'UE.

L'objectif d'homogénéité est l'élément central d'un renforcement des dispositions institutionnelles dans les accords d'accès au marché. Une disposition comparable à celle utilisée dans l'Accord sur l'EEE pourrait être convenue et l'homogénéité serait également assurée par des dispositions concernant les autres volets institutionnels de l'accord.

Comme dans l'EEE, en contrepartie de l'engagement de reprendre les développements de l'acquis UE pertinent pour l'accord, une participation appropriée de la Suisse à l'élaboration des décisions ("decision shaping") et, dans le cadre de l'accord électricité, plus particulièrement aux agences et organismes actifs dans le domaine de l'électricité doit être assurée. Les dispositions pertinentes pourraient avoir la teneur suivante:

«Wie im EWR»: Auszüge aus dem Brief des Bundesrats an EU-Kommissionspräsident Barroso.



Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Mindestens so skandalös wie der untertänige Brief nach Brüssel (*Weltwoche* Nr. 33/12) sind die beiden Anhänge, die Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) mitgeschickt hat. Nicht weniger als zehn Mal versichert sie auf den beigehefteten sieben vertraulichen Seiten der Europäischen Union (EU): Was der Bundesrat im Innern des Landes als «institutionelle Lösung» für den bilateralen Bereich darstelle, sei in Wirklichkeit ein neuer EWR.

Das Vorgehen der Landesregierung und ihrer Präsidentin hat die Qualität einer verkehrten Täuschung: Die Gegenpartei, in diesem Falle die EU, wird offen und umfassend über die politischen Pläne informiert; die eigenen Bürger, deren Interessen zu vertreten wären, bekommen seit Monaten kiloweise Sand in die Augen gestreut.

Um das Doppelspiel des Bundesrates in seiner ganzen Tücke zu verstehen und richtig zu werten, ist zunächst auf dessen Mitteilung vom 15. Juni 2012 zurückzugreifen (nachzulesen unter [www.news.admin.ch/dokumentation](http://www.news.admin.ch/dokumentation)). Im kurzen Text erklärte die Landesregierung damals fünf Mal explizit, die institutionellen Gespräche mit der EU entsprächen dem traditionellen Bilateralismus: Es gehe allein um «die Weiterführung und Weiterentwicklung des bilateralen Wegs», um eine «effiziente Anwendung der bilateralen

Abkommen», um «Bestimmungen, die in bilateralen Abkommen festgelegt wurden», um «die Rechtsentwicklung, die Überwachung der Anwendung der bilateralen Abkommen» sowie um «ein grosses Interesse an einem bilateralen Abkommen». Details fehlen. Vor allem findet sich nicht der kleinste Hinweis auf ein Konstrukt, das dem EWR-Vertrag entspricht, der 1992 von Volk und Ständen verworfen worden ist und seither keineswegs an Popularität gewonnen hat.

Dafür taucht das Reizwort «EWR» in den französisch abgefassten Annexes zum Bittschreiben an Ihre «Exzellenz» und EU-Kommissions-Präsident José Manuel Barroso umso prominenter auf. Bereits in ihrer Einleitung weist Widmer-Schlumpf unverblümt darauf hin, dass das Schweizer Angebot zur institutionellen Anbindung an die EU exakt dem Muster des EWR entspreche: «Darüber hinaus basieren sie [die übermittelten Schweizer Vorschläge, die Red.] genauso auf Lösungen, die bereits heute im Rahmen bestehender Abkommen oder innerhalb des EWR akzeptiert und umgesetzt sind.»

## «Dieses Ziel der Einheitlichkeit»

Die verschleierte Wiederauflage des EWR, die der Bundesrat eingeleitet hat, basiert auf dem neuen europapolitischen Dogma der «Einheitlichkeit» («homogénéité»), dem die Ber-

ner Administration nun alles unterordnet. Versprach die Landesregierung vor der Abstimmung über die bilateralen Verträge noch hoch und heilig, die Souveränität des Landes stehe über einer gesamteuropäischen Konformität, so wurden – ohne jede öffentliche Diskussion – die Prioritäten rasch ins Gegenteil vertauscht: Der Bundesrat gewichtet heute die europäische Ganzheit höher als die Selbstbestimmung der Schweizer Bürger.

Aus diesem Prinzip leiten sich sämtliche EWR-Versprechen ab, die der Bundesrat in der geheimen Depesche der EU übermittelt hat: «Dieses Ziel der Einheitlichkeit, das jenem des EWR-Abkommens gleicht, würde sich sowohl auf die Bestimmungen beziehen, die unverändert aus dem EU-Recht in das Abkommen übernommen werden, wie auch auf jene Bestimmungen, die dieses Abkommen betreffen.» Die Schweiz werde sich – wiederum «gleich wie im EWR» – in den von der EU-Kommission und dem Rat der EU eingesetzten Arbeitsgruppen an der weiteren Entwicklung des europäischen Rechts («développements du droit») beteiligen.

Von einer derartigen Mitwirkung der Schweizer Funktionäre in den EU-Gremien dürfen die Schweizer sich allerdings nicht einlullen lassen. Denn «institutionelle Anbindung» bedeutet nicht etwa die Konsenssuche zweier souveräner Partner (wie unter

dem Prinzip des Bilateralismus), sondern die mehr oder weniger automatische Übernahme des EU-Rechts, wie der Bundesrat dies in einer der nächsten Briefpassage auch schon zusagt: «Bei der Auslegung der Bestimmungen des Abkommens gilt es wie im EWR sicherzustellen, dass die Rechtsprechung und die Behörden der Parteien die Rechtsprechung des Gerichtshof der EU [EuGH, die Red.] berücksichtigen, damit eine einheitliche Auslegung des Abkommens sichergestellt werden kann.»

An anderer Stelle ist gar von der «Verpflichtung, die Auslegungen des Gerichtshofes der EU betreffend den EU-Acquis zu berücksichtigen» die Rede. Politisch von grösster Brisanz ist, dass Bern im Brief der EU sogar zusagt, dass die Schweiz – um die europäische «Einheitlichkeit» zu gewährleisten – nicht nur die künftigen, sondern auch alle früheren Urteile des EuGH («jurisprudence soit antérieure ou postérieure») übernehmen werde. Damit würde das EWR-Nein von 1992 rückwirkend in ein Ja umgewandelt.

Um diese Abhängigkeit von Brüssel notdürftig zu kaschieren, bringt der Bundesrat eine neuartige nationale «Überwachungsbehörde» ins Spiel. Entscheidend ist, dass dieser «unabhängige» Ausschuss, der in der Verfassung der Eidgenossenschaft gar keinen Platz hat, «sämtliche Klagen, einschliesslich

jener der Europäischen Kommission», entgegennehmen und gerichtlich beurteilen lassen muss. Diese Dienststelle ist damit das offene Einfallstor Brüssels. Weil die europäische Ganzheitlichkeit das oberste politische Gebot ist, können helvetische Vasallen-Gremien keine einzige Regelung treffen, die von den Vorstellungen der EU-Kommission und den Sprüchen des EuGH abweicht. Das alles wird hierzulande unter dem dicken politisch-medialen Deckel gehalten.

#### EU-Anschluss durch die Hintertür

Das organisierte Schweigen ist erstaunlich. Denn das devote bundesrätliche Schreiben samt Beilagen an die Exzellenz Barroso spricht eine Sprache, die deutlicher kaum sein kann. Das Wort «bilateral» kommt darin nur noch am Rande vor und wird fast systematisch durch «EWR» ersetzt: Alle vorgeschlagenen Lösungen, schreibt der Bundesrat wörtlich und wiederholt, entsprechen «dem System im Rahmen des EWR», sind durchgehend «vergleichbar mit denjenigen des EWR-Abkommens» oder «inspirieren sich weitgehend an den Vorschriften zur Regulierung des EWR». Zwanzig Jahre nach ihrer Niederlage an der Urne versucht die schweizerische Classe politique, den Anschluss an die EU doch noch zu bewerkstelligen, diesmal durch die Hintertür.

Die Vorbereitung des heimlichen Manövers oblag zwei freisinnigen Bundesräten: Aussenminister Didier Burkhalter und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann. Grund für die *Weltwoche*, dem Sprecher des Aussenministers zwei kleine Fragen zu stellen: «Warum schreibt der Bundesrat in seinen Botschaften an die Schweizer Bürger durchgehend von «bilateralen Abkommen», ohne den Begriff «EWR» auch nur einmal zu verwenden? Und warum betont er im Brief an die EU-Kommission umgekehrt zehn Mal die EWR-Kompatibilität seines Konzepts?»

Nach 23 Stunden intensiven Nachdenkens liefern die Spezialisten des Departements keine genauen, aber gleichwohl aufschlussreiche Antworten: «Da im EWR teilweise die gleichen Fragen (Rechtsübernahme, Anwendung und Interpretation) geregelt wurden und für die EU dieses Regelwerk eine Referenz darstellt, ist es naheliegend, Vergleiche mit den EWR-Mechanismen zu machen. Der Umstand, dass der Schweizer Vorschlag mit dem EWR verglichen wird, ändert nichts am Umstand, dass dieser Vorschlag eigenständig und eigenartig ist. Der vom Bundesrat vorgeschlagene Zweipfeiler-Ansatz zur Überwachung und Auslegung wird als gleichwertig (äquivalent) mit den EWR/EFTA-Mechanismen erachtet. Die Überwachung und Auslegung der Abkommen bleiben jedoch national.» ○



# Im Durchschnitt ist jeder pro Jahr 8 Tage krank.

Nicht  
verpassen:  
bis 30.9.2012  
zur CSS  
wechseln.

Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt, wir interessieren uns für Sie. Deshalb sind wir mit kostenloser medizinischer Beratung rund um die Uhr für Sie da.

Informieren Sie sich in einer der 120 Agenturen, per Telefon 0844 277 277 oder auf [www.css.ch](http://www.css.ch). **Ganz persönlich.**



## Im Sumpf

Von Henryk M. Broder — Mit einem Satz liegt man immer richtig in der Bundesrepublik.



Sollten Sie bei einem Besuch der Bundesrepublik in eine Gesellschaft geraten, in der über Politik diskutiert wird, können Sie mit einem einzigen Satz als kritischer Geist punkten. Sagen Sie einfach: «Wir wollen hier doch keine amerikanischen Verhältnisse!» Damit liegen Sie immer richtig, egal, worüber gerade geredet wird: Politik, Kultur oder Fast Food. Er ist das «Sesam, öffne dich!» für den Einlass in progressive Kreise, die kapitalismuskritisch sind und fair gehandelten Kaffee aus regionalem Anbau konsumieren. Umso überraschender war es, dass der neue Vorsitzende der Partei Die Linke, die ihrerseits aus der SED, der Staatspartei der DDR, hervorgegangen ist, vor kurzem für die Einführung «amerikanischer Verhältnisse» in der Bundesrepublik plädierte. In einem Interview mit der *Welt* sagte er, amerikanischen Unternehmern, die Steuern hinterziehen, drohe in den USA die Ausbürgerung. «Wir sollten uns das amerikanische Modell zum Vorbild nehmen [...], deutschen Unternehmern, die nicht bereit sind, den vollen Steuersatz zu zahlen, sollte auch die Staatsbürgerschaft entzogen werden können. Wenn dies im Mutterland des Kapitalismus geht, muss es auch bei uns möglich sein.»

Unnötig, zu sagen, dass US-Unternehmern, die beim «Steuersparen» erwischt werden, vieles droht, nur nicht die Ausbürgerung. Ausgebürgert wurde in den Staaten des real existierenden Sozialismus, wie in der DDR, die viele in der Linkspartei auch mehr als zwanzig Jahre nach ihrem Ableben für ein Modell halten, das noch lange nicht ausgedient hat. Natürlich ist das, was der Chef der Linkspartei sagt, nicht mehrheitsfähig. Aber es zeigt die Richtung an, in die sich die Diskussion bewegt. Der stellvertretende Vorsitzende der SPD-Fraktion im Bundestag, Joachim Poss, hat erklärt: «Wir wollen den Sumpf der Steuerkriminalität in Deutschland, europaweit, weltweit austrocknen.» Erstaunlicher noch als dieser Satz war, dass ihm niemand widersprach. Während sonst die Nation den Atem anhält, wenn ein TV-Moderator das Wort «Autobahn» sagt, ohne sich dabei von den Nazis zu distanzieren. Die haben auch ausgebürgert und Sümpfe trockengelegt. Und sie waren, was heute gerne übersehen wird, ebenfalls Sozialisten.

## Jagd auf die Reichen

Von Kurt Schiltknecht — Die europäischen Staaten sind in Geldnot. Wer noch Vermögen hat, ist enteignungsgefährdet. Das ist ein schlechtes wirtschaftspolitisches Rezept.

Der französische Präsident Hollande und die deutschen Sozialdemokraten blasen wieder einmal ihr Halali zur Jagd nach den Reichen. Dass die Schweizer Banken nach Ansicht des Bundesrats und unter dem Beifall vieler Journalisten dabei die Treiber spielen sollen, macht die Sache nicht besser. Die Reichen sind in jedem Land eine Minderheit. Im Gegensatz zu anderen Minderheiten genießen sie allerdings keinen Schutz. Im Gegenteil, weite Kreise der Bevölkerung erachten es nicht zuletzt vor dem Hintergrund übersetzter Managerlöhne als gerecht, wenn die Steuerschraube bei den Reichen angezogen wird. Im Zusammenhang mit der aktuellen Schuldenkrise scheint ein Rückgriff auf die Vermögen und Einkommen der Reichen naheliegend. Wer ausser ihnen hat in diesen schwierigen Zeiten noch Geld, um die riesigen Staatsdefizite und -schulden zu finanzieren.

Die Idee, mit hohen Einkommens- und Vermögenssteuern zu einer besseren und gerechteren Gesellschaft zu kommen, ist weder neu noch brauchbar. Diese Idee hat bei den linken Parteien Tradition, obwohl bisher jeder Umsetzungsversuch in Stagnation und hoher Arbeitslosigkeit endete. Spätestens dann kippte die Stimmung bei den Bürgern. Eine Mehrheit realisierte, dass eine zu starke Belastung der höchsten Einkommen und Vermögen und eine Umschichtung der Ersparnisse aus der privaten Wirtschaft in den staatlichen Sektor ein Holzweg und keine Strasse zu höherem Wohlstand sind.

Das Problem vieler Linken ist, dass ihre wirtschaftspolitischen Ideen auf ideologischen Vorstellungen und nicht auf ökonomischen Kenntnissen beruhen. Sie erwarten, dass sich alle Menschen, auch die Reichen, so verhalten, wie sie es sich in ihren Wunschvorstellungen ausdenken. Sie erwarten, dass die Unternehmer, die Erfolgreichen und die Kreativen, die mit ihren Leistungen die Gesellschaft vorantreiben und den Wohlstand der meisten mehren, widerstandslos höhere Steuern auf sich nehmen. Allerdings wissen auch die Linken, dass dies eine Wunschvorstellung ist und viele Reichen durch Abwanderung oder Steuerhinterziehung ihre Einkünfte oder Vermögen vor dem Zugriff des Fiskus in Sicherheit bringen. Um das zu verhindern, versuchen vor allem die Industrieländer, die ihre Volkswirtschaft

ten mit einer staatlichen Schuldenwirtschaft an den wirtschaftlichen Abgrund gesteuert haben, von den anderen Ländern Auskünfte über die bei ihnen gelagerten ausländischen Vermögen zu erhalten. Mit immer engeren Kontrollnetzen soll verhindert werden, dass Reiche durch das Verschieben ihrer Einkünfte und Vermögen ins Ausland sich dem immer gieriger werdenden Fiskus entziehen können. Der Glaube, mit mehr Kontrollen die Steuerhinterziehung wirksam bekämpfen oder mit noch höheren Steuern auch nur eines der akuten Wirtschaftsprobleme lösen zu können, wird sich schnell als Irrglaube herausstellen.

Kurzfristig können vielleicht einzelne Staaten etwas mehr Steuern eintreiben. Doch die langfristigen negativen Auswirkungen werden bei weitem überwiegen. Vor allem nicht standortgebundene Unternehmen und Reiche werden sich bei der erstbesten Gelegenheit in Länder absetzen, in denen Leistung und Erfolg

nicht durch übersetzte Steuern bestraft werden und in denen die Gewinne und Einkommen nicht nur zur Finanzierung von Staatsschulden und einer überbordenden Staatsaktivität, sondern auch für wachstumsträchtige Investitionen verwendet werden können. Die Politiker spüren, dass solche Absetzbewegungen weiter an Dynamik gewinnen werden.



### Erfolg kommt durch niedrige Steuern

Deshalb kämpfen EU-Politiker dafür, dass die EU-Länder noch näher zusammenrücken und die internationale Kooperation im Bereich der Steuern und der Steuerhinterziehung verstärken. Bei diesen Bestrebungen kommt den Politikern die Euro-Krise sehr gelegen. Bei einer Harmonisierung der Steuern, einer Ausschaltung des Steuerwettbewerbs und einer verschärften Kontrolle der Steuerhinterziehung wären Steuererhöhungen in den Augen vieler Politiker leichter durchsetzbar. Doch schon ein Blick in die Geschichtsbücher würde zeigen, dass wirtschaftliche Erfolge immer mit Steuerwettbewerb, relativ niedrigen Steuern und einem freiheitlichen Wirtschaftssystem einhergingen. Mehr Kontrollen, mehr Staat und höhere Steuern haben immer in einer Sackgasse geendet. Spätestens wenn sich diese Erkenntnis wieder durchsetzt, werden die Reichen – zumindest politisch – wieder mehr Freunde haben.

# Viel Lärm um nichts

Von Hansrudolf Kamer — Der Wikileaks-Gründer Julian Assange sitzt in der ecuadorianischen Botschaft in London fest. Die hohe Diplomatie hätte Besseres zu tun, als sich mit ihm zu beschäftigen.



Mitte August hat Ecuador, das autoritär-populistisch regierte südamerikanische Land am Pazifik, seine Entscheidung angekündigt, Julian Assange diplomatisches Asyl zu erteilen. Julian Assange?

Nun, der Gründer von Wikileaks, der Organisation, die nichtöffentliche diplomatische Dokumente im Web publiziert hat, war zwei Monate vorher in die ecuadorianische Botschaft in London geflüchtet, um einer Festnahme und einer Auslieferung nach Schweden zu entgehen.

Der arme verfolgte Assange ist ein Symptom unserer Zeit. Verschwörungspostel, Narziss par excellence, Enthüllungssikone der Linken mit abnehmender Strahlkraft, Selbstdarsteller, der die Medienwelt anzieht wie der Honig die Fliegen. Wer ihn ernst nimmt – viele Regierungsbürokratien tun es –, ärgert sich und möchte ihn am Wickel packen. Ein Vorwurf lautet, seine Enthüllungen hätten Leben gefährdet, etwa in Afghanistan. Die Namen von Afghanen, die mit den Nato-Truppen zusammengearbeitet hätten, seien durch Wikileaks-Enthüllungen bekannt geworden, und die Taliban hätten so Kenntnis von ihnen erhalten. Die Rache der Koran-Schüler an den Kollaborateuren sei programmiert.

Wikileaks wurde 2006 gegründet als sogenannte Whistleblower-Website, auf der Dokumente anonym veröffentlicht werden konnten. 2010 erregte sie grössere Aufmerksamkeit, als sie Abertausende von vertraulichen und geheimen diplomatischen Depeschen des amerikanischen Aussenministeriums publizierte. «Cablegate» schlug besonders hohe Wellen in Südamerika. Die amerikanische Botschafterin wurde aus Ecuador hinausgeworfen, weil sie in einem ihrer Berichte geschrieben hatte, Präsident Rafael Correa unternehme nichts gegen die Korruption in der Polizei.

Assange soll in Schweden vor Gericht erscheinen, damit die Anklage zweier schwedischer Frauen geklärt wird: Die eine behauptet, sie sei vom platinblonden 41-jährigen Australier vergewaltigt worden, die andere spricht von sexueller Belästigung. Beide Vorfälle ereigneten sich im Jahr 2010.

Weshalb sich Assange aus Schweden absetzte, weiss nur er. Seine Vorwürfe an die schwedi-

schen Behörden, er werde wegen seiner Enthüllungen verfolgt, klingen unglaublich. Normalerweise steht auch in Schweden bei Gerichtsverhandlungen über Vergewaltigungsvorwürfe – besonders wenn bekannte Personen betroffen sind – Aussage gegen Aussage. Verurteilungen sind selten. Die meisten Anklagen werden schliesslich fallengelassen. Das würde wohl auch im Fall Assange geschehen, wenn er denn nach Schweden käme, um sich den Befragungen zu stellen.

## Jubelnde Anhänger

Auch die Befürchtung, Schweden werde ihn an die USA ausliefern, wo ihm die Todesstrafe wegen Hochverrats drohe, ist konstruiert. Das schwedische Aussenministerium erinnerte vor kurzem erneut daran, das schwedische Gesetz wie auch die Verpflichtungen unter der Europäischen Menschenrechtskonvention untersagten eine Auslieferung an Staaten für ein Verbrechen, das mit der Todesstrafe geahndet werden könnte. Es sei nicht bekannt, ob die Amerikaner Assange rechtlich belangen wollten.

Nun sitzt er also in der ecuadorianischen Botschaft wie einst Kardinal Mindszenty, der während fünfzehn Jahren in der amerikanischen Vertretung in Budapest ausharren musste. Langeweile packt ihn schon jetzt. Es drängt ihn an die Öffentlichkeit. Auf dem Balkon des

Botschaftsgebäudes wandte er sich wie ein Caudillo an seine jubelnden Anhänger und forderte Barack Obama auf, die Hexenjagd auf ihn zu beenden. Obama ist nun allerdings nicht der Bösewicht in der Geschichte.

Das könnte der britische Aussenminister William Hague werden, der den Ecuadorianern zu verstehen gab, man könnte ein Gesetz aus dem Jahr 1987 anwenden, die Botschaft betreten und Assange verhaften. Das wird wohl nicht geschehen. Die Medien spekulieren, wie Assange sonst entkommen könnte. Man könnte ihn in einen mannsgrossen Segeltuchsack hüllen und ihn mit der diplomatischen Post in einem Botschaftsauto ausschaffen. Oder: Ein britischer Jurist riet Ecuador, Assange zum Uno-Botschafter zu ernennen. Dann habe er diplomatische Immunität und könnte sogar New York besuchen.

Präsident Correa spielt sich als Schirmherr des freien Informationsaustausches und des internationalen Rechts auf, knebelt aber in seinem eigenen Land die Presse. Warum er das tut, ist leicht zu erraten. Sein Eintreten für Assange dient als Blitzableiter für die ausländische Kritik, kostet ihn sonst aber nichts. Ausserdem braucht er eine nationalistische und lateinamerikanische Gefühlsaufwallung, um seine Landsleute für die Wahlen in sechs Monaten in Stimmung zu bringen. Zu diesem Zweck wurden Aussenministertreffen der einschlägigen lateinamerikanischen Organisationen einberufen, die sich wie erwartet in rhetorischer Solidarität mit Ecuador übten.

Das wird Correa vorerst genügen. London wartet ab. Dann könnte das Schlimmste geschehen, was sich Assange vorstellen kann: Er gerät in Vergessenheit. Natürlich wird er alles unternehmen, um gerade das zu verhindern.



Nur nicht in Vergessenheit geraten: Flüchtling Assange in London.

## Vom Mut der Pascale Bruderer

Von Christoph Mörgeli

**M**ut tut gut. In der Politik. In der Wirtschaft. In der Gesellschaft. Darum verleiht der *Beobachter* alljährlich seinen Prix Courage. Für «mutige Menschen», für «Persönlichkeiten mit Zivilcourage». Als Jurypräsidentin und oberste Wahlinstanz aller mutigsten Schweizer amtiert neu Pascale Bruderer. In den Abstimmungs-Ratings glänzt die SP-Politikerin als Rechtste unter den Linken. Und als Linkste unter den Rechten. Die personifizierte Standpunktlosigkeit. Frau Bruderer hat zwar noch nie eine Laterne eingeworfen. Aber sie hat auch noch nie eine Laterne angezündet.

Pascale Bruderer, Präsidentin der Aargauer Cleantech, legte technisch die cleanste aller Karrieren aufs Parkett. Diese führte sie von der Kantonsschulbank über den Uni-Klappsitz, den Grossratsstuhl, den Nationalratspräsidentenstuhl auf den Ständeratsfauteuil. Konsequenterweise vermieden hat sie bislang nur den Schleudersitz. Ununterbrochen bezeichnet sich Bruderer als «Brückenbauerin». Und dies, ohne je einen Stein verschoben zu haben. Wenn der Präsidentin des Prix Courage eines abgeht, ist es das: Mut, Mumm und Tapferkeit.

Gerade noch rechtzeitig verabschiedete sich Pascale Bruderer aus der Jury «Schweizer des Jahres», um 2011 aus drei präparierten Vorschlägen den Swiss Award, Sparte Politik, entgegenzunehmen. Sie zählt auf den Titelseiten der farbigen Heftli mit Francine Jordi, Cécile Bähler und Christa Rigozzi zu den Schätzchen der Nation. Kamerawirksam steht sie an allen Galas, wo sich das Gute mit «Glanz & Gloria» verbindet. Immer kontrolliert, inszeniert, retouchiert. Die Retortenpolitikerin ist Golferin, Besitzerin von Hund, Kind, Eigenheim in Nussbaumen und Ferienhaus in Engelberg. Gerne lässt sie sich mitunter mit Genosse Cédric Wermuth in einer Staatskarosse an Anlässe chauffieren. Schliesslich sitzt sie im Beirat Ökologie der Herzog Kull Group AG.

Man kann sich vorstellen, welche mutigen Persönlichkeiten aus dem linksgemitteten Lager Pascale Bruderer künftig für den Prix Courage vorgeschlagen werden: zum Beispiel SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin für den mutigen Vorschlag, Ueli Maurer nicht als Bundespräsident zu wählen. Oder Res Strehle und Constantin Seibt für ihre mutigen Attacken im *Tages-Anzeiger* gegen unsere Banken. Oder Fernsehmoderator Kurt Aeschbacher für seine jederzeit mutige Kleiderwahl.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## De Bumans Knieschuss

Von Peter Bodenmann — Berlin: Muss Botschafter Tim Guldemann seine Koffer packen und nach Bern zurück?



*Kennen Sie den?* CVP-Politiker de Buman.

**K**ennen Sie Dominique de Buman? Den Freiburger Nationalrat der CVP, der notorisch erfolglosen 12-Prozent-Partei? Vielleicht und vielleicht auch nicht.

Erstaunlich, aber wahr: De Buman ist Präsident des Schweizer Tourismusverbandes. Und neu auch noch Präsident des Verbandes der Schweizer Seilbahnen. Hotellerie und Gastgewerbe bezahlen in der Schweiz pro Jahr 1,1 Milliarden zu viel für die Lebensmittel. Dies ist ein gravierender Standortnachteil. Der Tourismusverband müsste längst eine Volksinitiative für europäische Lebensmittelpreise ergriffen haben. Stattdessen teilte de Buman der erstaunten Öffentlichkeit vor drei Monaten mit, ihm als Freiburger seien die unproduktiven Bauern näher als der Tourismus.

Nicht genug: Nun fordert de Buman, die Schweiz solle ihren Botschafter aus Berlin abziehen. Weil der böse Walter-Borjans weiterhin Steuerhinterzieher-CDs kaufe. Es ist offensichtlich, in Deutschland ist die Stimmung gekippt. Selbst rechte Zeitungen kritisieren das Steuerabkommen mit der Schweiz. Weil es leicht zu behebbende Schwachstellen hat.

Das offensichtlichste Problem: Warum in aller Welt soll die tourismusfreundliche Schweiz deutsche Steuerhinterzieher schützen, die nach Singapur abschleichen?

Unbestritten ist: Aus keinem Land kommen mehr Touristen in die Schweiz als aus Deutsch-

land. Zurzeit ist die Schweiz etwas weniger gefragt, vorab wegen des zu starken Frankens.

Natalie Rickli von der SVP wollte die Zuwanderung gutausgebildeter Deutscher beschränken. Das kam in Deutschland nicht gut an. Und in der Schweiz auch nicht. Deshalb ist sie etwas ruhiger geworden.

Jetzt geht de Buman einen Schritt weiter. De Buman will – wie dies unter kriegführenden Staaten üblich ist – den Botschafter Tim Guldemann aus Berlin abziehen.

Im Gegensatz zu Rickli nimmt glücklicherweise niemand de Buman zur Kenntnis. Ob dies so bleibt, ist offen. Früher oder später werden österreichische Marketingexperten diese CVP-Polit-Kalberei zu nutzen wissen. Der absehbare Slogan: Wien zieht seinen Botschafter nicht aus Berlin ab. Tirol zieht umso mehr deutsche Touristen an.

Für den Tourismus in der Schweiz gilt bis auf weiteres: Hotels und Seilbahnen haben wegen des zu starken Frankens, wegen der Lebensmittelpreise Schwierigkeiten. Sie füttern trotzdem jenen als Präsidenten durch, der dem Tourismus in die Knie schießt.

Statt des Botschafters müsste die Schweiz de Buman aus dem Verkehr ziehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Flugpreise, Hundstage, Pädophile

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn nichts passiert, müssen Journalisten selber Storys suchen. Das Resultat ist amüsant.

Der 18. April 1930 schrieb Mediengeschichte. Es war Karfreitag. Als um 18.30 Uhr auf BBC die Nachrichten begannen, sagte der Radiosprecher: «Good evening. There is no news.» Weil es keine News von Bedeutung gab, wurde nun für einige Minuten Pianomusik eingespielt. Dann ging das normale Radioprogramm weiter.

Tage wie den 18. April 1930 gibt es immer wieder. Oft gibt es sie im Sommerloch. Der nachrichtenärmste Tag dieses Jahres war der 16. August. Es passierte gar nichts an diesem Tag. *There was no news.*

Das gibt uns Anlass für einen kleinen Test. Schauen wir mal, was unsere führenden Medien aus dem News-freien 16. August gemacht haben. Wir vergleichen dazu ihre Aufmacher auf Seite eins und am TV.

«Florian Ast und Sol Romero. Ja, wir sind ein Paar!», titelte der *Blick*. Das passt gut. Die Boulevardzeitung setzt auf der Eins konsequent auf zwei Themen. Es geht um Gemetzler oder um Geküsse. Dauernd fahren Raser hilflose Grosi tot, und die Halbprominenz balzt permanent.

«Zürcher Schulleiter klagen über unbezahlte Arbeit», titelte der *Tages-Anzeiger*. Das passt gut. Das Blatt mit dem Linksdrall vergöttert die Opfer der Leistungsgesellschaft. Dass die Headline aus einem PR-Versand der Lehrer-gewerkschaft stammte, änderte nichts am Hang zur Weltverbesserung.

«Der Kanton Bern knackt bald die Millionengrenze», titelte die *Berner Zeitung*. Das passt gut. Das grösste Regionalblatt steht nicht gerade im Ruf der journalistischen Kreativität. Dass es gar die Bevölkerungsstatistik zum Thema des Tages schaffte, ist dennoch eher überraschend.

«Nächstes Jahr steigen Flugpreise», titelte die *Aargauer Zeitung*. Das passt gut. Die AZ sorgt sich stets volksnah um ihre Leser in ihren weissen Socken. Wenn der Aargauer nun mehr für Mallorca und Teneriffa zahlen muss, druckt die Redaktion auch eine klassische *no news* prominent ab.

«Bundesrat macht Vorschläge nach EWR-Vorbild», titelte die *Basler Zeitung*. Das passt gut. Wenn, wie diesmal, Eveline Widmer-Schlumpf der EU hofiert, bricht auf der *BaZ* Alarmstimmung aus. Ganz am Rande der Schweiz hat sich hier ein neues Zentrum der geistigen Landesverteidigung etabliert.

«Endlich echte Hundstage!», titelte die *Neue Luzerner Zeitung*. Das passt gut. Das Monopolblatt kann sich mangels Konkurrenz alles



Das passt gut: NLZ vom 17. August.

erlauben. Man fotografiert also einen Köter im Sempachersee und setzt eine hündische Schlagzeile dazu – so einfach kann Journalismus sein.

«Diplomatischer Zwist um Assanges Asyl», titelte die *NZZ*. Das passt gut. Nichts liebt die Redaktion inniger als luftleere Diskussionen im fernen Welttheater, diesmal zwischen Grossbritannien und Ecuador. Hübsch wäre auch eine Schlagzeile zur Diplomatie zwischen Syrien und der Türkei gewesen – aber die kam erst am Tag darauf.

«Pädophiler arbeitet als Schulbusfahrer», titelte *20 Minuten*. Das passt gut. Das Gratisblatt setzt mit Vorliebe Storys auf Seite eins, die man auch einem Deppen in einem Satz erklären kann. «Hast du gehört, ein Pädophiler arbeitet als Schulbusfahrer», erfüllt diese Bedingung perfekt.

«Die Schweiz machte dieses Jahr viel Geld mit Waffen», titelte die *Tagesschau*. Das passt gut. Noch immer ist die Sendung ein Hort des gefälligen Gutmenschentums. Waf-fenexporte sind immer böse, Kulturförderung ist immer gut. Ein Trost bleibt uns immerhin: Früher war es noch viel schlimmer.

Und was lernen wir daraus? Wenn keine zwingenden News die Schlagzeile diktieren, dann müssen Redaktionen selber nach Themen suchen. Sie suchen dort, wo sie es am besten können.

# 12 600 Franken für 35 Seiten Antirassismus

Von Lucien Scherrer

Die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus (EKR) hat es sich zum Ziel gesetzt, rassistische Vorfälle in der Schweiz akribisch zu dokumentieren. Dazu dient unter anderem die Broschüre «Rassismuvorfälle in der Beratungspraxis», die heuer in 320 Exemplaren gedruckt wurde (Kosten: 12 600 Franken). Der 35-seitige Bericht basiert auf Statistiken von zehn Beratungsstellen für Rassismopfer in der ganzen Schweiz. Hier die wichtigsten Ergebnisse: 231 Fälle wurden 2011 gemeldet, am häufigsten waren verbale Attacken, und der «Diskriminierungskontext», wie es im Jargon heisst, war äusserst vielfältig: So beschwerten sich die Opfer über Anti-Balkanismus, Anti-Ziganismus, Muslimfeindlichkeit, Rechtspopulismus oder «strukturelle Diskriminierung». Der letztgenannte Tatbestand liegt beispielsweise vor, wenn die Polizei systematisch dunkelhäutige Personen filzt, um Chügeli-Dealer zu schnappen (politisch korrekt wäre es, auch humpelnde Grossmütter und bierbäuchige Freier zu kontrollieren, obwohl die meisten Chügeli-Dealer aus Nigeria stammen).



Trotz rückläufiger Beschwerden sehen die Autoren der Studie keinen Grund zur Entwarnung (Stichwort «Spitze des Eisbergs»). Deshalb rufen sie Familien, Firmen, Vereine, Kirchen und Schulen dazu auf, «Vorurteile gegenüber Fremden, die in uns allen schlummern, zu erkennen und zu bekämpfen». Rassistische Ausfälle von Ausländern untereinander oder gegenüber Schweizern kommen in der Studie nicht vor, denn über die Täter sagt sie so gut wie nichts aus. Dafür stellen die Verfasser etwas irritiert fest, dass der real existierende Rassismus zwar abgenommen, der eingedildete aber massiv zugenommen hat: In über einem Drittel der 231 angezeigten Fälle konnten die Berater keine Diskriminierung erkennen (2009 waren es noch 35). So fühlten sich 12 Personen als Rassismus-Opfer, weil ihnen offenbar zu Recht staatliche oder private Leistungen verweigert worden waren, und 8 weitere glaubten, sie seien wegen ihrer blonden Haare diskriminiert worden. Dass die vermeintlichen Opfer auf ihrer Sichtweise beharrten, erklärten die Autoren mit «vergangenen Diskriminierungen», aber auch mit allfälligen «Übersensibilisierungen». Woher sie die wohl haben?

## Leserbriefe

«Der Bundesrat sollte die Interessen des Volkes schützen und nicht sein Gesicht wahren!» *Marco Giglio*



«Kapitulationsvorbereitungen»: Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf.

### Français fédéral

Nr. 33 – «Gleich wie EWR»;  
Urs Paul Engeler über die  
Schweiz und die EU

Die Schweiz sollte endlich lernen, sich gegen die EU zu stellen. Und der Bundesrat sollte die Interessen des Volkes schützen und nicht versuchen, sein Gesicht zu wahren! Die Schweiz muss sich nicht der EU unterwerfen. Der Bundesrat sollte zu hundert Prozent für das Bankgeheimnis eintreten, auf Nachteile in finanziellen Belangen dringend mit Kündigungen oder Absagen reagieren. Die sieben Bundesräte sollten aufhören, an ihr Image zu denken.

*Marco Giglio, Wimmis*

Was der Autor da aus dem Bundesrat öffentlich aufdeckte, ist konsternierend. Die von Frau Widmer-Schlumpf – irreführenderweise – «Überwachungsbehörde» genannte Institution ist wegen ihrer Kompetenzen und ihrer Aufgaben effektiv eine «Umsetzungsbehörde» für EU-Forderungen an die Schweiz. Solche institutionellen Konstrukte verstossen gegen das Unabhängigkeitsziel der Schweiz. Ich bezweifle daher sogar deren Verfassungsmässigkeit. Noch mehr lässt mich ein anderer Gedanke erschauern: Wenn wir die *Weltwoche* nicht hätten – wer würde die Schweizer dann eigentlich über diese faktischen Kapitulationsvorbereitungen mit derart arglistigen Schachzügen aus dem Bundeshaus orientieren? *Hermann Dür, Burgdorf*

Die kleine, erfolgreiche Schweiz wird von der europäischen Schuldenunion (EU) nicht geliebt. Macht nichts. Umgekehrt liebt die Schweiz – zumindest die vernünftigen Denker, die immer noch eine stattliche Mehrheit bilden – die EU auch nicht. Macht auch nichts. Frau Widmer-Schlumpf will nun offenbar noch schneller marschieren, als die Musik spielt. Das Rezept, wie eine erfolgreiche Wirtschaft funktioniert, könnte die EU in der Schweiz abholen. Trotzdem versucht Widmer-Schlumpf an vorderster Front, die Schweiz zu sabotieren. Bei der ehemaligen Bundesrätin Elisabeth Kopp war es ein Telefongespräch, das zu ihrem Rücktritt geführt hat. Wie viel braucht es bei Widmer-Schlumpf?

*Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

Etwas müssen Sie der Bundespräsidentin zugestehen: Sie hielt sich strikte ans *Français fédéral*. Denn es ist schlicht falsch, *à l'instar de* für Dinge (wie: «d'une participation de la Suisse» etc.) zu verwenden; man benützt es ausschliesslich für Personen, die als Beispiel dienen können. Weiter fordert *inviter* immer und ausnahmslos die Präposition *à* (*inviter qn à*), nie *pour*, was jeder Sek-Schüler wissen müsste.

*Remo Besio, Schaffhausen*

### Gemeinsam gegen die Regierung

Nr. 33 – «Pussy Riot liegen falsch»;  
Dennis Sewell über Russland

Drei junge, mutige Russinnen protestierten mit ihrer «Kunst» gegen den immer absoluter herrschen wollenden, nicht nur im Antlitz aalglatten Präsidenten Putin. Deshalb wurden sie zu zwei Jahren Lagerhaft verurteilt. Zugegeben, die Örtlichkeit für ihren Auftritt war (absichtlich?) ungeschickt gewählt. Von welcher Seite man dies auch betrachten mag – vermutlich haben sie gerade deshalb weltweit Aufmerksamkeit erlangt. Pussy Riot beabsichtigten nicht nur, ihren Landsleuten die Augen für das Demokratie-

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN DIREKT NACH HAUSE!

WWW.ARVI.CH

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

**GUADO AL TASSO – ANTINORI 2007**  
CHF 64.80  
Ab 36 Flaschen CHF 62.65

**Le Difese – Tenuta San Guido 2010**  
CHF 19.45 Ab 36 Flaschen CHF 18.35

**Guidalberto (2nd Vin Sassicaia) – Tenuta San Guido 2010**  
CHF 30.25 Ab 36 Flaschen CHF 29.15

**Le Volte – Tenuta dell'Ornellaia 2010**  
CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45

**Amarone Costasera – Masi 2008**  
CHF 32.40 Ab 36 Flaschen CHF 31.30

**Tignanello – Antinori 2009**  
CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40

**Le Cupole – Tenuta di Trinoro 2010**  
CHF 28.10 Ab 36 Flaschen CHF 25.90

**Saffredi – Fattoria le Pupille Elisabetta Geppetti 2008**  
CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35

**Il Carbonaione – Podere Poggio Scalette 2009**  
CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

**Testamatta – Bibi Graetz 2009**  
CHF 97.20 Ab 36 Flaschen CHF 86.40

**Champagne Dom Perignon – Moët & Chandon 2003**  
CHF 135.– Ab 36 Flaschen CHF 129.60

**Alion – Vega Sicilia 2008**  
CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85

**Aalto – Aalto 2009**  
CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

ARVI SA · Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T +41 (0)91 649 32 88  
F +41 (0)91 648 33 75  
info@arvi.ch · www.arvi.ch

verständnis der derzeit Herrschenden zu öffnen, sondern wagen auch den Versuch, gemeinsam gegen die Regierung anzukämpfen, damit Russland nicht wieder zur stalinistischen Sowjetunion mit all ihren Schrecklichkeiten übergeleitet werde.

Hans Gamliel, Rorschach

### Grössenwahn

Nr. 33 – «Thomas Minder hat recht»; Hansrudolf Schmid über die «Abzocker»-Initiative

Da sollen also Spitzenmanager mit enormen Löhnen gehalten werden, damit sie nicht abwandern. Aber wäre das ein so grosser Verlust? Wer war denn an der Spitze von Banken und andern Unternehmen, als sich die Wirtschaftskrise zusammenbraute und mit voller Wucht über uns hereinbrach – mit noch nicht absehbaren Folgen? Genau, die Leute, die angeblich so tüchtig sind. Was die Höhe dieser Löhne angeht, so sei es auch erlaubt, diese zu hinterfragen. Gewiss, jeder möchte in Wohlstand leben, aber irgendwann haben derart hohe Bezüge nichts mehr zu tun mit schöner Wohnen, Reisen, Luxus jeder Art. Sie sind nur noch Ausdruck eines Grössenwahns, der eindeutig im Bereich von Neurosen anzusiedeln ist. Wäre nicht vieles besser, wenn diese Leute gerade nicht an der Spitze von Unternehmen stünden?

Frantz Norbert, Bergem (Luxemburg)

### Das Problem der Speicherung

Nr. 33 – «Die verflixte Schweigespirale»; Alex Baur über die «grüne Wende»

Der Inhalt des Artikels deckt sich mit dem Ergebnis der Befragung zu den Hybrid- und Elektro-Autos, die diese Woche in den Zeitungen stand: «Nein danke, das bringt gar nichts, und es ist sowieso zu teuer.» So wird es auch über kurz oder lang zu den Alternativenenergien tönen, wenn den Bürgern allmählich klar wird, dass der Strom unregelmässig kommt, wegen Sonnenenergie die Netzspannung zu hoch ist und der Strompreis um den Faktor zwei bis fünf steigt. Denn das grösste finanzielle Problem der Sonnen- und der Windenergie ist die Speicherung gigantischer Mengen, für die es wohl 200 neue Speicherseen brauchen würde, damit wir die im Sommer gewonnene Energie im Winter brauchen könnten. Ganz abgesehen von den optimistischen Aussagen zur Lebensdauer, den verdrängten Ausgaben für den Transport der Energie mit neuen Leitungen – und nicht zuletzt der Frage, woher wir all die Ingenieure und Monteure nehmen sollen, um die Tausenden, ja Zehntausenden von Windrädli zu bauen und zu warten. Derweil weiss man schon heute, wie man neue Atomkraftwerke bauen muss, damit der

Schaden bei der Kernschmelze auf das Kraftwerk beschränkt ist (mit Keramikfundamenten, welche den Zerfallsprozess sicher bremsen), und wie man das Brennmaterial braucht, damit die Halbwertszeit auf ein paar hundert Jahre zurückgeht. *Laurenz Hüsler, Egg*

### Je später, desto freier

Nr. 32 – «So lebt sich's ohne Vorhaut»; Thomas Meyer über die Beschneidung

Das Gericht in Köln hat mit seinem Urteil, in dem es die Beschneidung von Säuglingen männlichen Geschlechts als Körperverletzung beurteilt und damit verbietet, in Deutschland und – in der Folge – auch in der Schweiz, eine rege, kontroverse Diskussion ausgelöst. Dies ist sehr zu begrüssen. Eine Möglichkeit, das Problem zu entschärfen, ist die Beschneidung von muslimischen und jüdischen Knaben nicht im Säuglingsalter, sondern erst dann, wenn die Knaben religionsmündig sind, d. h. ab Vollendung des 14. (D) bzw. 16. (CH) Lebensjahres. Religionsmündigkeit ist die Befugnis, das Recht auf freie Religionsausübung selbständig geltend machen zu können. Ab diesem Alter soll der Knabe, der sich für die muslimische oder die jüdische Religionsgemeinschaft entscheidet, auch die körperliche Kennzeichnung seiner Religionszugehörigkeit auf sich nehmen.

Deutlich wird im deutschen Gesetz über die religiöse Kindererziehung vom 15. 07. 1921 formuliert: «ab» dem 14. Lebensjahr. In der Schweiz steht in Art. 303 (in Kraft seit dem 01. 01. 1978) des Schweizerischen Zivilgesetzbuches in Abs. 3: «Hat ein Kind das 16. Altersjahr zurückgelegt, so entscheidet es selbständig über sein religiöses Bekenntnis.» Fühlt sich der Knabe in diesem Alter mit einem solchen Entscheid noch überfordert, so kann er sich später entscheiden. Je später die Entscheidung, umso mehr ist es ein freies Ja, Muslim oder Jude zu sein.

Jürg Walter Meyer, D-Rödelmaier

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die Facebook-Freundes-anfrage der eigenen Mutter ablehnen?

*Daniel Widmer, Aarau*

Nachdem unsere Eltern nach stundenlangen Erklärungs- und Demonstrationsversuchen endlich begriffen haben, wie sie ihr Handy einschalten, eine SMS schreiben und sogar eine E-Mail verfassen können, ist jetzt Facebook an der Reihe. Mamis Freundschaftsanfrage abzulehnen, ist ein legitimer Gedanke. Denn es kann gut sein, dass sie den Wunsch nach einem Rückruf an Ihre Pinnwand schreibt, dass sie Bilder Ihrer Ferien *liked* oder – noch schlimmer – selber Fotos von sich oder Ihnen ins World Wide Web schießt. Trotzdem: Das Ignorieren der Freundschaftsanfrage wäre sehr gemein. Schliesslich hat sie die nächste technologische Hürde genommen und braucht dafür ein kleines Leckerli als Belohnung in Form Ihrer «Annahme der Freundschaft». Behandeln Sie Ihre Mutter auf Facebook einfach wie Ihren Boss, und schränken Sie sie so ein, dass sie nicht mehr als Ihr Profilfoto sehen kann. Damit belohnen Sie Mamis Bemühungen, ohne in die Fremdschämfall zu tappen.

*Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Die Welt geht nicht unter

Ist das Steuerabkommen mit Deutschland tot? Was würde das Ende des Vertrags für die Schweizer Banken bedeuten? Kenner des Finanzplatzes geben Antwort. *Von Florian Schwab*



**Unbelegte Behauptung:** Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (l.) und Norbert Walter-Borjans, Finanzminister von Nordrhein-Westfalen.

Der *Spiegel* möchte wohl das Steuerabkommen zwischen Deutschland und der Schweiz zu Grabe tragen. «Gescheitert», titelt das Magazin und zeigt ein in der Mitte zerrissenes Bild der beiden Finanzminister. Tatsächlich sind zwei Drittel der Deutschen gegen den Vertrag, wie eine Umfrage der *Welt am Sonntag* zeigt.

Die SPD in Nordrhein-Westfalen (NRW) war bei der Landtagswahl im März mit dem Versprechen angetreten, das Steuerabkommen zu bodigen, und sagt mit beachtlichem Erfolg an mehreren Säulen des Vertrags: Durch den – tatsächlichen oder inszenierten – Kauf von gestohlenen Kundendaten brüskiert sie die Schweiz und gibt auch hierzulande dem Referendum der Auns Auftrieb. Ausserdem malen die deutschen Abkommens-Gegner mit dem groben Pinsel. Sie entrüsten sich moralisch, dass Steuerhinterzieher durch das Abkommen ihr in der Vergangenheit hinterzogenes Geld legalisieren könnten – dank der einmaligen

Abgeltungssteuer anonym. Im Gegensatz dazu wollen sie jedem Steuerhinterzieher den Prozess machen. Das verkauft sich gut in der deutschen Politik, auch wenn die Behörden nicht mehr nachkommen, die Selbstanzeigen abzuarbeiten. Es wird von Fällen berichtet, in denen Selbstanzeiger mehr als zwei Jahre auf den Abschluss des Verfahrens warten müssen.

Um das Abkommen zu diskreditieren, führt man weiter ins Feld, dass die (von der Schweiz schon einmal erhöhten) Abgeltungssätze zwischen 21 und 41 Prozent zu niedrig seien. Gestützt auf Zahlen des nordrhein-westfälischen Finanzministeriums, rechnet der *Spiegel* vor: «Wer etwa vor zehn Jahren 1,2 Millionen Euro un versteuertes Schwarzgeld illegal in die Schweiz geschafft hat und dort mit Zins und Zinseszins inzwischen über 1,6 Millionen Euro verfügt, müsste nach dem Steuerabkommen nur 21 Prozent bezahlen, um sein Geld weisszuwaschen. Er käme also mit knapp

340 000 Euro davon.» Wäre das Einkommen hingegen ordnungsgemäss versteuert worden, lägen die Abzüge bei 770 000 Euro, also mehr als doppelt so hoch. «Diesen Fall treffen wir in der Praxis jedoch kaum an. Oftmals sind die Steuerfolgen weitaus tiefer als mit Steuerabkommen», sagt Heiko Kubaile, Experte für deutsches Steuerrecht bei KPMG in Zürich. In Deutschland verjähren nämlich Steuerschulden nach zehn Jahren. Sprich: Die anfängliche Einlage von 1,2 Millionen muss zehn Jahre nach der Hinterziehung in der Regel nicht mehr versteuert werden, sondern nur noch die Zinsen, die in der *Spiegel*-Rechnung mit vier Prozent übrigens sehr grosszügig angenommen worden sind. «Realistisch wären eher zwei Prozent», sagt Kubaile. Das *Spiegel*-Beispiel stellt einen extrem unwahrscheinlich Einzelfall dar, ist aber nicht komplett unmöglich.

Teil der Kampagne ist auch die nicht belegte Behauptung des NRW-Finanzministers Wal-

ter-Borjans (SPD), dass die UBS Kundenguthaben nach Singapur verlagerte, um das Abkommen zu umgehen, bevor es in Kraft sei. Die *Financial Times Deutschland*, die den Vertrag ursprünglich unterstützt hatte, vollzog eine Kehrtwende und kommentierte: «Sinnloses Abkommen». Wenn selbst wirtschaftsfreundliche Zeitungen gegen das Abkommen anschreiben, wird es für die SPD-geführten Landesregierungen immer schwieriger, im deutschen Bundesrat (dem Parlament der Bundesländer), zuzustimmen. Vor Walter-Borjans Singapur-Coup hatte es so ausgesehen, als ob einige von ihnen doch noch zustimmen könnten.

### «Keine Neu- oder Nachverhandlungen»

Gut vier Monate vor dem vereinbarten Inkrafttreten des Steuerabkommens am 1.1.2013 ist die Zukunft ungewiss. «Rein betriebswirtschaftlich müssten die Banken alle Kosten stoppen», sagt ein Bankmanager, der bereits zehn Millionen für die Umsetzung eingesetzt hat. Aber das gehe nicht, weil man die Finma im Nacken habe. «Auch wenn erst am 31. Dezember entschieden wird, dass das Abkommen nicht in Kraft tritt, müssten wir zum 1. Januar bereit sein.» Nach Zahlen der Schweizerischen Bankiervereinigung (SBVg) betragen die Umsetzungskosten total mindestens 500 Millionen Franken.

«Die Chancen für das Abkommen haben sich sicher nicht verbessert», räumt SBVg-Sprecher Thomas Sutter ein (die SBVg ist, wie die meisten Banken, insbesondere die Grossbanken, vehement für das Abkommen). Er glaubt, dass die Vorlage noch eine Chance hat: «Die Abstimmung im deutschen Bundesrat ist spätestens am 23. November. Vorher ist es vor allem politisches Geplänkel», meint er. Auch die *NZZ* kommentierte in diese Richtung. Trotzdem machen sich Schweizer Banken, Politiker und Behörden bereits ernsthaft Gedanken, was passiert, wenn der deutsche Bundesrat die Ratifizierung verweigert. Die politischen Konsequenzen sind schwer zu benennen. Die *Weltwoche* hat mit zahlreichen Betroffenen Gespräche geführt und leitet daraus drei Szenarien ab:

**1 — Bestes Szenario** (20 Prozent Wahrscheinlichkeit): Die konservativ-liberale deutsche Bundesregierung, verärgert durch die Abkommens-Sabotage der SPD, lässt den «Steuerstreit» mit der Schweiz auf sich bewenden. Sie arrangiert sich mit dem vertragslosen Zustand und unternimmt einfach gar nichts mehr. In der Zwischenzeit entpuppen sich die angeblich gekauften Bankkundendaten grösstenteils als Nebelpetarden. Die Schweiz startet in Deutschland eine grosse Charme-Offensive, um das unterschiedliche Staatsverständnis und die kulturellen Wurzeln des Bankgeheimnisses zu erklären. In der Bundestagswahl 2014 schafft die Regierung die Wiederwahl und arrangiert sich weiter mit dem Status quo:

Rechtshilfe gibt es nur bei klaren Beweisen für Steuerbetrug.

**2 — Mittleres Szenario** (60 Prozent): Kurzfristig schwindet durch die Niederlage von Finanzminister Schäuble der diplomatische Druck auf die Schweiz. Darum intensivieren einzelne Bundesländer ihre Anstrengungen, der Steuerhinterzieher habhaft zu werden mit weiteren CD-Käufen. Sie verunsichern Kunden und treiben diese zur Selbstanzeige. Die Stimmung bleibt vergiftet, und spätestens nach einem Machtwechsel in Berlin wird die Rhetorik wieder schärfer. Der Schweizer Bundesrat lässt sich jedoch nicht ins Bockshorn jagen und verweist auf das bestehende Abkommen, welches die SPD aus finanziellen Überlegungen schliesslich mit geringfügigen Änderungen doch noch akzeptiert.

**3 — Schlechtestes Szenario** (20 Prozent): Die Bundesregierung vollzieht eine Kehrtwende. Sie entscheidet sich, im Rahmen der EU die Schweiz dazu zu zwingen, den automatischen Informationsaustausch zu übernehmen, der ausgeweitet wird. Die neuerdings in Zusammenhang mit den OECD-Standards möglichen Gruppenanfragen, denen auch die Schweiz zugestimmt hat, werden ausgiebig genutzt. Der Schweizer Bundesrat ist dem Druck nicht gewachsen und gibt nach. Weder das Parlament noch das Volk stoppen diese Politik.

Einzelne Banken möchten sich kaum zu möglichen Szenarien äussern. In manch einem Finanzinstitut ist es den Mitarbeitern gar verboten worden, über das Thema zu sprechen. Für Erwin Heri, Bankenexperte der Universität Basel und Verwaltungsratspräsident der Valartis-Bank, ist klar, woher die Schweigsamkeit kommt: «Man weiss nicht, in welche Richtung die Geschichte noch eskalieren kann.» Schweizer Bankiers, die in den USA verhaftet werden, und lautes Säbelrasseln aus Deutschland: «Viele Bankiers haben den Eindruck, dass sie kriminalisiert werden.» Ein anderer Branchen-Insider hält es für möglich, dass in den kommenden Wochen unerfreuliche Überraschungen über Vermögensverlagerungen «im Einzelfall» nach Singapur ans Tageslicht kommen könnten, was die Presse in Deutschland weiter verschlechtern würde.

Die Meldungen über weitere gestohlene Kundendaten verfehlen nicht ihre Wirkung: «Bei uns rennen die Leute wieder die Türen ein, um sich für Selbstanzeigen beraten zu lassen», sagt KPMG-Mann Kubaile. «Geld und Unsicherheit passen nicht zusammen, insbesondere nicht in der Schweiz», sagt ein Bankchef. «Diese Unsicherheit wird auch mit dem Steuerabkommen weiterbestehen», sagt der Zürcher Bankenexperte Martin Janssen. Deutsche Bundesländer würden weiterhin gestohlene Kundendaten kaufen. «Ein Scheitern in Deutschland und eine Zustimmung in der Schweiz wären das Beste, was der Schweiz passieren kann.» Man könnte dann immer auf

den eigenen guten Willen verweisen, denn die im Steuerabkommen verankerte Erbschaftsteuer von 50 Prozent würde auch die letzten Kunden aus der Anonymität in die Arme des deutschen Fiskus drängen.

Der *Spiegel* und mit ihm viele linke Politiker in Deutschland fordern, die «Daumenschrauben» anzuziehen, um das «Steuerschlußfloch Schweiz» zu stopfen. Die USA hätten vorge-macht, wie es gehe. Bei Lichte besehen, ist das Drohpotenzial Deutschlands geringer. Die USA hätten Schweizer Banken aus dem wichtigen Dollar-Clearing-Geschäft ausschliessen können. Deutschland könnte etwas Ähnliches versuchen, indem es Schweizer Banken aus Euro-Transaktionen zu verbannen trachtet, doch die Hürden im Rahmen der Europäischen Zentralbank (EZB) sind dafür ungleich höher. Ausserdem gibt es in der deutschen Politik zwar viele markige Worte, man zögert aber, die wirtschaftliche Stärke des Landes hemmungslos in politischen Druck zu verwandeln. Zwar sind vereinzelte Bestrafungsmassnahmen, wie etwa die Verhaftung von Bankern zum Verhör, möglich. Für einen grossen Wurf gegen die Schweiz, wie der von SPD-Politikern ins Gespräch gebrachte Lizenzentzug, wäre im deutschen Recht allerdings eine Vielzahl von langwierigen Anpassungen nötig.

Für Eveline Widmer-Schlumpf und ihren Staatssekretär für internationale Finanzfragen, Michael Ambühl, war die Quellenbesteuerung als Alternative zum automatischen Informationsaustausch gedacht, wie er in der EU umgesetzt wird. Auch bürgerliche Parlamentarier befürchten, dass die Schweiz gezwungen sein könnte, bei einem Aus für das Steuerabkommen hier mitzumachen. Genau das verlangen die deutschen Sozialdemokraten, auch wenn Finanzministerin Widmer-Schlumpf dies bis zuletzt ausschliesst: «Es wird keine Neu- oder Nachverhandlungen geben», liess sie durch Bundesratssprecher Simonazzi noch vor einer Woche ausrichten. «Es gibt keinen Plan B», wiederholt das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) auf Anfrage. Die Frage, ob man zumindest ein Notfalldispositiv für den Fall habe, dass Deutschland die Schweiz mit willkürlicher Machtpolitik zu weiteren Konzessionen zwingen will, möchte eine SIF-Sprecherin nicht kommentieren.

Für Valartis-Präsident Heri wäre das Ende des Steuerabkommens, das er befürwortet, keineswegs zwingend der Anfang des automatischen Informationsaustauschs. «Die Alternative wäre der Status quo.» Die Schweiz müsste dann in Deutschland vermehrt Flagge zeigen und die Schweizer Kultur und das hier geltende Staatsverständnis erklären. Ein regelmässig in Deutschland vortragender hoher UBS-Mann sagt: «Wir Schweizer können den Deutschen das Schweizer System so erklären, dass sie es verstehen.» ○

# Guldimanns Chamäleon-Diplomatie

Der hochdekorierter Schweizer Botschafter in Berlin, Tim Guldimann, hält im Steuerstreit den wichtigsten Aussenposten. Kann der frühere EU-Turbo die Schweizer Unabhängigkeit verteidigen?  
Von Roger Köppel

Der Ton aus Deutschland verschärft sich. An ein Gelingen des Steuerabkommens glauben die wenigsten. Laut deutschen Medien lehnen die SPD-geführten Bundesländer das von der Schweiz ausgehandelte Abgeltungsmodell ab. Vergeblich warb Kanzlerin Merkel letzte Woche für den Vertrag, der Deutschland mutmasslich sofort zehn Milliarden Euro in die Kassen spülen würde. Die Gegner triumphieren. SPD-Chef Sigmar Gabriel beschuldigte die Schweizer Banken der «organisierten Kriminalität». Grünen-Fraktionschef Jürgen Trittin nannte den Vertrag einen «Schlag ins Gesicht aller ehrlichen Steuerzahler». Gabriel und Trittin wollen die Schweiz noch härter an die Kandare nehmen.

Lächelnd tritt der nordrhein-westfälische Finanzminister Norbert Walter-Borjans, Deutschlands bekanntester CD-Käufer, vor alle Kameras: Er ist zu einer Art Volksheld jener geworden, die in der Schweiz einen Schurkenstaat sehen. Er findet nichts, aber auch gar nichts dabei, dass er auf der Jagd nach deutschen Steuersündern laufend Schweizer Recht verletzt. Den Ankauf gestohlener Bankdaten bezeichnet er als «Notwehr». Die Schweizer Bundesanwaltschaft sieht hingegen den Tatbestand des verbotenen wirtschaftlichen Nachrichtendienstes erfüllt. Egal. Die Verbrecher, weiss Walter-Borjans, sitzen immer hinter Schweizer Bankschaltern. Eine satte Mehrheit der Deutschen jubelt dem Finanzminister des mit 135 Milliarden Euro verschuldeten Bundeslands zu, wenn er sich mit Dieben und Spionen einlässt. In Steuerfragen kennen diese Deutschen keine Grenzen.

## Genie des Zwischenmenschlichen

Es wäre deshalb der Moment zur wirksamen Gegenwehr gewesen. Letzten Sonntagabend versammelte Starmoderator Günther Jauch («Wer wird Millionär?») in seiner Diskussionsendung in der ARD eine namhafte Runde, um den Steuerkonflikt zwischen Deutschland und der Schweiz auszuloten. Auf deutscher Seite waren NRW-Finanzminister Walter-Borjans, die Linken-Chefin Katja Kipping sowie ein hochdekorierter ehemaliger Steuerfahnder am Werk. Für die Schweiz trat der offizielle Vertreter, Botschafter Tim Guldimann, in den Ring. Ihm zur Seite standen der FDP-Fraktionschef von Schleswig-Holstein, Wolfgang Kubicki, sowie der Familienunternehmer Thomas Selter. Zum ersten Mal, so war zu hoffen, könnte man einen Schweizer Spitzendiplomaten dabei be-



*Kunst des freundlichen Entgegenkommens: Spitzendiplomat Guldimann.*

obachten, wie er den obersten deutschen Datendieb, Walter-Borjans, zurechtweisen und dem Publikum den Schweizer Standpunkt darlegen würde.

Die Erwartungen waren gross. Guldemann gehört zu den meistgelobten Unterhändlern der Schweiz, eine Legende, erfolgreich im Nahen Osten, brillant im Tschetschenienkrieg Mitte der neunziger Jahre, als er Russen und Tschetschenen an den Verhandlungstisch und zu einer Einigung brachte, worauf ihm die Tschetschenen sinnigerweise das Fell eines Bären schenkten. Guldemann wurde für seine Vermittlerdienste im Iran gelobt, wobei seine Kunst auch hier darin bestand, die hochempfindlichen Perser nicht durch Anwandlungen westlicher Arroganz zu irritieren. Er hat die Fähigkeit, sich die Positionen der Konfliktparteien geradezu körperlich anzuerwandeln.

Geboren 1950 in Zürich, mit Basler Wurzeln, studierte Guldemann Volkswirtschaft in Zürich, Santiago de Chile und Mexiko. An der Sozialhochschule Stockholm durchlief er einen Lehrgang, ehe er beim linken Grossphilosophen Jürgen Habermas («Theorie des kommunikativen Handelns») am Max-Planck-Institut einen Forschungsaufenthalt absolvierte. Ende der siebziger Jahre promovierte er in Dortmund, dann reiste er mit Unterbrüchen in die Sowjetunion, um in Moskau, Leningrad und Nowosibirsk weiterzustudieren. Allein der geografische Umfang seiner Ausbildung weckt Ehrfurcht und Respekt. Dass Guldemann in den diplomatischen Dienst eintreten musste, war bei dieser ruhelosen Weltgewandtheit wohl vorgezeichnet. 2006 gewann er den Moses-Mendelsson-Preis des Berliner Senats «zur Förderung der Toleranz gegenüber Andersdenkenden und zwischen den Völkern und Religionen». Bei Antritt seines Botschafterpostens in Deutschland 2010 bezeichnete sich der Vielgereiste und mit einer deutschen Journalistin Verheiratete kokett als «germanophil».

### Guter Start

Wie aber meisterte Guldemann seinen ersten grossen TV-Auftritt in einem besonders heiklen Dossier? Die Antwort fällt zwiespältig aus: Der in ungezählten Konflikten Gestählte lieferte eine verhaltene, allzu zaghafte Darbietung. Braungebrannt von den Sommerferien, gertenschlank und fit, intellektuell wirkend und ohne seine Stimme jemals unangenehm über Salonlautstärke anzuheben, absolvierte Guldemann seinen Part mit Routine, aber ohne Terrain zu erobern. Die Deutschen durften vom Hochsitz der Selbstgerechtigkeit herab die Schweiz als «Steuerparadies» bemäkeln.

Seinen besten Moment hatte er am Anfang, als ihn Moderator Jauch fragte, ob er denn als Schweizer Vertreter wegen der Banken kein schlechtes Gewissen habe. Guldemann formte Daumen und Zeigefinger zur zwingenden Geste, um seinen Ausführungen dirigenten-

haft auf Walter-Borjans abzukerkeln. Nein, erwiderte der Diplomat, nicht er habe ein schlechtes Gewissen, aber er glaube und sehe, dass sich ein schlechtes Gewissen vor allem bei denen rege, die gestohlene Bankdaten verwenden würden. Bereits mit seinem schlagfertigen Eröffnungsstatement machte Guldemann klar, warum sie ihn in Tschetschenien anerkennungsvoll den «Professor» nannten.

### «Ich bin keine Bank»

Auf die beherzte Overtüre folgte eine wenig erhebende Vorführung in der Kunst des freundlichen Entgegenkommens. Zwar schaffte es Guldemann zeitweise, den deutschen Schweizkritikern durch unbestreitbare rhetorische Geschliffenheit, die gegenüber dem ehemaligen Steuerfahnder und der Linken-Vorsitzenden auch mal in gepflegte Arroganz umschlug, entgegenzuwirken. Insgesamt aber blieb der Botschafter blass. Das hatte auch damit zu tun, dass er sich unnötig kleinmachte und als «Beamten» bezeichnete, der nur den Standpunkt seiner Regierung darlege, was als leichte Distanzierung über den Bildschirm kam.

Anstatt den Bankenplatz gegen pauschale und ungerechtfertigte Vorwürfe zu verteidigen («Ich bin keine Bank, [...] ich bin Sozialdemokrat»), stimmte er der Kritik zu, wenn auch abgemildert durch den Hinweis, dass vielleicht früher, aber sicher nicht heute, Schweizer Banken deutschen Steuerflüchtlingen geholfen hätten. Guldemann wäre besser gefahren, wenn er den Deutschen gesagt hätte, nicht die Schweizer Banken, sondern deutsche Steuerzahler hätten ihr Geschäftsmodell auf Schwarzgeld aufgebaut. Nicht Schweizer Banken, sondern deutsche Bürger hinterziehen Steuern. Laut Forschungen des deutschen Ökonomen Friedrich Schneider werden jährlich fünfzehn Prozent der deutschen Wertschöpfung in der Schattenwirtschaft erzielt. Das ist doppelt so viel wie in Österreich und in der Schweiz, aber halb so viel wie in Griechenland. Deutschland hat ein hausgemachtes Schwarzgeld-Problem, das mit der Schweiz und ihren Banken nichts zu tun hat.

Kein Wort der Kritik äusserte Guldemann auch an den illegalen Datenkäufen seines Gegenübers Walter-Borjans, den er explizit gegen den Vorwurf der Hehlerei in Schutz nahm. Man tauschte Nettigkeiten aus, als ob es sich bei der bandenmässigen Bespitzelung von Banken um gutnachbarschaftliche Beziehungspflege handle. Guldemann hätte spätestens hier klipp und klar einwenden müssen, dass die Schweiz Verständnis habe dafür, dass die Deutschen ihrer Steuerhinterzieher habhaft werden wollten. Aber absolut inakzeptabel sei es, dass deutsche Behörden in der Schweiz Daten stehlen lassen. Guldemann hätte einstreuen müssen, dass die Schweizer Bundesanwaltschaft seit zwei Jahren auf die Beantwortung von Rechtshilfebegehren wartet, die sie zur

Abklärung der illegalen Datenkäufe nach Nordrhein-Westfalen schickte: Wenn doch Deutschland so erpicht darauf sei, die Schweiz zu mehr internationaler Hilfe bei Steuerdelikten anzuregen, wäre es doch das Mindeste, selber den Standards nachzuleben, die man von der Schweiz ganz selbstverständlich erwarte. Guldemann überliess es dem FDP-Politiker Kubicki, seinen Landsmann Walter-Borjans dafür zu massregeln, dass dieser sich mit seinen CD-Käufen am Schweizer Rechtsstaat vergreife, «der älter ist als der in Deutschland».

### Was er nicht sagte

Guldemann hätte die moralisierenden Attacken seiner Gegner zu einem qualifizierten Lob seines Landes umschmieden können. Anstatt sich philosophisch zurückzulehnen, hätte er erklären sollen, warum die Schweiz – hier geht es um den Kern des Konflikts – den Tatbestand der Steuerhinterziehung strafrechtlich eben anders behandelt als Deutschland und warum sich die Schweiz überhaupt nicht dafür entschuldigen muss, dass sie im Steuerbereich ihren Bürgern nicht mit dem gleichen vorausseilenden Misstrauen begegnet wie die Staaten der EU. Deutschland dürfe nicht erwarten, dass die Schweiz im Steuerbereich deutsches Recht übernehme, aber natürlich helfe die Schweiz auf konkreten Verdacht hin bei der Aufklärung aller Delikte, die in beiden Rechtsordnungen als solche anerkannt seien. Auch diese Selbstverständlichkeit, die von deutscher Seite laufend missachtet wird, blieb unerwähnt.

Es hätte ein Befreiungsschlag werden können, stattdessen lieferte der Botschafter die bekannten, irgendwie verklemmt wirkenden Halbdistanzierungen, die man von Schweizer Offiziellen im Steuerkonflikt überall zu hören bekommt. Auf keinen Fall wolle er die Schweizer Banken verteidigen. Selbstverständlich habe er gar keine Freude an der Steuerhinterziehung. Er wolle lieber über die Zukunft reden als über die belastete Vergangenheit, wodurch er die Schweiz immer schon ins Zwielicht unbewältigter Dubiositäten rückte.

Warum bringen es die politischen Exponenten der Schweiz im Ausland nicht fertig, die für den Wohlstand ihres Landes so wichtige Finanzindustrie besser zu verkaufen? An die Adresse der Linken-Chefin Kipping hätte Guldemann sagen sollen, dass nur dank dem Schweizer Bankkundengeheimnis ein Grossteil des deutschen Gewerkschaftsvermögens in den dreissiger Jahren vor den Nationalsozialisten gerettet werden konnte. Heute hat die Schweiz die schärfsten Geldwäschereigesetze der Welt. Ihre Banken arbeiten in einem immer schwierigeren Umfeld, das durch rückwirkende Gesetzesänderungen geprägt wird. Wie in allen Branchen werden Fehler gemacht, aber hinter der Kriminalisierung der Finanzindustrie steht oft der durchsichtige Wunsch hochverschuldeter Regierungen, an noch mehr Geld

zu kommen, das dann doch nicht reicht. Deutschland schafft in diesem Jahr trotz den höchsten Steuereinnahmen aller Zeiten kein ausgeglichenes Budget.

### Beschwichtigungsdiplomatie

Indem er sich wie ein sympathischer Gast in die Defensive drängen liess, bestärkte Guldemann die Schweiz-Kritiker in ihrem Eindruck, dass sie mit ihrem moralischen Feldzug richtigliegen. Zwangsläufig mussten sie zum Schluss gelangen, dass der Alpenstaat mit dem Vertrag allzu gut bedient sei. Der Botschafter verpasste es, darauf hinzuweisen, dass die Schweiz enorme Zugeständnisse liefert und sich unter Souveränitätsverlusten eine Verschlechterung ihrer wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen diktieren liess. Unter Druck hat man sich sogar bereit erklärt, das Prinzip der doppelten Strafbarkeit im Bereich Steuerhinterziehung aufzuheben und ausländischen Behörden umfassend Auskunft zu erteilen.

Das sagte Guldemann nicht. Dafür rutschte ihm am Schluss ein Verzweiflungsargument heraus, das unfreiwillig das ganze Elend der Berner Beschwichtigungsdiplomatie auf den Punkt brachte. Deutschland, rief der Botschafter in die Runde, müsse den Vertrag unterschreiben, weil kein anderes Land ausser der Schweiz sich dazu hergeben würde, für ein anderes Land den «Steuereintreiber» zu spielen. Es war ein Moment deprimierender Ehrlichkeit. Dank Guldemann wissen wir jetzt, dass sich Bern bewusst ist, was für einen unwürdigen Kniefall man gegenüber Deutschland produzierte.

Keine Frage: Tim Guldemann ist ein einnehmender, faszinierender Gesprächspartner, der solide verwurzelt ist im progressiven linksbürgerlichen Mainstream. Vor fünfzehn Jahren gab er dem *Bund* aus dem Übermut der Zeit heraus ein erstaunlich undiplomatisches Interview. Darin bezeichnete er die Neutralität, immerhin eine der Säulen der Schweizer Aussenpolitik, als «irrelevant». Man entledige sich ihr am besten dadurch, dass man nicht mehr von ihr rede. Guldemann hielt ein Plädoyer für den EU-Beitritt («Das ist machbar») und mehr aussenpolitische «Öffnung».

Synchron zum Zeitgeist («La Suisse n'existe pas») erklärte der Jungstar-Diplomat, es könne nicht mehr darum gehen, dass die Schweiz ihre eigenen Interessen verfolge, «sondern darum, Verantwortung für die gesamte europäische Staatengemeinschaft zu übernehmen». Guldemann sah voraus, dass das Bankgeheimnis zum heiklen Thema werden würde. Handkehrum ging ihm die «schweizkritische Haltung der linken Intellektuellen seit den siebziger Jahren» auf die Nerven. Sie müsse überwunden werden, denn er, Guldemann, wolle den Patriotismus nicht der Rechten überlassen: «Mein grösster Wunsch ist, dass die Schweiz ein normales europäisches Land wird. [...] Die Griechen, Portugiesen und Dänen haben ihre nati-

onale Identität auch nicht verloren, als sie der EU beigetreten sind.»

Man kann sich die Frage stellen, ob jemand, der sich so euphorisch dafür ausgesprochen hat, die Schweiz in die EU einzubinden, wirklich der richtige Mann ist, um die Schweizer Rechtsordnung gegen Zumutungen und Übergriffe aus der EU zu verteidigen. Zweifel sind erlaubt, ob ein erklärter Skeptiker des Bankkundengeheimnisses und des Schweizer Sonderwegs in Europa Argumente abrufen kann, um gegen deutsche Politiker zu bestehen, die ihren Standpunkt in der Regel mit dem Hochdruck testosterongedoppter Sprinter in einem olympischen 100-Meter-Final hinlegen. Warum musste es gerade ein sozialdemokratischer Botschafter in Berlin sein, wo doch Deutschland der mit Abstand wichtigste Handels- und Wirtschaftspartner der Schweiz ist?

Die Hemmungen Guldemanns, in einer TV-Debatte den Schweizer Rechtsstandpunkt kompromisslos zu verteidigen, erklärt sich zum Teil sicher dadurch, dass der Botschafter noch bis vor kurzem von der Überlegenheit der EU gegenüber dem Schweizer «Abseitsstehen» schwärmte. Wie andere EU-Turbos hat Guldemann taktisch zum Befürworter des Bilateralismus mutiert. Was den Verdacht nährt, dass die Bilateralisten nicht die Schweizer Unabhängigkeit anstreben, sondern, auf Schleichwegen ohne Volksabstimmung, den Beitritt.

Vielleicht tut man Guldemann Unrecht, und er hat seine Meinung tatsächlich geändert. Jedenfalls versteht er es rhetorisch meisterhaft, aktuelle Strömungen in sein jeweiliges Weltbild einzuschmiegen. Kürzlich hielt er in Basel einen Vortrag über Deutschland und die Schweiz. Der EU-Enthusiast von einst formuliert plötzlich vorsichtig. Noch gibt es ein vages Unbe-

gen am «kleinräumigen Denken» und am umgekehrten «Napoleon-Komplex» der Schweiz («Wir haben Grösse und machen uns klein»), aber vom modischen Schweiz-Bashing der Neunziger, auf das auch Guldemann nicht verzichten mochte («Wir entwickeln uns zur Dialekt-Provinz»), hat er sich entfernt.

Ebenso wenig spricht er sich noch offen für einen EU-Beitritt aus. Der Botschafter plädiert wolkig «gegen Abgrenzungspatriotismus und Minderwertigkeitskomplexe» und wünscht sich für die Schweiz «europaoffenes Selbstvertrauen», was immer darunter zu verstehen ist. Seine Hoffnung geht dahin, dass die Deutschschweiz sich stärker als «Teil des deutschen Kulturkreises» empfinden möge mit dem Ziel einer verschmelzungsähnlichen Annäherung: «Wenn wir diesen Umstand besser verstehen, könnten wir leichter darauf verzichten, uns pauschal von Deutschland abgrenzen zu müssen. [...] Dann wäre es vielleicht möglich, dass wir den Deutschen für eine zentrale Voraussetzung unseres Wohlstands der letzten fünfzig Jahre Dankbarkeit entgegenbringen. Der Frieden in Europa und dank ihm der Friedensraum um unser Land ist die Folge der europäischen Integration. Die Rechnung dafür zahlte vor allem Bonn und dann Berlin.»

Solche Sätze müssen in deutschen Ohren wie Musik klingen. Sie offenbaren den Unterhändler als genialen Virtuosen der Einfühlung, eine Prise Geschichtsklitterung inbegriffen. Aus Schweizer Sicht bleibt die Hoffnung, dass Tim Guldemann seine kunstvolle, chamäleonartige Diplomatie am Ende dafür einsetzt, dass das Wesentliche nicht vergessen geht: Die kenntnisreichsten Umarmungen Deutschlands bringen nichts, wenn am Ende Schweizer Interessen auf der Strecke bleiben. ○



Zwingende Gesten: Guldemann (2. v. r.) am Sonntagabend bei Günther Jauch.

# Chronologie einer Auslieferung

Hat der Bundesrat unrechtmässig gehandelt, als er die Daten von Bankmitarbeitern an die USA auslieferte? Der Bundesanwalt verneint. Doch Datenschützer Hanspeter Thür stellt kritische Fragen. *Von Pierre Heumann*

Im Steuerstreit mit den USA hat die Bundesanwaltschaft am Montag einen wichtigen Entscheid publiziert. Es gebe keine Hinweise auf strafbare Handlungen der Banken. Geklagt hatte der Genfer Anwalt Douglas Hornung. Er vertritt einen ehemaligen Top-Banker von HSBC, dessen Name an die USA geliefert wurde. Die Bundesanwaltschaft beschloss, nicht auf die Klage einzutreten. Damit hiess sie implizit gut, dass der Bundesrat im Steuerstreit mit den USA sukzessive von seinen Grundsätzen abgerückt ist und Notrecht anwandte, ohne das offen zu diskutieren, wie folgende Chronologie zeigt:

**31. 8. 2011** — Im Finanzdepartement trifft eine Mail des stellvertretenden US-Justizministers James M. Cole ein, der zusammen mit seinem Chef, Justizminister Eric Holder, die amerikanischen Forderungen gegenüber Schweizer Banken eintreiben will. Cole lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er verlangt unter anderem:

von Notrecht bedingen, und wir wenden kein Notrecht an.» Chefunterhändler Michael Ambühl wird in die USA geschickt, um den den Schweizer Standpunkt klarzumachen.

**Mitte September 2011** — Ambühl teilt nach seiner Rückkehr aus New York den betroffenen Banken das Resultat seines Besuchs in Washington mit. Die Amerikaner seien bereit, auf folgenden Deal einzugehen: Die Banken bezahlen den Amerikanern eine hohe Busse. Zudem würden Schweizer Behörden die betroffenen Banken anweisen, Kundendaten in die USA zu überweisen. Die entsprechende Rechtsgrundlage müsse allerdings noch geschaffen werden. Wer spüre, könne damit rechnen, dass in den USA keine Anklage gegen ihn erfolge.

**19. 9. 2011** — Widmer-Schlumpf und ihr Chefunterhändler entfernen sich aus dem Sitzungszimmer der nationalrätlichen Wirtschaftskommission WAK. Anwesenden Journalisten ist klar: Sie wollen sich nicht zum Steuerstreit

mit. Voraussetzung sei ein «substanziertes Amts- bzw. Rechtshilfeersuchen». Erstmals ist davon die Rede, dass die «zu übermittelnden Dokumente auch die Namen von Mitarbeiter enthalten». Leupold nennt als Bedingung für die Rechtshilfe, dass das Department of Justice die übermittelten Unterlagen nicht für individuelle Strafverfahren gegen Bankmitarbeiter verwenden werde, sondern ausschliesslich für die Untersuchungen gegen die Finanzinstitute. Die Schweiz rückt die Daten nicht heraus, weil die USA die Bedingungen Leupolds ablehnen. Die USA sind nicht bereit, der im Rechtshilfeverfahren üblichen Verwendungsbeschränkung zuzustimmen.

**18. 1. 2012** — An der Bundesratssitzung kann Justizministerin Simonetta Sommaruga durchsetzen, dass Mitarbeiternamen im Rahmen der Amts- und Rechtshilfe kodiert werden müssen. Alles laufe in einem gewöhnlichen Amts- und Rechtshilfeverfahren ab, beruhigt am Abend Widmer-Schlumpf in der

Added value für  
Ihr Going Public  
made by Gübelin.



  
**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

1 — Konkrete Informationen über die Konten von amerikanischen Steuerpflichtigen.

2 — Die Schweizer Regierung solle die notwendigen Schritte unternehmen, um die Übermittlung der Kontoinformationen zu ermöglichen und zu beschleunigen.

3 — Sollten die geforderten Daten nicht in der vorgeschriebenen Frist eintreffen, würden die betroffenen Banken strafrechtlich verfolgt.

**5. 9. 2011** — Die Finanzministerin zeigt Härte. Ohne den Brief Coles zu erwähnen, gibt sich Eveline Widmer-Schlumpf in einem Interview mit der «Tagesschau» «erstaunt» über das Vorgehen der USA: «Das ist nicht eine Art, wie man mit anderen Staaten umgeht.» Der Bundesrat halte an seinem Weg fest: Er wolle den Steuerstreit mit Amerika auf dem Weg eines Doppelbesteuerungsabkommens lösen. Ein Eingehen auf das Ultimatum der USA sei für sie keine Option. «Das würde die Anwendung

mit den USA äussern. Während der Sitzung konnte Widmer-Schlumpf die Kommissionsmitglieder nicht überzeugen, möglichst schnell die Rechtsgrundlage zu schaffen, um die geforderten Daten an die USA auszuliefern.

**9. 12. 2011** — Das US-Justizministerium fordert einzelne Schweizer Banken auf, bis zum 31. Dezember 2011 Unterlagen über ihr US-Geschäft zu liefern. Diese sollen als Beweismittel in Strafuntersuchungen gegen die betroffenen Banken beziehungsweise zur Erzielung eines Vergleichs verwendet werden.

**16. 12. 2011** — Das Bundesamt für Justiz bleibt hart: «Die zuständigen Bundesbehörden beabsichtigen, eine Dokumentenübermittlung an das Department of Justice zu unterstützen, soweit dies das schweizerische Recht zulässt», teilt der Chef des Bundesamtes für Justiz, Michael Leupold, den betroffenen Banken

«Tagesschau». Den Schlüssel zum Passwort erhielten die Amerikaner erst, wenn die Probleme der Schweizer Banken in den USA beseitigt sein würden, also nach Aushandlung der Globallösung. Das habe der Bundesrat bereits im April 2011 so entschieden. Es würden keine Kundendaten herausgehen, sondern lediglich Daten zum US-Geschäft der Banken. Dass damit Informationen über Bankmitarbeiter gemeint sind, wird verschwiegen.

**Ende Januar 2012** — Die älteste Schweizer Privatbank, die Bank Wegelin, scheitert am Steuerstreit mit den USA: Eine angedrohte Klage der USA bringt sie in eine schwierige Lage, und sie muss aufgeben. Der Grossteil des Geschäfts wird an die Raiffeisen-Gruppe verkauft. Der Untergang der Wegelin schwächt die Widerstandskraft des Bundesrats gegenüber den USA. Er befürchtet, dass weitere Banken in den USA angeklagt werden könnten.



*Nur kodierte Daten:* Justizministerin Sommaruga, Amtschef Leupold.

4.4.2012 — Sommaruga, die für den Datenschutz eingetreten war, kann sich gegen Widmer-Schlumpf nicht mehr durchsetzen. Der Bundesrat erteilt den betroffenen Banken die Erlaubnis, ohne eine Verletzung des Strafgesetzes (Art. 271) Daten zur Wahrung ihrer Interessen an die US-Behörden zu übermitteln. Er wendet Notrecht an, ohne das aber so zu nennen. Gleichzeitig betont er gegenüber den betroffenen Banken, «dass die Abwägung der zivilrechtlichen Verantwortlichkeit Sache jeder Bank bleibt». Damit sind datenschutz- und arbeitsrechtliche Vorschriften gemeint.

Der Bundesratsbeschluss bleibt vorerst geheim. Am selben Tag verkündet Bundesratssprecher André Simonazzi euphorisch, dass der Bundesrat neuen Elan in die Verhandlungen mit den USA bringen und den Steuerstreit beilegen wolle. Was am gleichen Tag beschlossen wurde, sagt er nicht.

11.4.2012 — Die Finma empfiehlt den Banken, «im Rahmen der durch diesen Bundesratsbeschluss geschaffenen Möglichkeiten zu kooperieren» – so, wie das der Bundesrat nahelege. Statt der ursprünglichen bundesrätlichen Forderung nach einem Rechtshilfesuch erfolgt also eine spontane Herausgabe der Daten. Der Bundesrat hat auch auf die Bedingung verzichtet, dass die Informationen nur gegen die Banken, nicht aber gegen die Personen verwendet werden dürfen. Der Schutz der Bankmitarbeiter vor der amerikanischen Justiz sei Ziel eines aussergerichtlichen Verfahrens, sagt Mario Tuor, Sprecher im Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF), vier Monate später. Weshalb aber sollten die US-Behörden dies den Beamten zusichern, wenn sie die Daten schon haben?

25.7.12 — Widmer-Schlumpf will die Verantwortung dafür nicht übernehmen, dass Daten von Bankmitarbeitern an die USA gingen. «Der Bundesrat hat recht gehandelt», antwortet sie auf Vorwürfe von Bankmitarbeitern. Der Bundesrat habe die Banken zwar autorisiert, mit den USA zu kooperieren – aber nur soweit dies den Schweizer Gesetzen entspreche, sagt sie dem Westschweizer Radio. Es liege «allein in der Verantwortung der Banken zu entscheiden, welche Informationen sie herausgeben und welche nicht», sagt sie.

#### Treffen mit Widmer-Schlumpf

Das klingt so, als würde der schwarze Peter herumgeschoben. Doch der Fall ist noch nicht abgeschlossen. Am 24. August will sich der Bankpersonalverband mit Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf treffen. Er erwartet vom Bund «Begleitmassnahmen» für jene Bankmitarbeiter, die persönliche Nachteile hätten. Etliche Banker, die auf der US-Liste geführt werden, finden keinen Job, weil sie als Risiko gelten, auch wenn sie nichts mit dem US-Geschäft zu tun hatten. Die Banker wollen auf Entschädigung für Rechtsanwaltskosten oder annullierte Auslandsreisen drängen. Mit der Globallösung, welche die Schweiz mit den Vereinigten Staaten anstrebe, solle auch garantiert werden, dass allfällige Straf- oder Zivilverfahren gegenüber Bankangestellten eingestellt würden.

Demnächst plant Rechtsanwalt Hornung einen weiteren Versuch, um die Verantwortlichkeit der Datenlieferung abzuklären. Bis Ende August will er vor dem Strafgerichtshof in Bellinzona Rekurs gegen den Beschluss der Bundesanwaltschaft einlegen. Falls er dort Recht erhält, muss der Bundesanwalt die



*Massnahmen vorbehalten:* Datenschützer Thür.

Untersuchung einleiten. Allerdings müsste die Staatsanwaltschaft dazu die Bewilligung des Bundesrates einholen. Nötig wäre auch eine parlamentarische Kommission, welche die Immunität des Bundesrates aufheben müsste. Eine eher unüberschaubare Situation.

#### Datenschützer warnt die Banken

Festhalten kann man soviel: Nachdem der Bundesrat die Banken zur Datenherausgabe ermächtigt hat, entfällt wohl eine strafrechtliche Verantwortung der Banken. Offen bleibt aber, ob sie sich auch einer zivilrechtlichen Verantwortung entziehen können.

Rechtsanwalt Hornung plant, um das zu klären, einen zweiten Schritt: Namens der neu gegründeten Vereinigung «Swissrespect» reicht er bei Gerichten in Genf und Zürich sogenannte Feststellungsklagen ein. Er will die Richter überzeugen, dass die Übermittlung der Daten illegal war. Wie auch immer das Urteil ausfallen wird: Der Prozess könnte erstmals für Transparenz sorgen und dokumentieren, wie es dazu kam, dass der Bundesrat seine zuvor selber deklarierten Grundsätze über Bord warf.

Das will jetzt auch Datenschützer Hanspeter Thür wissen. In einem Brief warnt er die Banken, ausserhalb von konkreten Amts- und Rechtshilfverfahren Personaldaten nach Amerika zu schicken. Bis zum 24. August sollen ihm die Banken mitteilen, weshalb sie vertrauliche Informationen über ihre Angestellten verraten haben. Sollten die Banken sich weigern, behalte er sich «weitere Massnahmen vor». Dann wäre auch das Bundesverwaltungsgericht am Zug. Um abzuklären, ob die Banken – und der Bundesrat – im Recht sind oder nicht. ○

# Der Krebs ging vergessen

Das Drama um den Tod einer siebenfachen Mutter im Spital Wil entwickelt sich zu einem Fall Hanselmann. Die St. Galler Gesundheitsdirektorin sagt nicht die Wahrheit. Es sind weitere, gravierende Fehler aktenkundig. Von Christoph Landolt



«Wir müssen das zuerst abklären»: St. Galler Gesundheitsdirektorin Hanselmann (SP).

Sieben Kinder ohne Mutter, und das nur, weil eine Chefärztin die Hinweise ihrer Mitarbeiter ignorierte und an einer Fehldiagnose festhielt – dieses Drama, das sich im Spital Wil abspielte und dank den Recherchen der *Weltwoche* (Nr.33/12) bekannt wurde, warf in der Ostschweiz hohe Wellen. Die Anteilnahme für die betroffene Familie Stähelin\* ist gross.

Doch im Lauf der letzten Woche trat die medizinische Tragödie in den Hintergrund. Nicht mehr das Drama um die tote Mutter stand im Fokus des öffentlichen Interesses, sondern die Frage, wie die Verantwortlichen damit umgehen. Der Fall Cécile Leimgruber – so heisst die verurteilte Gynäkologin – entwickelte sich zu einem Fall Heidi Hanselmann. Warum informierte die St. Galler Gesundheitsdirektorin nicht? Warum versuchte sie dann, nur die Hälfte der Wahrheit herauszugeben?

Es sind unangenehme, ungewohnt kritische Fragen, die sich die Sozialdemokratin gefallen lassen musste. Das *St. Galler Tagblatt* titelte: «Deckel drauf statt Transparenz?» Und das «Regionaljournal Ostschweiz» von Radio DRS sendete ein zehnminütiges Interview mit der Gesundheitsdirektorin, das einem Kreuzverhör glich. Hanselmann flüchtete sich in Halbwahrheiten, redete von «Unschuldsumutung» und «Gewaltentrennung», die in diesem Land gelten. Die Frage der Moderato-

rin, warum erst mit zwei Monaten Verspätung eine Medienmitteilung zum Urteil gegen die Wiler Ärztin verschickt worden sei, beantwortete Hanselmann mit einem nicht weiter erklärten «rechtsstaatlichen Prinzip, das es zu akzeptieren gilt». Zu akzeptieren sei auch, dass vor der Öffentlichkeit zuerst die Betroffenen informiert werden müssten, so auch der verwitwete Vater. «Auch mit ihm habe ich guten Kontakt. Er ist auch informiert.» Dass es die *Weltwoche* war, von der der Witwer das Urteil erfuhr, erwähnte Hanselmann nicht.

## Lob für die Ärztin

Dafür sprach die Regierungsrätin von einem «Kommunikationskonzept» und dass man erst habe informieren wollen, wenn «alles verhebt». Das aber tat es nicht. Nicht erwähnt wurde in der Medienmitteilung, dass nicht nur Leimgruber verurteilt wurde, sondern dass sich noch drei weitere Ärzte des Spitals Wil vor dem Kreisgericht zu verantworten haben. Nicht erwähnt wurde auch das Strafmass von zwei Jahren Gefängnis bedingt, das in seiner Härte in den letzten Jahren beispiellos ist.

Stattdessen gab es im Communiqué Betroffenheitsbekundungen sowie viel Lob für die Leistungen der Ärztin sowie die Funktionstüchtigkeit des Departements. In mehreren Interviews erklärte Hanselmann, dass Leim-

gruber eine sehr hohe fachliche Kompetenz attestiert werde und die Patienten sehr zufrieden seien. «Schweiz aktuell» zitierte die Spitalleitung, laut der Leimgruber «in den letzten fünf Jahren einen tadellosen Job» gemacht habe. Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, ist diese Aussage nachweislich falsch. Und Hanselmann müsste sich dessen bewusst sein.

## Diagnose auf dem Wochenmarkt

Im Februar 2010 ging Maria Gisel, eine Frau aus der Region Wil, zur Kontrolle bei ihrer Frauenärztin, Cécile Leimgruber. Alles schien Routine. Drei Monate später, im Mai, traf Gisel ihre langjährige Frauenärztin zufällig auf dem Wiler Wochenmarkt. Leimgruber erkundigte sich nach dem Stand der Behandlung. Gisel verstand nur Bahnhof. Von einer Behandlung wusste sie nichts – geschweige denn von einer Diagnose, die es zu behandeln gebe. Die Gynäkologin hatte schlicht vergessen, ihre Patientin darüber zu informieren, dass bei ihr Gebärmutterhalskrebs festgestellt worden war.

Gisel, entsetzt über das Versäumnis, wandte sich an Patientenschützerin Margrit Kessler und beschwerte sich mit einem kurzen Brief bei Gesundheitsdirektorin Heidi Hanselmann. Die Regierungsrätin antwortete ebenfalls per Brief und delegierte die Angelegenheit an Leimgruber. Das war drei Jahre nach dem Tod von Monika Stähelin und zwei Jahre bevor Hanselmann die Fehlerserie, die eine Mutter das Leben kostete, auf allen Kanälen als Einzelfall abstempelte.

Die Gesundheitsdirektorin, so viel steht fest, war informiert. Auf Anfrage konnte sich die Regierungsrätin jedoch nicht an die betreffende Beschwerde erinnern. «Wir müssen das zuerst abklären.»

Der Vorfall, der auf den Heilungsverlauf der betroffenen Patientin glücklicherweise ohne Einfluss blieb, hätte ihr in aller Deutlichkeit aufzeigen müssen, dass im Spital Wil weiterhin organisatorische Probleme bestehen, die sich mit der Verpflichtung eines Coachs nicht in Luft aufgelöst haben. Heidi Hanselmann aber unternahm nichts.

Möglicherweise ist Hanselmann, die nicht nur Aufseherin, sondern als Verwaltungsratspräsidentin auch oberste Chefin des Spitals Wil ist, «ihrem» Spital schlicht zu nah. Klar ist: Wenn die Wahrheit über die Zustände in Wil bekannt wird, fällt dies auch auf die Regierungsrätin zurück. Sie ist es letztlich, die für den Entscheid verantwortlich ist, mit nur

## Opfer von vier bis fünf abgestürzten Jumbos

Jeder tausendste Spitalpatient stirbt wegen falscher Behandlung. Was lässt sich dagegen tun? Von Alex Reichmuth



«Über Behandlungsfehler zu reden, ist nicht mehr tabu»: Ärzte bei einer Magenoperation.

Ärztliche Behandlungsfehler, die mit einem bleibenden Gesundheitsschaden oder gar dem Tod enden, sind keine Seltenheit. Diesen Eindruck vermittelt zumindest die Berichterstattung in den Medien. 20 Minuten schrieb 2009 über eine Frau, die bei einer Routineoperation starb, weil ihr eine Bluttransfusion der falschen Blutgruppe verabreicht worden war. Die *Neue Luzerner Zeitung* berichtete 2010 über ein Kleinkind, dem die Leber transplantiert werden musste, weil ein Notarzt ihm viel zu viel von einem Medikament gegeben hatte. Im *Sonntagsblick* war 2011 von einem Baby zu lesen, das einer Hirnhautentzündung erlag, die von den Ärzten unverständlich lange übersehen worden war. Wie riskant ist ein Arzt- oder Spitalbesuch in der Schweiz? Und was wird für mehr Sicherheit unternommen? Statistiken zu falschen Behandlungen und dauerhaften Schäden existieren hierzulande kaum. Man muss sich im Wesentlichen auf Hochrechnungen und Schätzungen abstützen. 1999 kam eine Studie in amerikanischen Spitälern zu schockierend hohen Zahlen, was Todesfälle wegen Behandlungsfehlern angeht. Umgerechnet auf die Schweiz, ergaben sich jährlich 2000 bis 3000 Tote. Marc-Anton Hochreutener, Geschäftsführer der Stiftung für Patienten-

sicherheit, erachtet diese Grössenordnung auch heute noch als richtig. «Man muss aufgrund von Vergleichen mit anderen Ländern davon ausgehen, dass jeder tausendste Spitalpatient wegen eines Behandlungsfehlers stirbt.» Das entspreche pro Jahr der Anzahl Opfer, die vier bis fünf Jumbo-Jet-Abstürze forderten.

### Freisprüche sind die Regel

Offenbar hat es aber nur in den wenigsten Fällen ein Nachspiel, wenn medizinisches Personal Fehler macht. Die Stiftung SPO-Patientenschutz verzeichnet jährlich einige hundert Fälle, in denen Patienten oder Angehörige eine medizinische Sorgfaltspflichtverletzung mit Langzeitschaden beanstanden – was, verglichen mit Tausenden Behandlungstoten, eher wenig ist. Und die aussergerichtliche Gutachterstelle der Ärztevereinigung FMH hat 2011 gerade mal 77 Gutachten abgeschlossen, bei denen in 34 Fällen ein Behandlungsfehler bestätigt worden ist.

Wer von Behandlungsfehlern betroffen sei, könne sich kaum wehren, sagt Margrit Kessler, Präsidentin der Stiftung SPO. Von Strafanzeigen müsse sie gar entschieden abraten. Denn Strafverfahren fürchte man bei der SPO «wie der Teufel das Weihwasser», da sie fast immer mit Freispruch endeten. Ein Blick in den Kanton Zürich, der Strafverfahren wegen mögli-

cher Behandlungsfehler seit 2008 systematisch erfasst, bestätigt dies: Zwar erstatten Patienten hier jährlich rund zwanzig Mal Anzeige wegen fahrlässiger Tötung oder fahrlässiger Körperverletzung. Seit 2008 wurde aber noch nie ein Arzt verurteilt, wie die kantonale Gesundheitsdirektion bestätigt. Die strafrechtliche Verurteilung einer Chefärztin am Spital Wil im Kanton St. Gallen, die letzte Woche dank der *Weltwoche* publik wurde, ist offenbar eine seltene Ausnahme.

Die schlechten Erfolgsaussichten von Strafklagen sind laut Margrit Kessler einerseits darin begründet, dass medizinische Gerichtsgutachter ihre Ärztekollegen schützen. Andererseits verletzen Ärzte, die Fehler zugeben, die Vertragstreue ihren Haftpflichtversicherungen gegenüber und müssten befürchten, selber finanziell belangt zu werden. Auch zivilrechtliche Prozesse zur Durchsetzung von Entschädigungen seien für geschädigte Patienten selten von Erfolg gekrönt und dauerten zudem meist sehr lange, so Kessler. Etwas mehr Erfolgsaussichten hätten Geschädigte, wenn sie eine aussergerichtliche Einigung mit dem betreffenden Arzt oder Spital anstrebten. Werner Ott, Geschädigtenanwalt aus Zürich, sieht zwar durchaus Möglichkeiten für Patienten, sich nach Ärztefehlern zu wehren. Aber diese seien nicht einfach wahrzunehmen: «Patienten sind Laien, die sachkundigen Ärzten gegenüberstehen, die alle Akten kennen und diese beliebig interpretieren können.» Es sei ein Kampf Davids gegen Goliath.

### «Komplexe Dienstleistungen»

Gemäss Insidern gehen aber viele Ärzte heute offener mit Fehlern um als früher. Der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit habe abgenommen, sagt Sven Staender, Chefarzt für Anästhesie und Intensivmedizin am Spital Männedorf, der ab diesem Herbst an einem Lehrauftrag der Universität Zürich für Patientensicherheit beteiligt ist. «Über Behandlungsfehler zu reden, ist nicht mehr tabu», sagt auch Marc-Anton Hochreutener von der Stiftung für Patientensicherheit. «Die Vorstellung von Ärzten, Halbgötter in Weiss zu sein, ist eher im Rückgang», stellt selbst Geschädigtenanwalt Werner Ott fest.

Die Bereitschaft von Ärzten, Fehler einzugestehen, ist allerdings nur eine Voraussetzung für weniger Fehler. «Medizinische Dienstleistungen sind sehr komplex – komplexer als etwa die Flugindustrie», sagt Marc-Anton Hochreutener. Die Schweiz sei bei der Bekämpfung von Behandlungsfehlern wie andere Industrie-

länder erst in einem «fortgeschrittenen Anfangsstadium». Die Stiftung für Patientensicherheit, die Hochreutener führt, wurde 2003 mit dem Ziel gegründet, die Zahl der Behandlungsfehler zu reduzieren – als Reaktion auf die erschreckenden Fallzahlen der erwähnten amerikanischen Studie. Heute tragen Bund, Kantone und Berufsverbände die Stiftung im Wesentlichen. Allerdings müsse deren Finanzierung gemäss Hochreutener jedes Jahr aufs Neue «erkämpft» werden.

### Fehlermeldesysteme im Vormarsch

In einer 2009 publizierten Umfrage antworteten 59 Experten des Gesundheitswesens (unter anderem Ärzte, Pflegepersonal, Ökonomen, Juristen), die an einer schweizerischen Tagung zur Patientensicherheit teilgenommen hatten, auf die Frage, welche Massnahmen gegen Behandlungsfehler geeignet seien. Am häufigsten empfahlen die Experten, die Medikamentensicherheit zu verbessern, die Fehlerkultur zu fördern und die Aus- und Weiterbildung im Bereich Patientensicherheit voranzutreiben. Überaus häufig sprachen sie sich auch für die Einführung des sogenannten CIRS aus. CIRS steht für Critical Incident Reporting System und ist eine informatikbasierte Plattform, wo Ärzte und Pflegenden Behandlungsfehler rapportieren können, die beinahe zu einem Patientenschaden geführt haben.

Die Idee ist, dass innerhalb einer Spitalabteilung (oder einem Verbund von Abteilungen) erkannt wird, welche Abläufe besonders störungsanfällig sind. CIRS ist heute das wohl wichtigste Instrument an Spitälern, um Behandlungsfehler zu vermeiden. «Wie erfolgreich das System ist, ist schwierig zu sagen», sagt Sven Staender vom Spital Männedorf, der CIRS in der Schweiz mitentwickelt hat. «Denn verhinderte Fehler werden natürlich nicht erfasst.» Dass sich das System seit seiner Entwicklung vor fünfzehn Jahren sehr schnell verbreitet habe, sei aber ein Indiz, dass es nützlich sei.

Leider sei das rechtliche Fundament von CIRS noch immer nicht geklärt, sagt Staender. Denn es sei nicht auszuschliessen, dass Gerichte auf die mittels CIRS gesammelten Daten zurückgreifen können, wenn sie über allfällige Behandlungsfehler entscheiden müssen. Der Quellenschutz sei also nicht wasserdicht. Das müsse er aber sein, damit solche Fehlermeldesysteme wirklich funktionierten. Der Weg zu weniger Behandlungstoten in der Schweiz führt also nicht zuletzt über die Politik.

einer vollamtlichen Gynäkologin, die lediglich von einigen Belegärzten und Assistenten unterstützt wird, die zweitgrösste Geburtsabteilung im Kanton St. Gallen zu betreiben. Jährlich erblicken hier rund 700 Kinder das Licht der Welt. Diese Grösse hat das Spital Wil der Politik zu verdanken. 2005 und 2006 wurden die Geburtsabteilungen in Flawil und Wattwil geschlossen, zugunsten des Spitals Wil. Leimgruber war und ist als Chefärztin der Gynäkologie das Aushängeschild der zentralisierten Geburtsabteilung.

### Karriere dank HIV-Skandal

Fest steht, dass Leimgruber praktisch keine Erfahrung hatte, als sie mit 39 zur Chefärztin gekürt wurde. Im März 2000 wechselte sie vom Berner Inselspital als leitende Ärztin nach Wil. Die Stelle war nicht ausgeschrieben. Zwei Monate später, im Mai 2000, war sie bereits Chefärztin – als erste Frau in der Ostschweiz. Ihre Blitzkarriere hatte Leimgruber weniger ihrem fachlichen Ausweis als den Umständen zu verdanken: dem Wiler HIV-Skandal.

Zwei Chefärzte, darunter Gabriel Ayer, der medizinische Leiter des Spitals, hatten 1988 einem Rentner eine HIV-Infektion verschwiegen, die sich dieser durch eine verseuchte Blutkonserve zugezogen hatte. Anders als gedacht, starb der Mann aber noch lange nicht. Ende 1999 brach beim mittlerweile 84-jährigen Mann die Aids-Erkrankung aus. Der Chefarzt der Inneren Medizin, Markus Häusermann, wurde von Ayer aufgefordert, seinen Patienten nicht zu behandeln, sondern sterben zu lassen.

Als sich Häusermann und seine Kollegen Niklaus Deseö und Pascal Meyer bei der Spitalkommission beschwerten, ging die Spitalleitung nicht gegen die fehlbaren Ärzte vor, sondern gegen die Überbringer der schlechten Botschaft. Internist Häusermann wurde freigestellt. Anästhesist Meyer wurde «in gegenseitigem Einvernehmen» entlassen. Gynäkologe Deseö wurde degradiert, war nur noch als stellvertretender Chefarzt geduldet.

Doch der Vorgang wurde publik, die Staatsanwaltschaft nahm Ermittlungen auf. Gabriel Ayer wurde als Hauptverantwortlicher wegen schwerer Körperverletzung zu sieben Monaten Haft verurteilt. Er behielt seinen Posten vorerst, hatte aber bald keine Patienten mehr. Der zweite Arzt wurde freigesprochen, vom Spital aber zurückgestuft. Er wurde kurz darauf tot aufgefunden. Der damalige Wiler Stadtpräsident und Chef der Spitalkommission, Josef Hartmann (CVP), wurde vom Volk abgewählt. Am Ende lag das Spital Wil darnieder, kopflos und ausgeblutet. Die besten Ärzte waren weg, das Vertrauen der Patienten auch. Für die Spitalleitung ging es darum, all die vakant gewordenen Kaderstellen neu zu besetzen, darunter auch den Chefarztposten in der Gynäkologie. Da kam die zwar unerfahrene, aber ehrgeizige Cécile Leimgruber, die erst seit

zwei Monaten als leitende Ärztin arbeitete, gerade recht.

### Ferien verlängert

Gesundheitsdirektorin Heidi Hanselmann sagt, dies sei vor ihrer Amtszeit passiert, sie kenne die Hintergründe nicht. Auf die Frage, ob eine derart steile Karriere auch unter ihr möglich sei, antwortet Hanselmann knapp: «Nein.» Dennoch beliess die Regierungsrätin die überforderte Gynäkologin auf ihrem Platz – auch, als es zu Kündigungen im Team kam, auch nachdem eine siebenfache Mutter gestorben war, weil man sie nicht korrekt untersucht hatte. Sogar als Hanselmann davon erfuhr, dass Leimgruber einen Krebsbefund «vergessen» hatte, blieb sie untätig. Und selbst nachdem die Ärztin zu zwei Jahren bedingt verurteilt worden war, hielt sie an ihr fest.

Im Moment arbeitet Cécile Leimgruber nicht. Suspendiert sei sie jedoch nicht, sagt Hanselmann. Die Ärztin hat ihre Ferien verlängert, bis der Spital-Verwaltungsrat über das weitere Vorgehen entscheidet. Für alle weiteren Fragen verwies Hanselmann auf eine Medienkonferenz, die nach Redaktionsschluss der *Weltwoche* am Mittwoch stattfand.

\* Alle Namen von Patienten geändert

# Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Dickschädel gegen Bauernphilosoph

Der Sankt Galler CVP-Nationalrat Markus Ritter duelliert sich mit seinem Berner SVP-Ratskollegen Andreas Aebi um das Präsidium des Schweizerischen Bauernverbands. Auf Hofbesuch bei den unterschiedlichen Spitzenkandidaten. *Von Philipp Gut, Ruben Wyttenbach und Nathalie Bissig (Bilder)*

Das Erste, was Andreas genannt «Res» Aebi dem Besucher auf seinem Unteremmentaler Hof in Alchenstorf BE zeigt, sind Schwalbennester. Mehlschwalben, sagt der selbsternannte «Ornithologe aus Leidenschaft», nisteten draussen unter dem Scheunendach; drinnen im Kuhstall seien es Rauchschalben, erklärt Aebi weiter. Ein wesentlicher Unterschied, wie er dem vogelkundlichen Laien erläutert: «Schwalbe ist nicht gleich Schwalbe. Wie Wein nicht gleich Wein ist.» Aus einem Nest unter der Decke im Mittelgang des Kuhstalls gieren die Schnäbel von vier Jungvögeln. Ihre Eltern pendeln im Minutentakt zwischen den offenstehenden Toren hindurch – Servicepersonal für den gefräßigen Nachwuchs. Er habe es abgelehnt, eine moderne Lüftung einzubauen, sagt Aebi. Das wäre zwar komfortabel gewesen, aber dann gäbe es «hier keine Schwalben mehr». «Biodiversität» sei ihm wichtig.

«Biodiversität»: Das ist kein Wort, das im SVP-Vokabular eine allzu grosse Rolle spielt. Doch dem Nationalrat der Volkspartei liegt das Anliegen offensichtlich am Herzen, wie der Rundgang durch seinen Betrieb zeigt. Vom Kuhstall geht es weiter in den Garten, vorbei an einer Steinmauer und einer niederen Buchsbaumhecke. «Da leben zwanzig Tierarten drin», sagt Aebi mit Blick auf den unscheinbaren Buchshag. Nicht ohne einen grün angehauchten Stolz verweist der Bauer auch auf einen Holzhaufen neben dem Gartensitzplatz. Er diene einzig dazu, Wohnstätte für Insekten zu sein.

Szenenwechsel. Das Erste, was Markus Ritter dem Reporter auf seinem Hof in Altstätten über dem St. Galler Rheintal zeigt, ist ein abgestorbener Hochstammbaum, eine sogenannte Wasserbirne, ganz von Efeu überwachsen. «Sie ist nur noch für die Insekten da», sagt Ritter. Der Satz hätte auch von Aebi sein können. Es ist fast, als folgten sie einem geheimen Drehbuch oder als hätten sie sich vorgängig abgesprochen. Rücksicht auf die Natur zu demonstrieren, scheint angesagt zu sein im Schweizer Bauernstand des 21. Jahrhunderts. Produktivitätssteigerungen, ja, aber nicht um jeden Preis: Das ist die Botschaft, die man vermitteln will. Unvorstellbar, dass man vor zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit auf solche Inseln der Unwirtschaftlichkeit gelenkt hätte.

Doch die anekdotische Eintracht darf nicht darüber hinwegtäuschen: Aebi und Ritter sind, auch wenn sie es sich ungern anmerken



«Gäng hongrig uf d Wäut»: SVP-Mann Aebi auf seinem Land.

lassen, Konkurrenten und Rivalen. Beide wollen im November den Thurgauer Hansjörg Walter (SVP) beerben und Präsident des Schweizerischen Bauernverbands (SBV) werden. Vergangene Woche hat sie der Vorstand offiziell nominiert. Zwar steigen auch die SBV-Vizepräsidenten Josef Dissler (LU) und Fritz Glauser (FR) ins Rennen, doch die grössten

Chancen werden den Nationalräten Aebi und Ritter eingeräumt. Das Duell ist eröffnet.

Traditionsgemäss wechseln sich SVP und CVP an der Spitze des Verbands ab. Nach SVP-Walter käme jetzt also wieder ein CVP-Mann zum Zug. Doch ebenso wichtig wie die Parteizugehörigkeit sei die Berücksichtigung der Regionen, sagt Andreas Aebi. Das spräche wie-

der für ihn (Ritter kommt wie der Thurgauer Walter aus der Ostschweiz).

Wie auch immer: Dem Sieger winkt die Führung einer der einflussreichsten Berufs- und Lobbyorganisationen des Landes. Der Bauernverband kann als Dachorganisation der 25 kantonalen Verbände und unzähliger Fachorganisationen wie der Bienenzüchter oder der Gemüseproduzenten auf rund 55 000 Mitglieder zurückgreifen. Er betreibt eine eigene Versicherung, eine eigene Krankenkasse und gleicht einem diversifizierten Dienstleistungsunternehmen. In National- und Ständerat sitzen nicht weniger als dreissig bäuerliche Parlamentarier, wovon zwanzig selber Landwirte sind (der Rest sind Agronomen und Mitarbeiter landwirtschaftlicher Organisationen). Vom Bund erhalten die knapp 60 000 Schweizer Bauernbetriebe jährliche Direktzahlungen im Umfang von 3,45 Milliarden Franken.

Die Fakten und Zahlen lassen es erahnen: Dem Bauernverband kommt erhebliches Gewicht zu. Von seinem Präsidenten wird erwartet, dass er die Interessen der Landwirtschaft in Politik und Öffentlichkeit erfolgreich vertritt («Gute Beziehungen zu Wirtschaftspartnern und gesellschaftspolitisch relevanten Kreisen», verlangt das «Anforderungsprofil» der Findungskommission).

### Melonen und Süssmost

Dass sie diese Aufgabe zu meistern vermögen, davon geben sich sowohl Aebi wie Ritter überzeugt. An Selbstbewusstsein mangelt es keinem der Kandidaten. Beide sind erfahren, vernetzt, üben verschiedene Ämter und Funktionen aus. Beide bewirtschaften mittelgrosse Betriebe (derjenige von Aebi umfasst 21 Hektaren, der von Ritter 28, wovon 11 Hektaren zum Eigentum hinzugepachtet sind). Beide haben Milchkühe, Jungvieh, Bienen, Obstbäume, Getreideflächen. Und beide sitzen im Nationalrat. Insofern gleichen sie sich.

Doch die Delegierten, die am Ende entscheiden, haben die Wahl zwischen zwei ganz unterschiedlichen Typen. Andreas Aebi ist ein im Wortsinn etwas dickschädeliges Monument, ein Mann, der seinen Führungsanspruch schon allein durch die schwingerhaften Masse und die Präsenz seines gedrungenen Körpers ausdrückt. Seine Antworten sind kurz und knapp, bei kritischen Fragen neigt er zum lauernden Gegenangriff. Von sich selbst spricht er gern in der dritten Person («Der Aebi kann das»). Den Gast bewirten er und seine Frau Thea zum *Zvieri* bernersch grosszügig mit Melone, frischen Tomaten vom Garten, Chips und Brunnenwasser (auf Alpkäse und Schinken verzichtet der Reporter).

Bei Markus Ritter gibt es Kaffee und Süssmost, hausgemacht, 56 Öchslegrad, von der Sorte «Bonapfel». Vor dem Pressen würden die Früchte vier Wochen gelagert, erklärt der



«Landwirtschaftspolitik aus dem Effeff»: CVP-Politiker Ritter aus dem St. Galler Rheintal.

Hausherr, womit sie zwar an Gewicht verlören, aber an Qualität gewannen. Es ist typisch für Ritter und wird sich im Fortgang des Gesprächs wiederholen: Seine Ausführungen nehmen mitunter den Charakter einer agronomischen oder volkswirtschaftlichen Vorlesung an. Dabei redet er so selbstverständlich von der «Funktionalität der landwirtschaftlichen Märkte» wie vom «Düngkreislauf» auf seinem Hof. Ritter hat neben seiner Ausbildung zum Meisterlandwirt einen Fachhochschulabschluss als Wirtschaftsingenieur nachgeschoben – die Landwirtschaftspolitik kenne er «aus dem Effeff», sagt er. Zu «argumentieren», den Leuten die Bedürfnisse und die Bedeutung der Landwirtschaft zu vermitteln, sähe er als eine seiner vornehmsten Aufgaben als Bauernpräsident. Markus Ritter hat – nicht nur wegen seiner Brille und seiner hochgewachsenen Gestalt – etwas von einem Gelehrten; fast fühlt man sich an einen Bauernphilosophen in der Tradition des Kleinjogg erinnert. Trefflich lässt sich mit ihm darüber diskutieren, was den Menschenschlag des Bauern ausmache («bodenständig», «geerdet», «bescheiden [die Bäuerinnen noch mehr als die Bauern]», «demütig», «in Generationen denkend»).

### Auftritt vor Kolumbiens Parlament

Seit rund zehn Jahren hat Ritter seinen Betrieb auf «Bio» umgestellt. Haus und Hof liegen am Hang, der Blick geht über das Rheintal ins Voralbergische hinaus. Die EU-Landwirtschaft und die Konkurrenz der billiger produzierenden österreichischen und deutschen Landwirte liegen in Sichtweite. Das schärft das Auge für die Konkurrenz und die besonderen Bedingungen der Schweizer Landwirtschaft. Den Agrarfreihandel mit der EU, ein politisches Dauerthema liberaler Kreise, lehnt Ritter ab. Das käme «praktisch einem EU-Beitritt für die Landwirtschaft» gleich, sagt er. Ritter rechnet vor: Fallen die Grenzen, wird sich das Einkommen der Bauernfamilien in etwa halbieren.

Die Leistungen der Steuerzahler für die Bauern zahlten sich letztlich für die Allgemeinheit aus, ist er überzeugt. Neben den klassischen, auch in der Bundesverfassung festgeschriebenen Aufgaben der Nahrungsmittelversorgung und der Landschaftspflege bringt Ritter ein finanzielles Argument. Die dreieinhalb Milliarden Franken Direktzahlungen würden nur einen Bruchteil der Kosten ausmachen, die nötig wären, «um das Land offen zu halten». Ohne Bauern würden Weiden und Wiesen verwalden, Strassen zuwachsen, Berghänge erodieren: die Bauern – Anwälte der Zivilisation.

Um seine Wahlchancen bei den Delegierten zu erhöhen, hat Ritter unter Federführung des St. Galler Bauernverbands, den er präsidiert, eine Hochglanzbroschüre über sich und seinen Hof herausgegeben. Dem Journalisten gibt er ein signiertes Exemplar mit auf den Weg. Die Eigenwerbung demonstriert den

Willen zur umfassenden Integration, nicht untypisch für den Mitte-Politiker: Er trete «für die Milchwirtschaft» ein, «für den Gemüsebau», «für den Ackerbau», «für die Fleischproduktion», «für den Weinbau», «für den Obstbau», verspricht Ritter.

Rund 200 Kilometer entfernt in Alchenstorf im Emmental nimmt Andreas Aebi ungefragt auf die PR-Aktivitäten seines Konkurrenten Bezug. «Ich betreibe keinen aktiven Wahlkampf mit Flyer-Verteilen und so weiter», sagt er. Man kenne ihn, und wer ihn wählen wolle, solle ihn wählen. Basta. Da ist sie wieder: die etwas bärbeissige Art des Andreas Aebi, die sich so deutlich von der dozentenhaften Eloquenz seines Rivalen absetzt.

Wer Aebi als verstockten Hinterwäldler beschreibt, irrt sich allerdings. Der SVP-Nationalrat ist nicht nur OK-Präsident des Eidgenössischen Schwing- und Älplerfestes 2013 in Burgdorf, nicht nur Präsident und Vorstandsmitglied verschiedener Viehzüchtervereinigungen, er ist auch Präsident der Aussenpolitischen Kommission (APK). Die nächste APK-Reise geht auf seinen Anstoss hin nach Kolumbien. Auf Einladung der Gastgeber soll er dort vor dem Parlament eine Rede halten.

### «Fallen die Grenzen, wird sich das Einkommen der Bauern in etwa halbieren.»

«Das hat ein Emmentaler Bauer wohl noch nie gemacht», sagt Aebi verschmitzt. Den Schluss des Auftritts wolle er in «gutem Spanisch» vortragen, verspricht er.

Aebis Auslandsbezug hat Tradition. Er sei «gäng hongrig gsi uf d Wäut», sagt er. Als Kind habe er sich spielerisch die Hauptstädte der Welt eingepägt. Er gehöre noch zur Generation, die mit fünfzehn ins Welschland ging. Die Folgen sind bis heute spürbar. Hört man sich in Bundesbern um, loben selbst die Kollegen aus der Romandie Aebis Französischkenntnisse.

Nebenbei organisiert Aebi mit einer familieneigenen Firma Reisen für Bauern ins Ausland. Man besichtigt etwa Berlin, aber auch Zuchtbetriebe in der Mark Brandenburg. Im Bauernstand sind die lehrreichen Exkursionen ins fremd-vertraute Milieu beliebt. Jährlich reisen rund 500 Schweizer Bauern mit der Aebi Reisen GmbH über die Grenzen.

Weit herum kommt Andreas Aebi auch als Auktionator. Er gehört zu lediglich einer Handvoll Auktionatoren, die europaweit auftreten. Sein Spezialgebiet sind Kühe und Pferde. Ein guter Auktionator müsse sich auskennen – bei Mensch und Tier, sagt Aebi. «Wenn eine Kuh hereinkommt, kann ich nach zwei, drei Sekunden sagen, was sie ungefähr wert ist.» Aber auch die Eigenheiten der Menschen müsse man kennen. Manche hielten die Hand hoch, wenn sie bieten, andere zuckten nur leicht mit dem

Auge. Eine Kuh gehe durchschnittlich für 2800 Franken weg, für das edelste Spitzenpferd würden 105 000 Euro geboten.

Er habe «keine politischen Berührungspunkte», sagt Aebi, aber es gebe Grenzen. Der neue Berner SP-Ständerat Hans Stöckli habe ihn im letzten Jahr für eine Kunstauktion aufbieten wollen. Als er nachfragte, wofür das Geld verwendet werde, habe Stöckli gesagt: «Für meinen Wahlkampf». Da musste «der Aebi» passen.

In der Landwirtschaftspolitik verfolgen IP-Bauer Aebi und sein Bio-Kollege Ritter ähnliche Ziele, allerdings sind Nuancen feststellbar. Zur Debatte steht derzeit die sogenannte Agrarpolitik 2014–2017, mit welcher der Bundesrat das Direktzahlungssystem reformieren will. Umstrittenster Punkt ist eine Reduktion der Tierhalterbeiträge, wobei die frei werdenden Mittel neu flächenbezogen ausbezahlt werden sollen. Damit kappt man die Anreize für eine möglichst produktive Tierhaltung – mit dem Ziel einer weiteren «Ökologisierung» und «Extensivierung» der Schweizer Landwirtschaft. Der Bauernverband und die beiden Topkandidaten für das Präsidium befürworten die Umstellung nur bedingt. So warnt Andreas Aebi davor, «die Produktiven zu bestrafen». Es könne nicht sein, dass diejenigen bevorzugt würden, die «nichts tun». Er sei dagegen, weiter «in diesem Tempo zu ökologisieren». Die Nahrungsmittelproduktion dürfe nicht mehr weiter «heruntergefahren» werden.

Während Ritter das Bio-Knospe-Label seines Betriebs hervorhebt, stellt Aebi den universellen Heilscharakter der Bio-Landwirtschaft teilweise in Frage. Als Beispiel zeigt er auf ein Weizenfeld. Statt das Unkraut mit einem einmaligen «dosierten Einsatz» chemischer Mittel zu beseitigen, könne man auch viermal mit dem Traktor über das Feld fahren, um das Unkraut auszureissen. «Ist das besser für die Natur?», fragt Aebi rhetorisch.

Solche Feinheiten werden am Ende die Wahl aber kaum entscheiden, zumal die Schweizer Bauern in den letzten Jahren viel für das Wohl der Tiere und die Natur getan haben. Seit den 1990er Jahren habe sich das Image des Berufsstands markant verbessert, sagt SBV-Vize-Direktor Urs Schneider. Die aktuellen «Sympathiewerte» für die Bauern seien hoch. Die Reformen machten sich bezahlt: Das Verbot der Batteriehaltung, die Einrichtung von Laufställen, die Reduktion des Chemie-Einsatzes hätten dazu beigetragen, dass die Anliegen der Landwirte in der Bevölkerung verstanden würden. Offensichtlich nimmt man ihnen ab, dass sie verantwortungsvoll mit den Ressourcen umgehen. Markus Ritter drückt es so aus: «Der Boden ist das Lehen der Kinder. Wir müssen ihn so verwalten, dass er ertragreich bleibt für die kommenden Generationen.» Das würde gewiss auch «der Aebi» unterschreiben. ○

# Paradies für Kriminelle

Die Zahl der delinquenten Asylbewerber ist im ersten Halbjahr 2012 um 77 Prozent gestiegen. Ständig werden neue Massnahmen beschlossen – mit bescheidenem Erfolg. Die Schweiz bleibt attraktiv und wirkt auch für Asylbewerber innerhalb Europas wie ein Magnet. *Von Andreas Kunz*

Der Gemeindepräsident aus der Zentralschweiz schüttelt ungläubig den Kopf: «Ein Tunesier hat bei uns im Dorf mehrfach versucht, in die Bäckerei einzubrechen – bis die Angestellten ihn geschnappt und der Polizei übergeben haben.» Tags darauf sei er schon wieder auf freiem Fuss gewesen. «Und was hat er getan?», fragt der Gemeindepräsident: «Er hat es in der nächsten Nacht schon wieder in der Bäckerei versucht.»

Solche und ähnliche Geschichten kursieren wohl in allen Dörfern, die nordafrikanische Migranten beherbergen. Es handelt sich meist nicht um schwere Delikte, aber die Häufigkeit und die Dreistigkeit der Taten sorgen für Angst und Unruhe, man fühle sich «ohnmächtig und weiss nicht, wie das alles weitergeht», sagt der Gemeindepräsident. «Die Polizei kann ja offenbar nichts dagegen unternehmen.»

Um 77 Prozent sei die Zahl der festgenommenen Asylbewerber im ersten Halbjahr 2012 gestiegen, berichtete die *Sonntagszeitung*. 467 Anzeigen verzeichneten die Behörden durchschnittlich jeden Monat, 2011 waren es noch 264 gewesen. Einbrüche und Taschendiebstähle haben sich mehr als verdoppelt, Ladendiebstähle sind um das Fünffache gestiegen und Autoeinbrüche gar um das Sechzehnfache. Fast die Hälfte der Beschuldigten stamme aus Tunesien, Algerien oder Marokko, melden die Polizeikörper. Wie gravierend das Problem ist, zeigt die Statistik aus dem Kanton Zürich: In der ersten Jahreshälfte 2012 war jeder zehnte verhaftete Tatverdächtige ein Asylbewerber, obwohl diese nur 0,5 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Damit ist die Gruppe der Asylbewerber zwanzigmal krimineller als der Rest der Bevölkerung.

Seit über einem Jahr sind die Probleme mit den nordafrikanischen Asylbewerbern bekannt – und doch hat sich die Situation ständig verschlimmert. Die Kantone reagieren unterschiedlich: St. Gallen setzte Sonderstaatsanwälte ein, behandelte die Verfahren im Eiltempo und sorgte in den Asylzentren mit privaten Sicherheitsfirmen einigermaßen für Ordnung. Genf hat ein Projekt gestartet, bei dem kriminelle Asylbewerber tausend Franken erhalten, wenn sie zurück in ihre Heimat reisen. Fast überall werden Ausgangssperren und Rayonverbote verhängt, welche die Nordafrikaner von ihren Raubzügen abhalten sollen. Neu im Gespräch sind patrouillierende Zivilschützer oder DNA-Datenbanken, mit denen die Täter schneller und einfacher überführt werden sollen.

Es sind eine ganze Reihe Massnahmen, die geprüft, beschlossen und durchgeführt worden sind, doch der Erfolg bleibt bescheiden, die Delikte nehmen weiter zu. «Meist handelt es sich leider um blosser Symptombekämpfung», sagt der Bündner SVP-Nationalrat Heinz Brand, langjähriger Präsident der kantonalen Fremdenpolizeien. Er sieht ein Hauptproblem im geltenden Strafrecht, das für Delikte wie Einbruch oder Diebstahl lediglich bedingte Haftstrafen und Geldbussen vorsieht. Auch der Strafrechtsprofessor Martin Killias (SP) fordert, dass «die Barriere für Untersuchungshaft bei Wiederholungsgefahr gesenkt wird». Zudem müsse es das Strafrecht wieder erlauben, «bei notorischen Einbrechern und Dieben unbedingte Haftstrafen auszusprechen».

## Massive Zunahme von Asylgesuchen

Doch lässt sich das Problem damit wirklich bekämpfen? Die Gefängnisse sind bereits heute überfüllt. Ein Vorstoss der SVP, renitente und kriminelle Asylbewerber in geschlossenen Anstalten unterzubringen, wurde vom Parlament abgelehnt – die Massnahme verstosse gegen die Europäische Menschenrechtskonvention, hiess es. Dazu kommt, dass nordafrikanische Asylbewerber kaum in ihre Heimat zurückgeschafft werden können, da Länder wie Algerien oder Marokko seit Jahren

ein entsprechendes Abkommen verunmöglichen und Tunesien nur widerwillig eine geringe Zahl zurücknimmt.

Was tun? «Wir müssen die Attraktivität der Schweiz senken, damit die kriminellen Asylbewerber erst gar nicht ins Land kommen», sagt Heinz Brand. Er beobachtet eine «Binnenwanderung» innerhalb Europas, bei der sich die Asylbewerber den Staat aussuchten, in dem sie mit den wenigsten Problemen zu rechnen hätten und am besten versorgt würden. «Wenn die Franzosen, Italiener oder Österreicher härter durchgreifen und weniger Unterstützung bieten, ist es nur logisch, dass alle in die Schweiz kommen wollen», sagt Brand. Er hofft, dass die vom Nationalrat kürzlich beschlossenen Verschärfungen des Asylrechts in der Herbstsession nun auch vom Ständerat angenommen werden.

Brands Beobachtung, dass die Schweiz ein Magnet für Asylsuchende aus ganz Europa sei, wird von der europäischen Statistikbehörde Eurostat gestützt. Die jüngsten Daten von Anfang August zeigen, dass in den EU-27-Ländern die Zahl der Asylgesuche im ersten Quartal 2012 gegenüber dem gleichen Quartal des Vorjahres um zwei Prozent abgenommen hat. In der Schweiz hingegen hat die Zahl der neuen Gesuche im gleichen Zeitraum um 64 Prozent zugenommen. ○



Wie lässt sich das Problem lösen? Die Zürcher Polizei verhaftet einen Mann, der Rayonverbot hat.

# Roland Züger, vermisst

Vor acht Monaten verschwand Roland Züger aus seiner Wohnung in Baar. Eine Afrikanerin brachte den geistig verwirrten Rentner, der eben ein Erbe angetreten hatte, in ihre Heimat – unter den Augen der Vormundschaftsbehörde. Die Spuren verlieren sich in Côte d'Ivoire. *Von Alex Baur*



*Will von seiner Familie plötzlich nichts mehr wissen:* Roland Züger.

Ende 2011 bemerkten Anwohner an der Mühlebachstrasse in Baar zwei Container, die – schwer beladen – zwischen Weihnachten und Neujahr abtransportiert wurden. Das war die letzte Spur von Roland Züger, einem 59-jährigen IV-Rentner aus dem Kanton Zug. Zusammen mit seiner Freundin Nicole, einer 46-jährigen Afrikanerin, verschwand Züger damals völlig unverhofft und mit unbekannter Destination, ohne sich von seinen Nachbarn oder Angehörigen zu verabschieden. Erfolglos suchen seine drei Schwestern und seine beiden Söhne seither nach dem Verschwundenen.

Es ist dies die traurige Geschichte eines Mannes, der einen Teil seines Gedächtnisses verloren und sich Stück für Stück von seiner Familie und seiner Umwelt entfremdet hat. Nur fragt man sich im Rückblick, ob es wirklich so weit kommen musste – oder ob nicht vielmehr ein Hilfloser mit Bedacht isoliert und schamlos ausgebeutet wurde, unter den Augen einer Behörde, die nicht sehen wollte, was nicht sein darf. Doch der Reihe nach.

Im Januar 2006 erlitt Roland Züger eine Hirnblutung. Nach einem mehrwöchigen künstlichen Koma und einer Hirnoperation

erlangte er zwar wieder Routine in alltäglichen Verrichtungen. Äusserlich funktioniert der Mann heute ganz leidlich, doch der Schein trügt. Auf seine Wahrnehmungen und Erinnerungen ist kein Verlass. Bisweilen erkannte er seine eigenen Angehörigen nicht mehr. Die Fragmente, die in seinem Hirn gespeichert sind, geraten plötzlich durcheinander und vermengen sich mit der Fantasie. So tauchte er auch schon in einer ihm fremden Wohnung auf, in der festen Überzeugung, er sei dort zu Hause. Besonders schwierig ist, zumindest für die Angehörigen, dass Züger selber seinen verwirrten Zustand als normal empfindet.

Roland Züger, der zuvor ein Leben lang als Mechaniker gearbeitet hatte, war gut versichert. Und er hatte auch Aussicht auf ein ansehnliches Erbe. Finanziell war seine Zukunft gesichert. Womöglich liegt aber genau hier der Kern des Problems. Nur dachte niemand an diese Variante, als sich Nicole, die bis dahin eine eher lockere Verbindung zu Roland Züger unterhalten hatte, nach dessen Erkrankung liebevoll seiner annahm. Vielmehr war man froh, dass sich jemand um den geistig verwirrten Mann kümmerte, den man sonst wohl in einem Heim hätte unterbringen müssen.

Die familiären Bande bei den Zügers sind zwar ausgesprochen eng. Insbesondere zu seinen beiden Söhnen, die er weitgehend alleine grossgezogen hatte, pflegte Roland Züger ein inniges Verhältnis. Marc, der jüngere, übernahm denn auch sofort eine Beistandschaft und regelte fortan die finanziellen Belange. Doch die beiden Burschen standen am Anfang ihres Erwachsenenlebens, und es war ihnen kaum zuzumuten, den geistig verwirrten Mann tagaus, tagein zu umsorgen.

So schaute man lange grosszügig über einige Makel hinweg, die den Umgang mit Nicole ziemlich schwierig machten. Vor allem war auf ihr Wort nie Verlass. Sie hielt sich nicht an vereinbarte Termine, ihre Ausreden waren abenteuerlich bis erpresserisch. Zur Not erfand sie auch mal eine Zwillingsschwester, die es nie gab, wie sich später herausstellte, deren vermeintlich tragischer Tod sie aber trotzdem in tiefste Trauer stürzte. Ihren Vater liess sie gleich mehrmals sterben. Und wer ihre fantastischen Geschichten auch nur in Frage stellte, war automatisch ein Rassist. Zudem hatte Nicole ihre Finanzen nie im Griff, wovon zahllose Betreibungen zeugen.

Es gibt denn auch wenige gesicherte Daten über Nicoles Werdegang. Zweimal war sie mit

einem Schweizer verheiratet, vom einen liess sie sich angeblich scheiden, weil er schwul gewesen sei, den anderen diffamierte sie postum als Pädophilen. Die Version der betroffenen Männer, von denen sie sich im Streit trennte, ist nicht bekannt. Aus Afrika brachte sie eine Tochter mit, bei deren Zeugung Nicole, so man den offiziellen Dokumenten Glauben schenken will, zehn Jahre alt gewesen sein müsste. Als sie Roland Züger kennenlernte, war sie, angeblich als Coiffeuse und Kosmetikerin, im Umfeld des Zürcher Rotlichtviertels tätig.

Das Verhältnis zwischen dem Sohn Marc und Nicole war von Anfang an nicht das beste. Er lebte damals noch zu Hause beim Vater und hegte stets den Verdacht, sie würde seinen Vater ausnehmen. Ihr passte es dagegen nicht, dass der damals 25-jährige Marc bald mit ihrer etwa gleichaltrigen Tochter ein Verhältnis hatte, das Nicole mit allen Mitteln zu unterbinden versuchte. Zum Eklat kam es, als Marc die Beistandschaft übernahm und nun regelmässig die Finanzen seines Vaters prüfte. Nicole verfügte damals über dessen Bankkarte. Wie Marc bald feststellte, tätigte sie auch heimlich Anschaffungen in Roland Zügers Namen, wobei die Rechnungen oft unbezahlt blieben und in Betreibungen mündeten.

Anfang August 2007 liess Marc deshalb die Bankkarte seines Vaters sperren. Wenige Tage später griff Nicole ihn auf offener Strasse an,

### Nicole griff ihn auf offener Strasse an, bewaffnet mit einem Messer und einer zersplitterten Flasche.

bewaffnet mit einem Messer und einer zersplitterten Glasflasche, wie Zeugen bestätigen. Marc wurde verletzt. Aber da die Wunden nur oberflächlich waren und im Spital mit einigen Nadelstichen kuriert werden konnten, verzichtete er auf eine Strafanzeige.

Auf Nicles Betreiben hin ersetzte die Vormundschaftsbehörde von Baar den Sohn in der Folge durch einen amtlichen Beistand. Marc focht den Entscheid an, ohne Erfolg, aber immerhin gewann er so etwas Zeit. Zwei Jahre hatte er dank dem Rekurs noch Einsicht in die Finanzen seines Vaters, bevor diese unter dem Deckel des Amtsgeheimnisses verschwanden.

### Heimliche Weihnachtsreise

Die Baarer Vormundschaftsbehörde hatte gehofft, die Spannungen zwischen Marc und Nicole durch den Einsatz eines aussenstehenden und professionellen Beistandes zu entschärfen. Passiert ist genau das Gegenteil. Nicole unterband fortan nicht nur den Kontakt zwischen Roland Züger und seinen Söhnen. Auch seine drei Schwestern, mit denen er zuvor einen unbeschweren familiären Umgang gepflegt hatte, bekamen ihren geistig verwirrten

Bruder nun kaum noch zu Gesicht. Er wolle von seiner Familie nichts mehr wissen, liess er über den Beistand ausrichten. Das passte nicht zu seinem Naturell.

Im letzten November teilten die Geschwister das Erbe ihrer Eltern auf – ein stattlicher Betrag, der aus dem Verkauf eines Einfamilienhauses resultierte. Es war das letzte Mal,



*Anschluss tot:* Roland Zügers Partnerin Nicole.

dass die drei Schwestern ihren Bruder Roland sahen.

Was hat Nicole dem verwirrten Mann über seine Familie erzählt? Hat sie ihn mutwillig gegen diese aufgehetzt? Wir wissen es nicht. Die Frau liess seinen Festnetzanschluss auf ihr Handy umleiten, und wenn Angehörige anriefen, wimmelte sie diese ab. Notfalls vereinbarte sie auch mal einen Termin für ein Treffen, den sie aber nicht einhielt. Doch meist nahm sie den Anruf gar nicht erst entgegen. Schriftliche Einladungen blieben unbeantwortet.

Erfolglos versuchten Zügers Söhne mehrmals, sich Zugang zu seiner Wohnung zu verschaffen; mutmasslich hatte sie die Sonnerie ausgeschaltet. Einmal befreiten Nachbarn den um Hilfe rufenden Roland Züger aus seiner Küche, wo Nicole diesen offenbar während ihrer Abwesenheit einsperrte. Ansonsten bekamen sie den Mann, den man als gutmütigen, stets hilfsbereiten und geselligen Nachbarn schätzte, kaum noch zu Gesicht.

Eine solche Situation ist nicht vorgesehen im Gesetz. Was sollten die Angehörigen denn tun, um mit Roland Züger in Kontakt zu treten? Ihn polizeilich vorführen lassen, allenfalls gegen seinen Willen? Unter welchem Rechtstitel? Welches war überhaupt sein Wille? Wer bestimmt den Willen eines Menschen, der selber nur bedingt in der Lage ist, einen rationalen Entscheid zu begründen? Seine Verbindung mit Nicole war zweifellos problematisch – doch waren die Alternativen besser?

Die Bevormundung gilt in der Schweiz als gravierender Eingriff, als Ultima Ratio, die man, wenn immer möglich, vermeidet. Jeder Mensch gilt als mündig und eigenverantwort-

lich, solange das Gegenteil nicht hieb- und stichfest bewiesen ist. Dazu ist ein psychiatrisches Gutachten unumgänglich. Doch ein solches lässt sich ohne Zügers Mitwirken schwer erstellen. Ein Anwalt hätte vielleicht etwas ausrichten können. Nur fehlte den Angehörigen schlicht die Fantasie, um sich vorzustellen, was Nicole im Schilde führte. In der Hoff-



*Familiärer Umgang:* Zügers drei Schwestern.

nung, dass die Zeit die Wunden heilen würde, fügte man sich ins scheinbar Unausweichliche.

So gingen drei Monate ins Land, bis die Angehörigen merkten, dass Roland Züger und Nicole zwischen Weihnachten und Silvester 2011 heimlich in ihre Heimat verreist waren, nach Abidjan, einer Stadt in Côte d'Ivoire. Dorthin waren auch die beiden Container voller Möbel, Auto inklusive, verschifft worden. Der amtliche Beistand war offenbar im Bild, hatte er doch die Ausgaben für die Flugtickets und die Container abgesehnet. Eine Adresse in Abidjan wusste er indes nicht, er konnte den Angehörigen lediglich eine Handy-Nummer von Nicole geben.

In afrikanischen Kreisen in Zürich kursieren Gerüchte, die alles andere als beruhigend sind. Angeblich wollen die beiden in Côte d'Ivoire heiraten. Als Ehefrau hätte Nicole dann uneingeschränkten Zugriff auf sein Vermögen. Das Geld könnte sie dringend gebrauchen. Allein im Jahr 2010 läpperten sich zwölf Betreibungen und Pfändungen gegen sie im Betrag von 9700 Franken zusammen. Dazu kommen sechzehn Verlustscheine über 27 265 Franken aus früheren Jahren.

Vor allem aber machen sich die Angehörigen Sorgen um Roland Zügers Gesundheit. Das tropische Klima der von Seuchen und Unruhen geplagten Region dürfte seiner angeschlagenen Gesundheit kaum bekommen. Er spricht auch kein Französisch, ausser Nicole kennt er niemanden in Abidjan. Ende Mai hatte eine seiner Schwestern letztmals telefonisch Kontakt mit Nicole. Diese kündete damals eine baldige Rückkehr in die Schweiz an. Seither ist ihr Anschluss tot. ○

# INGENIEURWESEN

GESTALTUNG DER ZUKUNFT

AUGUST 2012

## Aus- und Weiterbildung

*Bildung als Fundament*

## Bauingenieurwesen

*Löwenbräu-Areal vereint  
Tradition und Moderne*

## Nachwuchs

*Junge für Technik begeistern*

smartmedia

# Prof. Dr. Ralph Eichler

«Wir brauchen viele gut ausgebildete Fachkräfte»

**Energietechnik**

Erneuerbare Energien

**Informatik**

Wearable Computing

**Fahrzeugtechnik und Verkehr**

Mobilität der Zukunft

Anzeige

# SINDEX

MASSGEBEND IN TECHNOLOGIE

Die Schweizer Messe für Technologie

4. – 6.  
SEPTEMBER  
2012  
BERN

**SYMPOSIUM**

Jetzt anmelden: [www.sindex.ch/symposium](http://www.sindex.ch/symposium)

Veranstalter:  
**BERNEXPO**  
GRUPE

Patronat:  
**swissI.net**  
swiss technology network

**GOP**

# Erfolg durch Innovation

Bei den Ingenieuren fehlt der Nachwuchs. Dies gefährdet die Innovationskraft und damit die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Volkswirtschaft. Unsere Schulen spielen hier eine zentrale Rolle. Schon seit Jahren wird der Nachwuchsmangel an Ingenieuren und Spezialisten im MINT-Bereich beklagt (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik).



Laurent Favre, Zentralpräsident Swiss Engineering

Eine Publikation von Swiss Engineering und Economiesuisse belegt das drängende Problem des Nachwuchsmangels. Die Innovationskraft und Wettbewerbsfähigkeit unserer Volkswirtschaft wird dadurch zunehmend gefährdet, besonders in Zeiten mit einem starken Franken. Ingenieure entwickeln technische Lösungen, die unsere Schweizer Wirtschaft nach vorne bringen. Ein attraktives Berufsfeld – sollte man meinen. Und doch scheint die junge Generation zu wenig interessiert. Hier müssen wir ansetzen: sie für die Technik und den faszinierenden Beruf des Ingenieurs zu begeistern und ihnen die MINT-Fächer schmackhafter zu machen.

Auf politischer Ebene wurde die Notwendigkeit für eine gezielte Förderung erkannt. Deshalb haben National- und Ständerat im Legislaturprogramm 2011 bis 2015 die Förderung der MINT-Disziplinen auf allen Schulstufen verankert. Der Bundesrat schlägt in der

BFI-Botschaft 2013 bis 2016 aber nur sehr bescheidene Mittel für die Koordination neuer MINT-Projekte und -Initiativen vor – bei weitem nicht ausreichend.

## » Die Jungen für die Technik zu begeistern ist fundamental für die Innovationskraft der Schweiz.

Für mich als Zentralpräsident von Swiss Engineering ist klar: Es besteht dringender Handlungsbedarf. Mit einer Motion im Nationalrat fordern wir den Bundesrat auf, ein schlagkräftiges Programm für die Förderung der MINT-Fächer in unseren Schulen auf die Beine zu stellen. In unserem föderalistischen System liegt die Verantwortung für die

obligatorische Schule zwar bei den Kantonen. Trotzdem kann und muss der Bund Ressourcen bereitstellen, um die Attraktivität der MINT-Bereiche für die Jungen zu fördern und die Angebote der vielen Akteure aus dem Bildungswesen, der Verbände und der Wirtschaft zu unterstützen. Unsere Schulen spielen hier eine zentrale Rolle. Deshalb wird auf allen Schulstufen ausreichend Unterrichtszeit für die MINT-Fächer benötigt. Die Förderung muss bereits in der Grundstufe ansetzen. Speziell wichtig ist, dass die MINT-Fächer in der Ausbildung der Lehrkräfte an den pädagogischen Hochschulen einen höheren Stellenwert erhalten. Technik ist faszinierend. Ich bin überzeugt, dass sich unser Nachwuchs noch vermehrt davon begeistern lässt. Und nur wenn dies gelingt, haben unsere Unternehmen auch in Zukunft die nötige Innovationskraft, um im globalen Wettbewerb weiterhin eine führende Rolle zu spielen.

### LESEN SIE MEHR...



- 04 Die Zukunft gehört den erneuerbaren Energien
- 05 Förderung und Berufsbild Ingenieur
- 06 Mobilität der Zukunft
- 08 Interview mit Prof. Dr. Ralph Eichler
- 10 Automation und der Arbeitsmarkt
- 11 Informatik : Wearable Computing
- 12 Bauingenieurwesen
- 13 Innovation
- 14 Bildung als Fundament

## INGENIEURWESEN

**Projektleiterin:** Galla Stambuk, [galla.stambuk@smartmediapublishing.com](mailto:galla.stambuk@smartmediapublishing.com)  
**Produktionsleiterin:** Sarah Brandenberger, [sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com](mailto:sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com)  
**Text:** Nadine Lehtinen, Raoul Abea, Sarah Brandenberger  
**Produktion:** Smart Media Publishing GmbH  
**Druck:** Ringier Print  
 Veröffentlicht mit der Weltwoche im August.  
 Für mehr Informationen, Fragen oder Inserate, Salar Roshandel, [salar.roshandel@smartmediapublishing.com](mailto:salar.roshandel@smartmediapublishing.com), Smart Media Publishing Schweiz GmbH, Tel. 044 258 86 00

## ÜBER SMART MEDIA

Smart Media entwickelt, produziert und veröffentlicht themenspezifische Zeitungen, die gemeinsam mit führenden Medien auf dem jeweiligen Markt vertrieben werden. Dank unseren kreativen Medienlösungen helfen wir unseren Kunden, Aufmerksamkeit zu erzeugen, Marken zu stärken und Interesse sowie Wissensstand über die Unternehmen in ihrem jeweiligen Geschäftsbereich zu erhöhen. Unsere Veröffentlichungen zeichnen sich durch hohe Qualität und inspirierende redaktionelle Inhalte aus.

Follow us:



smartmedia

Anzeige

## Wissen. Können. Weiterkommen.



### ▪ Bachelor of Science Wirtschaftsingenieurwesen

mit 3 Vertiefungen: Generalmanagement, Produktionsmanagement, Ressourcenmanagement

**FFHS**

Fernfachhochschule Schweiz  
Zürich | Basel | Bern | Brig

Mitglied der SUPSI

Weitere Studiengänge in Wirtschaft, Informatik, Technik und Gesundheit

- 2 Tage Präsenz pro Monat
- Wahl zwischen 4 Standorten

[www.ffhs.ch](http://www.ffhs.ch)

Tel.: +41 (0)27 922 39 00 oder +41 (0)44 842 15 50



Wie konnten sich beim Tunnelbau die Baumaschinen unter dem Gotthard tatsächlich treffen?

Geomatik ist die Wissenschaft von der Vermessung und Aufteilung der Erde – in Punkte, Linien, Oberflächen und im Raum. So können wir uns orientieren, wissen wie hoch ein Gebäude ist und wie weit weg Island wirklich ist.

Sind Sie vielseitig interessiert und möchten nicht nur im Büro sitzen? Haben Sie Interesse an Mathematik und ist auch die dritte Stelle hinter dem Komma für Sie noch spannend?

Als GeomatikingenieurInn warten viele Herausforderungen auf Sie, nicht nur im Bereich der Planung, auch direkt vor Ort gibt es abwechslungsreiche Einsatzmöglichkeiten. Wir

gehen auf Baustellen, gestalten Kartenprojekte und sind die ersten bei der Bergung von empfindlichen archäologischen Funden.

Wir messen mit modernster Satellitentechnologie wie GPS und in digitalen Bildern, für Frühwarnsysteme und Umweltveränderungen.

Mit hochspezialisierter Technik und Know-how leisten wir einen wichtigen Beitrag zur Materialforschung bei Crashtests und im Flugzeugbau. Überall wo Präzision in Arbeitsabläufen und Vermessung erforderlich ist, sind GeomatikingenieurInnen im Einsatz.

Die Tunnelbohrungen am Gotthard trafen nach 57km mit nur wenigen Zentimetern Versatz aufeinander, ein hervorragendes Ergeb-

nis für den nun längsten Eisenbahntunnel der Welt. Für mehr Informationen zu diesem und anderen spannenden Themen besuchen Sie unsere Webseite:

[www.geomatik.ethz.ch](http://www.geomatik.ethz.ch)



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich  
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

**DBAUG**

Departement Bau, Umwelt und Geomatik  
Department of Civil, Environmental  
and Geomatic Engineering

Publireportage

## Das Institut für Geistiges Eigentum als Partner der KMU

Privathaushalte in der Schweiz werden gemäss Kriminalstatistik des Bundes jedes Jahr über 28 000 Mal von Einbruchdiebstählen heimgesucht – das sind täglich ca. 80 Einbrüche. Entsprechend hoch ist der Bedarf an Vorrichtungen für den Einbruchschutz: Der Gesamtmarkt für Europa wird auf über 40 Mrd. € geschätzt, die jährlichen Zuwachsraten auf ca. 10%. Dass dieser Markt hart umkämpft ist, versteht sich dabei von selbst. Am Markt zu bestehen ist aber für Schweizer Unternehmen im Zeichen der Frankenstärke nicht einfach. Das Zauberwort heisst auch in dieser Branche Innovation. Die innovativsten Erfindungen nützen nämlich wenig, wenn sie legal kopiert und verkauft werden können. Deshalb sollte ein Schutz vor Nachahmung bereits vor der Markteinführung angestrebt und damit eine massive Schrumpfung des Marktanteils und der Wertschöpfung vermieden werden. Ein Patent bietet sich dazu geradeswegs an.

Die in Worblauen bei Bern ansässige Firma Introgarde AG bietet seit 2012 eine eigene Entwicklung zur Nachrüstung von Türen und Fenstern mit einbruchhemmenden Spezialbeschlägen an. Die Ergänzung erfolgt durch das einfache Auswechseln des Fenstergriffes mit neuen mechanischen bzw. elektronischen Komponenten. Geschäftsleitungsmitglied von Introgarde und Rechtsanwalt Stefan Marti hatte erkannt, dass diese Marktnische patentrechtlich gesichert werden muss und kontaktierte einen Patentanwalt. Dieser riet Herrn Marti in ei-

nem ersten Schritt zu einer sogenannten begleiteten Recherche am Institut für Geistiges Eigentum (IGE) in Bern um während eines halben Arbeitstages zum Preis von CHF 300.- die generelle Patentfähigkeit der Erfindung zu überprüfen. So kann abgeklärt werden, ob sich weitere Investitionen lohnen.

**«Die vom Institut für Geistiges Eigentum angebotene begleitete Patentrecherche wurde mit grossem Engagement durchgeführt und war uns für die Abklärung des Standes der Technik sowie für das weitere Verfahren äusserst nützlich.»**  
(Stefan Marti, Geschäftsleitung Introgarde AG, [www.introgarde.ch](http://www.introgarde.ch))

Auf Grund des positiven Verlaufs der begleiteten Recherche wurde als weiterer Schritt eine Patentanmeldung verfasst, beim IGE eingereicht und zugleich eine Recherche zur schweizerischen Anmeldung für CHF 500.- beantragt. Diese weitere Recherche dient dazu, die Patentfähigkeit vertieft auf Grund der eingereichten Patentansprüche abzuklären. Der Vorteil dieses Vorgehens ist, dass innerhalb des Prioritätsjahres eine angepasste Folgeanmeldung eingereicht werden kann, da die Resultate in der Regel schon innerhalb von 3 Monaten vorliegen. Ausserdem kann die schweizerische Anmeldung im Falle eines ungünstigen Ausgangs der Recherche zurückgezogen werden, ohne dass die Anmeldung veröffentlicht wird. Da die beiden Recherchen im Fall der Firma Introgarde

AG keine wesentlichen Dokumente aufdeckten, die die Neuheit und die erfinderische Tätigkeit der Entwicklung in Frage stellen, konnte das Verfahren zur Patenterteilung weiterverfolgt und das Produkt am Markt lanciert werden.

**Eidgenössisches Institut für Geistiges Eigentum  
Institut Fédéral de la Propriété Intellectuelle  
Istituto Federale della Proprietà Intellettuale  
Swiss Federal Institute of Intellectual Property**

### Das IGE

Das Eidgenössische Institut für Geistiges Eigentum (IGE) ist die zentrale Anlaufstelle des Bundes für alle Fragen zu Patenten, Marken, Herkunftsbezeichnungen, Designschutz und Urheberrecht. Die Schutzrechte für Erfindungen, Marken und Designs werden für die Schweiz vom IGE erteilt und verwaltet. Das IGE bietet zudem Recherchedienstleistungen zum Geistigen Eigentum an, insbesondere zu Patenten und Marken.

Interessierte erhalten weitere Informationen auf [www.ige.ch](http://www.ige.ch) oder dem Informationsportal speziell für KMU auf [kmu.ige.ch](http://kmu.ige.ch) sowie telefonisch beim IGE-Contact Center unter der Nummer 031 377 77 77.



Energie: Schonender Umgang und nachhaltige Nutzung als Ziel von Forschung und Politik

## Die Zukunft gehört den erneuerbaren Energien

Politische Parteien, Umweltverbände, Forschung und Unternehmen suchen derzeit nach Lösungen, um den Einstieg ins Zeitalter der erneuerbaren Energien zu schaffen.

TEXT NADINE LEHTINEN

Am 28. September 2011 hat der Ständerat den schrittweisen Ausstieg aus der Kernenergie beschlossen und den Bau neuer Atomkraftwerke verboten. Das revidierte CO<sub>2</sub>-Gesetz verlangt zudem bis 2020 eine Reduktion von 20 Prozent - das sind 10,5 Millionen Tonnen. In Zukunft muss somit auf erneuerbare

Energiequellen zurückgegriffen werden. Zu diesen zählen Wasserkraft, Wind- und Sonnenenergie, Erdwärme sowie auch die aus nachwachsenden Rohstoffen gewonnene Biomasse. Quellen sind ausreichend vorhanden – nicht die Verfügbarkeit der Ressourcen wird also die Entwicklung im Bereich der erneuerbaren Energien prägen, sondern vor allem politische und wirtschaftliche Entscheidungen. Zumindest auf Ebene der Wissenschaft und Forschung ist die Kernenergie zum Auslaufmodell geworden – ein Wandel zeichnet sich ab. Im Gegenzug sind Innovationen

im Bereich der erneuerbaren Energiegewinnung besonders wichtig und bedürfen der Förderung und Unterstützung. Inzwischen gibt es eine Vielzahl interessanter Möglichkeiten der Aus- und Weiterbildung an Schweizer Universitäten und Fachhochschulen, wie den modular aufgebauten Lehrgang «Swiss Energy Expert» oder den Studiengang Umweltingenieurenwesen mit Vertiefungsrichtung nachwachsende Rohstoffe und erneuerbare Energien, wo der schonende Umgang und die nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen im Zentrum stehen. Es gibt sogar Forschungsstellen, die sich ausschliesslich mit

der Energieübertragung der Zukunft beschäftigen. Intelligente Netze, sogenannte «Smart Grids», können bestehende Anlagen effizienter nutzen und eine effektive und umweltschonende Verteilung sicherstellen.

### MEHR TRANSPARENZ IM SCHWEIZER STROMMARKT

Durch die Marktliberalisierung ergeben sich komplexe neue Anforderungen, und Strom wird zur weltweiten Ressourcenfrage. Gerade die städtischen Energieunternehmen tragen eine besondere Verantwortung, wenn es um nachhaltige Energieversorgung geht. Es braucht Effizienzsteigerung, funktionsfähige, in

Europa integrierte Energiemärkte sowie sichere, kostengünstige Transportnetze, soll die Schweiz langfristig mit erneuerbaren Energien versorgt werden. Seit 2005 verlangt die schweizerische Energieverordnung von allen Stromlieferanten, ihre Endverbraucher mindestens einmal im Jahr über bestimmte Angaben zu informieren. Dazu gehören die prozentualen Anteile der eingesetzten Energieträger an der gelieferten Elektrizität, deren Herkunft sowie das Lieferjahr. Seit neustem ist es auf Strommix-schweiz.ch möglich, sich nicht nur über diese Angaben zu informieren, sondern auch Vergleiche vorzunehmen.

Publireportage

**B&R gilt seit Jahren als der Automatisierungsanbieter mit dem schnellsten Wachstum in Europa. Gilt dies auch für die Schweizer Niederlassung?** Ich darf mit Stolz sagen, dass wir eine wichtige Tochtergesellschaft innerhalb des Konzerns sind und sehr geschätzt werden. Dass wir hier über eine Topmannschaft verfügen, weiss unser Mutterhaus in Oberösterreich – nicht umsonst wählte es uns als ersten Standort, um seinen F&E Bereich in der Antriebstechnik weiter auszubauen. Seit der Gründung im Jahr 1987 und trotz der Wirtschaftskrise sind wir in der Schweiz betreffend des umgesetzten Volumens in den vordersten Rängen der Automatisierungsanbieter zu finden.

**Mit welchen Entwicklungen und Trends wird Ihr Unternehmen gegenwärtig konfrontiert?** Die Maschinenbauer von heute sind anspruchsvoller und selbstbewusster. Sie fragen nach Qualität, Wert und nach Möglichkeiten, Lösungen maßgeschneidert an ihre Bedürfnisse anzupassen. Mit den modularen Systemen von B&R wird den Kunden aus verschiedenen Branchen die optimale individuelle Lösung geboten. Bei der Auswahl des Automatisierungssystems

ist nicht mehr allein die Hardware von Steuerungen das Entscheidungskriterium, die Entwicklungsumgebung nimmt einen immer grösseren Stellenwert ein. B&R investiert in diesem Bereich seit mehr als fünfzehn Jahren viel und bietet mit «Automation Studio 4», eine Software, welche diesen Ansprüchen gerecht wird.

«Das Unternehmen B&R Industrie-Automation AG mit Sitz in Frauenfeld und Biel ist die Schweizer Niederlassung des Österreichischen Unternehmens Bernecker + Rainer Industrie-Elektronik GmbH. Mit weltweit 2300 Mitarbeitern in 68 Ländern, zählt B&R zu den erfolgreichsten Anbietern im Bereich der Automatisierung- und Steuerungstechnik. Dieses Jahr feiert B&R Schweiz am 23. November 2012 zusammen mit Kunden und Geschäftspartnern das 25 jährige Bestehen.

Halle 2.0 - Stand D022

Perfection in Automation  
www.br-automation.com



**SINDEX**  
MASSGEBEND IN TECHNOLOGIE



Paolo Salvagno,  
Geschäftsführer B&R Schweiz

# Zum praktischen Nutzen der Menschen

Ingenieurleistungen begleiten uns im täglichen Leben. Ob Brücken um Hindernisse zu überwinden, Tunnels die Mobilität erlauben, ambitionierte Gebäude und Maschinen oder visionäre Energieprojekte für Industrie und Haushalte.

TEXT SARAH BRANDENBERGER

Manch Geschichte hätte wohl ein schlimmes Ende genommen, hätte es ihn nicht gegeben: Daniel Düsentrieb. Flugs ein Raumschiff konstruiert, das Donald wieder aus der Patsche half, den pneumatischen Schubhinder entwickelt und Dunkellicht erfunden. Dabei stellt er immer seinen Einfallsreichtum und Genialität unter Beweis. Ja, dem Ingenieur ist nichts zu schwer. Oder «schwör» wie es die Übersetzerin Erika Fuchs für Daniel Düsentrieb aus Heinrich Seidels Ingenieurslied ableitete. Entenhausen wäre nicht dasselbe ohne ihn, unzugänglich, überschwemmt, geistloser oder gar zerstört.

## DAS BERUFSBILD

Ingenieure schufen und schaffen die Grundlagen der Moderne wie keine andere Berufsgruppe. Sie finden beispielsweise Wege um Ressourcen zu schonen, entwi-

ckeln intelligente Verkehrssysteme und Maschinen, schauen, dass die Erkenntnisse aus verschiedensten Fachbereichen in ein Produkt umgesetzt werden und sorgen dafür, dass wir täglich sauberes Wasser trinken können. Das alles steigert die Lebensqualität von jedem. Neben der wirtschaftlichen Entwicklung, wie beispielsweise effizientere Maschinen, achten sie heute darauf die Innovationen in Einklang mit der Natur zu bringen.

## AUS- UND WEITERBILDUNG

Wichtig beim Ingenieursberuf sind Verantwortung, Unabhängigkeit, je nachdem Wirtschaftlichkeit, vernetztes Denken, Fachwissen und die damit verbundene Aus- und Weiterbildung.



Ingenieure schufen und schaffen die Grundlagen der Moderne

Der theoretische Unterricht in Naturwissenschaften ist auf Ingenieure zugeschnitten. Beispielsweise werden Mechanik und Optik nicht allgemein, sondern als Technische Mechanik und Technische Optik gelehrt. Der Ingenieur gebraucht Mathematik zur Beschreibung und zur quantitativen Bewertung seiner Objekte und eignet sich höhere Mathematik an.

Je nach Ingenieurwissenschaft werden physikalische, chemische oder biologische Erkenntnisse ausgewertet. Ein einzelnes System (Gerät, Maschine, Bauwerk, Transportmittel, Kommunikationsmittel) kann auf Erkenntnissen aller drei Naturwissenschaften beruhen. Sicher ist, dass es sich selten nur auf

eine der drei – vorwiegend der Physik – stützt. Das hat zur Folge, dass sich der einzelne Ingenieur ein breites naturwissenschaftliches Wissen aneignen wird.

Der Universitäts-Absolvent wird theoretisch umfangreicher als der Fachhochschul-Ingenieur ausgebildet, was ihn für eher theoretische Anwendungen beruft. Ein Fachhochschulabsolvent hat oft vor seinem Studium eine technische Lehre absolviert oder ein Handwerk erlernt, was in einer Tätigkeit als Produktionsingenieur von Vorteil sein kann.

## NACHWUCHSMANGEL

Der Fachkräftemangel im MINT-Bereich (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) hat laut Bericht des Bundesrates von 2010 «Mangel an MINT-Fachkräften in der Schweiz» verschiedene Ursachen. Unter anderem wird in diesem der tiefgreifende Strukturwandel der Schweizer Volkswirtschaft in der Produktionstechnologie angeführt. Das heisst, es werden immer mehr qualifizierte und viel weniger unqualifizierte Arbeitskräfte benötigt. Auch gehen in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren viele Fachkräfte in Pension. Junge Daniel Düsentriebs sind also gesucht. Gemäss einer Umfrage wurde die Lücke 2009 mit 14 000 Fachkräften beziffert.



## Gut beraten

Die Spezialität der Chemengineering Gruppe sind hochwertige und praxiserprobte Beratungs- und Planungsdienstleistungen für Life-Sciences-Unternehmen zum Beispiel in den Pharma-, Biotech- und Finchemiemärkten. «The Business Designers» unterstützen bei Investitionsvorhaben mit unabhängigen Beratungsdienstleistungen: diese umfassen Geschäftsprozessmanagement, Risikoanalysen, kostenbewusste Umsetzung von regulatorischen Anforderungen bis hin zur Computervalidierung. «The Technology Designers» meistern anspruchsvolle Investitionsprojekte komplett mit allen Fachgewerken: Anlagenplanung und -realisierung einschliesslich Neu- und Umbau von Produktions-, Entwicklungs- und Forschungszentren, Infrastrukturanlagen oder Fabriken.

[www.chemengineering.com](http://www.chemengineering.com)

Anzeige

## ...einen Schritt weiter!

Weiterbilden an der ETH Zürich

**Master (MAS, MBA):** Architecture and Information | Conservation Sciences | Entwicklung und Zusammenarbeit | Gesamtprojektleitung Bau | Housing | Geschichte und Theorie der Architektur | Landscape Architecture | Management, Technology, and Economics | MBA Supply Chain Management | Medizinphysik | Natural Hazards Management | Nutrition and Health | Raumplanung | Security Policy and Crisis Management | Sustainable Management of Man-made Resources | Sustainable Water Resources | Urban Design

**Weiterbildungsdiplom (DAS):** Angewandte Statistik | Informationstechnologie und Elektrotechnik | Militärwissenschaften | Pharmazie | Raumplanung | Verkehrsingenieurwesen

**Weiterbildungszertifikate (CAS):** Angewandte Erdwissenschaften | Angewandte Statistik | Betriebliches Gesundheitsmanagement | Entwicklung und Zusammenarbeit | Informatik | Pharmaceuticals – From Research to Market | Radiopharmazeutische Chemie, Radiopharmazie | Raumplanung | Räumliche Informationssysteme | Risiko und Sicherheit technischer Systeme | Unternehmensführung für Architekten und Ingenieure

Für weitere Informationen:

Zentrum für Weiterbildung, Tel. +41 44 632 56 59

[www.zfw.ethz.ch](http://www.zfw.ethz.ch)

**ETH**

Eidgenössische Technische Hochschule Zürich  
Swiss Federal Institute of Technology Zurich



## Höchste Sicherheit mit ACITEC® Bewehrungskörben

+ höchste Sicherheit dank beidseitig geschlossenen Schlaufen  
+ keine Verletzungsgefahr

+ kein gegenseitiges Verkrallen  
+ ungehindertes Vibrieren des Betons

Debrunner Acifer

[klöckner & co](http://klöckner&co) multi metal distribution

Infotel 0844 80 88 18

[www.bewehrungstechnik.ch](http://www.bewehrungstechnik.ch)





Elektroautos sind vor allem dann sinnvoll, wenn sie mit echtem Ökostrom betrieben werden

## Mobilität der Zukunft

Die Bedeutung von Mobilität als gesellschaftliches Grundbedürfnis wird zukünftig noch steigen – auch im Hinblick auf die Forderung nach einer nachhaltigen Entwicklung.

TEXT NADINE LEHTINEN

Angesichts globaler Vernetzung und Weiterentwicklung von Verkehrstechnologien, die einerseits unsere Lebensqualität erhöhen, andererseits negative Folgen wie Staus, Unfälle, Lärm und Luftverschmutzung nach sich ziehen, stellt die Mobilität eine grosse Herausforderung dar. Sie ist Voraussetzung für eine gut funktionierende, moderne Gesellschaft, soll sich jedoch auch nachhaltig entwickeln. Die Zukunft der Mobilität hängt von den unterschiedlichen Bedürfnissen von Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft ab. Im Idealfall soll sie gleichzeitig wirtschaftlich, ressourcenschonend und sozial verträglich sein. Organisationsentwicklungen in Unternehmen, neue technische Möglichkeiten sowie

Verhaltensänderungen können entscheidend dazu beitragen, dieses Ideal zu erreichen.

### UMWELTFREUNDLICHE ELEKTROAUTOS?

Die Automobilbranche stellt bezüglich Innovationen und Design eine Vorzeigebbranche dar. Doch auch die Umweltverträglichkeit spielt eine immer wichtigere Rolle. Die Auto-Umweltliste bestätigt 2012 die Dominanz der Hybridautos: Sie belegen die Plätze eins und zwei. Fünf weitere Top-Ten-Wagen fahren mit Erdgas, das bei der Verbrennung weniger CO<sub>2</sub>-Emissionen als Benzin oder Diesel verursacht. Doch auch die Elektroauto-Produktion ist in Bewegung geraten: Viele neue Modelle sollen dieses oder nächstes Jahr auf den Markt kommen. Für die Umweltbilanz von Elektroautos ist sicherlich die Stromquelle entscheidend – am besten schneiden Wind- und Wasserkraft ab. Elektroautos sind vor allem dann sinnvoll, wenn sie mit echtem Ökostrom betrieben werden – was heute noch eher selten der Fall ist.

Allerdings muss dies nicht so bleiben: Die Entwicklung macht stetig Fortschritte, und der Anteil an erneuerbaren Energien bei der Stromerzeugung in der Schweiz steigt Jahr für Jahr an. Bereits in den 80er-Jahren, wo ein «sauberes» Auto wie ein Geschenk des Himmels

### »Mobilität stellt eine grosse Herausforderung dar.

erschien, gab es verheissungsvolle Elektrofahrzeuge. Aber weswegen beispielsweise hat sich das «EVI», die Weiterentwicklung des «Sun Racer» von General Motors, 1987 nicht durchgesetzt? Der schnittige Sportflitzer wurde 1996 im Autosalon von Los Angeles vorgestellt. Schon die erste Batteriegeneration erlaubte eine Reichweite von 130 Kilometern – dies wäre noch heute für über 90 Prozent des amerikanischen

Pendlerverkehrs ausreichend, ganz zu schweigen von kleiner dimensionierten Europa. Das «EVI» fuhr praktisch geräuschlos, produzierte keine Abgase und war zudem fast unterhaltsfrei. Kurz darauf rüsteten auch Honda, Ford, Toyota, Nissan, VW und weitere Hersteller bestehende Modelle auf Elektroantrieb um. Fünfzehn Jahre später gibt es solche Elektroautos nicht mehr – der Beginn einer neuen Ära war rasch wieder vorbei. Es kann also nur gehofft werden, dass der Einfluss der Erdöllobby die Marktabstabilisierung von Elektroautos nicht erneut scheitern lässt.

### E-BIKING IM KANTON GRAUBÜNDEN

Nicht nur in der Automobilbranche, sondern auch bei anderen Fortbewegungsmitteln hat die Entwicklung in den letzten Jahren grosse Sprünge gemacht. Vom E-Velo über den E-Scooter, E-Motorrad bis hin zu Spezialfahrzeugen wie Segway und E-Trottinette gibt es unzählige Varianten von Elektromobilität in Kombination

mit der Benutzung des Zuges ist beispielsweise das neue Projekt «Graubünden Bike» zu nennen: Der Kanton Graubünden ist ein Paradies für Zweiradfahrer, und die Rhätische Bahn trägt dem Biking-Trend der letzten Jahre mit verschiedenen Veloverladungsangeboten Rechnung. Logistiker und Techniker sind gefordert: Viele Bahnen haben den Velotransport wegen des grossen Aufwandes stark eingeschränkt oder sogar aufgehoben. Die Rhätische Bahn hingegen hat das Angebot laufend ausgebaut und setzt in der Sommersaison zusätzlich Velowagen ein, beispielsweise für die Regionalzüge zwischen Pontresina und Scuol, auf der Strecke Landquart–Davos oder auf der Berninalinie. Denn nicht nur Hochleistungsathleten, sondern auch Familien, Rentner und Vereine sollen vom erweiterten Angebot profitieren können. Zusätzlichen Anreiz bieten Kombiangebote wie 20 Prozent Ermässigung auf die Fahrt sowie die Miete von E-Bikes, Countrybikes, Mountainbikes oder Kindervelos für einen Bikeausflug im Engadin.

Anzeige



**ICT-Karrieren mit Pfiff:**  
**Informatiker & Mediamatiker mit eidg. Diplom!**

[www.ict-berufsbildung.ch](http://www.ict-berufsbildung.ch)



ICT Berufsbildung  
Formation professionnelle  
Formazione professionale



Seit 1976 stellt National Instruments Ingenieuren und Wissenschaftlern Werkzeuge zur Verfügung, mit denen sie produktiver, innovativer und kreativer arbeiten können. Das Konzept des Graphical System Design gibt Anwendern eine Plattform mit integrierter Hard- und Software für die schnelle Entwicklung von Mess-, Steuer- und Regelsystemen an die Hand. Über viele verschiedene Disziplinen hinweg, sei es Atomforschung, Biomedizin, Kernfusion oder anspruchsvolle Robotik, bauen Forscher und Wissenschaftler auf Graphical System Design als den Ansatz, der Innovationen und Entdeckungen schneller ermöglicht als jede andere Methode – ganz gleich, ob sie an der Entwicklung von Krebserkennungssystemen der nächsten Generation arbeiten oder im CERN Atome miteinander kollidieren lassen.

**National Instruments  
Switzerland Corp. Austin,**  
Zweigniederlassung Ennetbaden  
Sonnenbergstr. 53 | 5408 Ennetbaden  
ni.switzerland@ni.com  
ni.com/switzerland

**Besuchen Sie uns auf der  
SINDEX 2012  
Halle 2.2 an Stand D025**

**>> Aktuelle Kundenlösungen finden Sie hier: [ni.com/customersuccess](http://ni.com/customersuccess)**

056 2005151

© 2012 | National Instruments, NI und ni.com sind Marken der National Instruments Corporation.



Als führendes und etabliertes Software-Dienstleistungs-Unternehmen in der technischen Informatik bietet Noser Engineering AG seit 1984 Lösungen und Unterstützung für lokale, europäische und multinationale Unternehmungen an.

Als Gewinnerin des Microsoft ALM Inner Circle Awards, als Gründungsmitglied der Open Handset Alliance (Android) und Marktführerin im «Swiss System Testing/QA» und mit seiner Erfahrung in Embedded-Lösungen führen bei Noser Engineering AG die Werte Qualität, Leistung, pünktliche Lieferungen und Innovation rasch zum Ziel.

[www.noser.com/de/noserindustrie](http://www.noser.com/de/noserindustrie)

noser engineering ag  
talackerstrasse 99 | ch-8404 winterthur | tel. +41 52 234 56 11  
d4 platz 4 | ch-6039 root | tel. +41 41 455 66 11  
galgenfeldweg 18 | ch-3006 bern | tel. +41 31 917 45 11  
konrad-zuse-platz 1 | de-81829 münchen | tel. +49 89 9901 4880  
[info@noser.com](mailto:info@noser.com) [www.noser.com](http://www.noser.com)



# Helden ohne Glamour

Was macht einen guten Ingenieur aus? Weshalb gibt es in den Naturwissenschaften einen Fachkräftemangel? Lässt sich eine Ingenieurkarriere mit Familienplanung vereinbaren? Prof. Dr. Ralph Eichler, Präsident der ETH Zürich, gibt Auskunft.

TEXT RAOUL ABEA

Vom iPhone über den Sparschäler bis hin zur Planung ganzer Städte – überall hatten und haben Ingenieure ihre Finger im Spiel. Ihr Fachwissen steht auf dem Arbeitsmarkt hoch im Kurs. Eine renommierte Ingenieurschmiede, die dieses Wissen weitergibt, findet sich in der Schweiz. Die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich (ETH Zürich) belegt in internationalen Rankings Spitzenplätze und gilt als eine der besten Hochschulen auf dem Kontinent. Seit Herbst 2007 lenkt der Physiker Prof. Dr. Ralph Eichler als Präsident die Geschicke der Hochschule.

## Herr Eichler, haben Sie Kinder?

Ja. Drei.

## Welche Probleme müssten Ingenieure lösen, damit Sie die Welt gelassen Ihren Kindern überlassen könnten?

Das wird es nie geben. Es gibt kein Anrecht auf ein sorgenfreies Leben. Dass wir je alle Probleme gelöst haben werden – das ist eine Illusion.

## Glauben Sie daran?

Nein, aber es gibt doch globale Probleme, die mit Ingenieurtechnik gelöst werden könnten.

Klar, zur Zeit verbrauchen wir zweimal unseren Planeten auf. Mit Nachhaltigkeit kann man diesen Verschleiss

aufhalten oder zumindest abbremsen. Das erreicht man durch die Reduktion von Materialflüssen. Mit dem Begriff «Materialfluss» werden Vorgänge bei der Verteilung stofflicher Güter bezeichnet. Das kann zum Beispiel die Aus- und Einfuhr von Lebensmitteln betreffen, aber

## »Die technisch beste Lösung ist oftmals zu teuer für den Markt.

auch den Umgang mit Abfällen oder den Ressourcenverbrauch bei der Umwandlung von einer Energieform in eine andere. Die Optimierung und Reduktion der Materialflüsse ist ein Ingenieurproblem.

## Und daran wird geforscht?

Ja, an dieser Form der Effizienzsteigerung arbeiten wir intensiv. Ein Beispiel ist die Umwandlung von einer Energieform in die andere. Wir produzieren heute noch zu viel Abfall oder Abfallwärme und generieren damit neue Materialflüsse. Die gilt es zu minimieren. Gute Ingenieure können jedoch nicht mehr

tun als Lösungsansätze zu entwickeln. Ob und wann diese umgesetzt werden, entscheidet schliesslich die Wirtschaft beziehungsweise die Gesellschaft.

## Was macht einen guten Ingenieur aus?

Er braucht solide Grundlagenkenntnisse in Mathematik und Physik und muss lösungsorientiert sein. Er soll nicht Probleme erkennen können, sondern auch gewillt sein, diese zu lösen.

## Zudem muss er interdisziplinär arbeiten können, oder?

Das stimmt, Interdisziplinarität ist wichtig. Das fordert einen hohen Grad an Kommunikations- und Teamfähigkeit. Zudem sollte er etwas vom Geschäft verstehen, wenn er in der Wirtschaft tätig ist. Die technisch beste Lösung ist oftmals zu teuer für den Markt. Sie muss lediglich gut genug sein. Wir müssten unseren Ingenieuren beibringen, wie man etwa mit Low-Tech-Möglichkeiten in Entwicklungsländern das meiste herausholt.

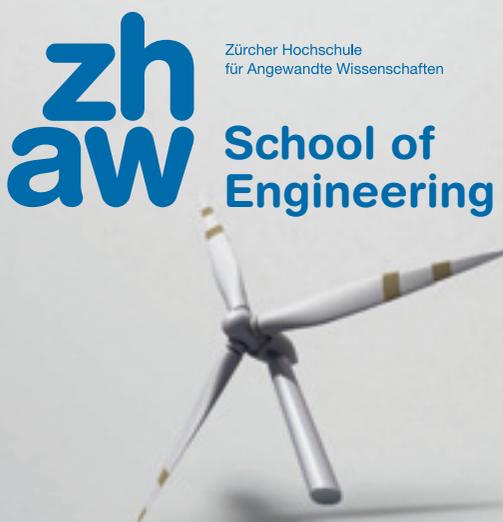
## Was für Ingenieure braucht es in einem Team?

Den Künstler, der vor Ideen sprudelt. Dann den Realisten, der die Ideen des Künstlers hinterfragt und ihnen damit Substanz verleiht. Und schliesslich braucht es den Pragmatiker, der das Produkt erkennt und dieses bis zum



Prof. Dr. Ralph Eichler: «Wir haben in den vor- um die Faszination an Naturwissenschaft und

Anzeige



Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften

**zhaw** School of Engineering

Zürcher Fachhochschule

## Neuer Wind für Ihre Karriere.

Unsere praxisnahen Weiterbildungsangebote führen zum Master, Diploma oder Certificate of Advanced Studies.

- MAS Integrated Risk Management
- MAS IT-Reliability
- MAS Wirtschaftsingenieurwesen
- CAS Leadership Empowerment

**Nächster Infoabend: 26. September 2012, 18.15 Uhr**  
Anmeldung unter: [www.engineering.zhaw.ch/weiterbildung](http://www.engineering.zhaw.ch/weiterbildung)

Jetzt anmelden!



Markt durchzieht. Alle drei Ingenieurtypen sind unerlässlich und selten in einer Person vereint anzutreffen.

**Wir reden hier immer nur von lösungsorientierten Ingenieuren, die der Menschheit mit ihren Erfindungen dienen wollen. Doch Technik hat auch ihre dunkle Seite - man denke da etwa an die Atombombe. Wo sehen Sie diesbezüglich die Rolle der technischen Hochschulen?**

Man kann jede Technologie für militärische Zwecke einsetzen. Es ist eine moralische Entscheidung, ob man sich für die Entwicklung von Kriegsmaterial bezahlen lassen möchte. An der ETH würden wir nie ein militärisches Projekt angehen - was aber nicht heisst, dass die Dinge, die wir entwickeln, nicht eine militärische Verwendung finden können.

**In der Schweiz fehlen derzeit zwischen 14 000 und 15 000 Ingenieure. Was sind die Ursachen für diesen Mangel?**

Je grösser der Wohlstand eines Landes, desto geringer ist das Interesse an Naturwissenschaften und am Ingenieurwesen. Ich behaupte, fast alle Menschen können gleich gut Mathematik. Aber die Motivation sich dafür anzustrengen, ist unterschiedlich verteilt.

**Zudem ist es ein recht undankbarer Beruf, oder?**

Ein Ingenieur steht selten wegen seiner Erfindung im Rampenlicht.

Die Zeitspanne zwischen der Erfindung und dem marktfähigen

Produkt ist zu gross. Es wird daher selten der Erfinder mit seinem Produkt in Verbindung gebracht. Den Markterfolg bekommt später allenfalls der Verkaufingenieur zu spüren.

**Wie lässt sich die steigende Studentenzahl an der ETH Zürich mit dem Fachkräftemangel vereinbaren?**

Wir haben in den vergangenen Jahren einiges unternommen, um die Faszination an Naturwissenschaft und Technik bei jungen Leuten zu wecken. Zum einen durch öffentliche Veranstaltungen - vor allem aber durch die Weiterbildung von Lehrpersonen. Wir haben junge Professorinnen und Professoren angestellt, die spannende Projekte anbieten. Und nicht zuletzt haben wir begabte Studierende, die den guten Ruf der Universität mehren.

Der Mangel hat damit zu tun, dass die Industrie der Schweiz viel grösser ist, als die geringe Grösse des Landes vermuten lässt. Deshalb brauchen wir überraschend viele gut ausgebildete Fachkräfte. Der Mangel beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Schweiz, sondern auf ganz Europa.

**Welche Lösungsansätze favorisieren Sie, um diesen Mangel zu beheben?**

Wir müssen bei den Kleinen ansetzen. Die Begeisterung für Naturwissenschaften muss noch vor der Pubertät geweckt werden. Hier gilt es auch, die Mädchen anzusprechen und ihnen zu vermitteln, dass Technik nicht eine Bubendomäne sein muss.

**Was tut die ETH zur Förderung von Frauen?**

Zum einen unterstützen wir ETH-Angehörige mit Familien mit unseren Kinderkrippen. In Bezug auf unser wissenschaftliches Personal versuchen wir mit speziellen Programmen, Frauen in Forschung und Lehre zu fördern. Fachliche Kompetenz reicht jedoch nicht aus. Forscherinnen müssen ihre Ergebnisse im wissenschaftlichen Austausch, zum Beispiel auf Fachkonferenzen, präsentieren können. Zu diesem Zweck bieten wir zusätzlich einen mobilen Nanny-Dienst an, der von Forscherinnen in Anspruch genommen werden kann, wenn sie an einer Konferenz im Ausland teilnehmen wollen.

**Lässt sich also eine Ingenieurkarriere gut mit dem Familienleben vereinbaren?**

Jede kompetitive Arbeit ist familienunfreundlich. Man kann durchaus anspruchsvolle Arbeiten in Teilzeit bewältigen, aber kompetitive Jobs nicht. In diesen Jobs hat immer diejenige Person einen Wettbewerbsvorteil, die mehr Zeit zur Verfügung hat. Familie heisst also oft, beruflich Abstriche machen zu müssen und Prioritäten zu setzen.

#### + Smart Facts

Im Mai 2007 wählte der Bundesrat Prof. Dr. Ralph Eichler zum Präsidenten der ETH Zürich, worauf er im Herbst 2007 das Amt antrat.

Anzeige

**Live. Work. Create.**

Wir sind Berater und Planer für Life Sciences.

Wir erbringen hochwertige, praktikable Lösungen.

Uns motivieren Wissens-, Wertezuwachs und Kundenerfolg.

**Als Kunden und Kollegen - Bereichern Sie unser Team!**

chemengineering

www.chemengineering.com



Die Rolle des Menschen verlagert sich

## Automation und der Arbeitsmarkt

Bahnbrechende, neue Entwicklungen vereinfachen die Manufaktur von morgen – doch wie wirkt sich diese zunehmende Automation auf unseren zukünftigen Arbeitsmarkt aus?

TEXT NADINE LEHTINEN

In Industrieländern, wie es auch die Schweiz ist, werden Güter heutzutage grösstenteils von Maschinen hergestellt. Durch diese Automatisierung ist – neben Einsparung von Personalkosten und Steigerung der Produktivität – eine Qualitätsverbesserung und Vergleichmä-

ssigung der Produkte gewährleistet. Zudem wird der Mensch von schwerer körperlicher oder monotoner Arbeit entlastet. Die Rolle des Menschen verlagert sich von der Produktion hin zu Administration, Planung, Kontrolle, Wartung und Dienstleistungen. All dies mag grundsätzlich positiv klingen: Dennoch sind die zuweilen kursierenden Ängste, Automation zerstöre Arbeitsplätze, nicht gänzlich unbegründet.

### FOLGEN FÜR WIRTSCHAFT UND GESELLSCHAFT

Die Zukunft von Maschinen und Automatisierungstechniken scheint grenzenlos. Doch

betrachtet man den wirtschaftlichen Prozess in seiner Gesamtheit, gibt es bezüglich Auswirkungen auf Gesellschaft und Arbeitsmarkt ganz unterschiedliche Meinungen – und jede der nachfolgenden Thesen ist auf ihre Weise nachvollziehbar und wahr.

«Automation vernichtet Arbeitsplätze»: Eine Verringerung der Arbeitsplätze ist durch die zunehmende Automatisierung auch heute noch zu spüren, besonders bei den einfachen, repetitiven Tätigkeiten. Gleichzeitig braucht es mehr qualifiziertes Personal für die Bedienung, Wartung und Entwicklung automatisierter Systeme. Das

bedeutet, dass sich lang etablierte Berufsbilder verändern sowie neue Berufsbilder entstehen werden. Aus gesellschaftlicher Sicht bedeutet dies, dass es im industriellen Sektor immer weniger Beschäftigungsmöglichkeiten für niedrig qualifizierte Arbeitnehmer geben wird.

«Automation erhält Arbeitsplätze»: Durch die Globalisierung verlagern sich die Produktionsstätten aus den Industriestaaten zunehmend in Schwellen- und Entwicklungsländer, wodurch Personalkosten eingespart werden können. Um die Konkurrenzfähigkeit des Werkplatzes Schweiz dennoch zu sichern, muss die

Produktivität stark gesteigert werden, was wiederum nur durch zunehmende Automatisierung erreicht werden kann.

«Automation schafft Arbeitsplätze»: Der schnelle technologische Fortschritt zieht einen grossen Bedarf an neuen Anlagen und Maschinen mit höherem Automatisierungsgrad mit sich. Alte Anlagen und Maschinen erfordern ständige Verbesserungen und Umrüstungen und haben kurze Produktionslaufzeiten. Dies führt zu einem höheren Bedarf an Entwicklern und Konstrukteuren sowie qualifiziertem Personal für die Bedienung und Wartung der Automationssysteme.

Anzeige

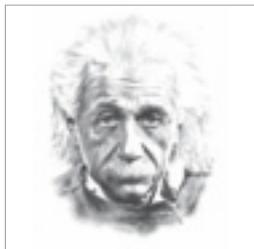
## dipl. Techniker/in Höhere Fachschule

The easy way to gain knowledge and creativity.

**BZDietikon**  
BERUFSBILDUNGSZENTRUM

use QR-code scanner/reader

Die **MECHATRONIK** als vernetzte Technikdisziplin von **Maschinenbau, Elektronik, Elektrotechnik, Automatisierungstechnik** und **Informatik** ist in den vergangenen 2 Jahrzehnten zur erfolgskritischen Königsdisziplin im Engineering geworden. Intelligente Sensoren führen im Zusammenwirken mit Prozessrecheneinheiten und Aktoren komplexe technische Systeme. Industrieroboter und Antiblockiersysteme sind typische Beispiele für mechatronische Systeme. Die innovative schweizerische Industrielandschaft bietet ausgezeichnete Beschäftigungs- und Karrierechancen. Fachleute für dieses Berufsfeld benötigen Kenntnisse in Konstruktionstechnik, Automation, Modellbildung, Elektronik,



Mess-, Steuer- und Regeltechnik, Antriebstechnik, Mikroprozessortechnik und Informatik.

Sie haben Interesse, sich zum Mechatronikspezialisten ausbilden zu lassen?

Im **Studiengang Mechatronik** auf der Stufe **Höhere Fachschule in Dietikon** (HFD) bereiten Sie sich berufsbegleitend auf Ihren Leistungsausweis, die Diplomarbeit vor. Engineeringprojekte fordern von Ihnen Kreativität und Fachwissen. Die dem Arbeitsmarkt angepassten Ausbildungsinhalte, zahlreiche Praxistransfers sowie erfahrene Dozentinnen und Dozenten sichern sowohl den Marktwert des Diploms als auch den Erfolg Ihres Studiums.

**Als Absolvent des Studiums Mechatronik gewinnen Sie!** / Business English Certificate BEC und SIZ II inklusive



5.11. 2012

11.12. 2015

MECHATRONIK

# IT am Körper

Den Computer am Körper tragen? Ja, es hört sich etwas futuristisch an. Schon Spock musste zur Kommunikation schliesslich keinen Gegenstand mehr in die Hand nehmen, ein Tippen auf seine Brust genügte.

TEXT SARAH BRANDENBERGER

«Wearable Computing» dürfe uns allerdings in der Gegenwart schon bestens bekannt sein. Dazu gehören verbreitete Gegenstände wie Hörgeräte oder Pulsuhren.

## WEARABLE COMPUTING IN DER MEDIZIN

Neben der Nutzung von Wearable Computing in Sport, Kommunikation und Unterhaltung wird auch im Bereich für die Verwendung zu medizinischen Zwecken geforscht. «CuPiD» beispielsweise ist ein Projekt, das mittels personalisierter Übungen für Parkinson-Patienten Rehabilitation und Training zu Hause ermöglichen soll. Die Parkinson-Krankheit ist eine neurodegenerative Erkrankung unbekannter Ursache, die besonders jene Bereiche des Gehirns betrifft, die unsere Bewegungen steuern. Wissenschaftliche Studien bestätigen den Wert des motorischen Lernens

für Parkinson-Patienten sowie Verbesserungen, die als Ergebnis aus Training resultieren. «CuPiD» dient der Entwicklung innovativer Rehabilitation, basierend auf einer neuen Technologie, die auf den Prinzipien des motorischen Lernens bei der Parkinson-Krankheit beruht. «CuPiD» wird in Einbindung der Patienten zu einem intensiven Training über eine längere Zeit beitragen. Dabei unterstützen tragbare Sensoren, Audio Biofeedback, virtuelle Realität und Anweisungen die systematisch aufgebauten Übungen. Das Training wird

von Experten fernüberwacht, um eine optimale Betreuung zu bieten und gleichzeitig

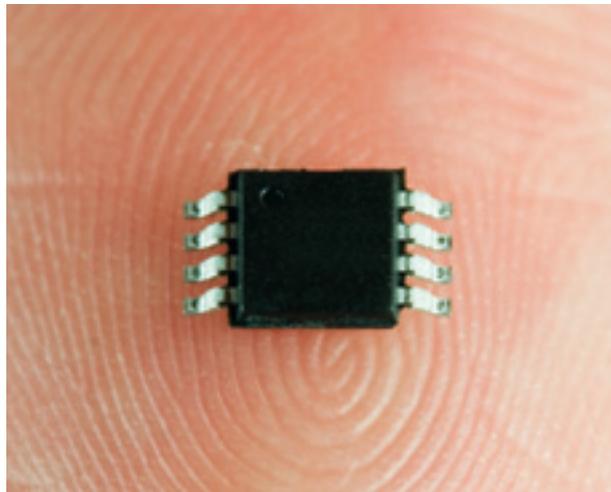
» Dass Erfindungen für die Massen produziert werden können, bietet Herausforderungen.

die Belastung durch den Weg zu einem Reha-Zentrum zu verringern. Das «CuPiD»-

Projekt umfasst zwei Langzeitversuche mit einer Dauer von jeweils etwa zehn Wochen und besteht aus 30 Parkinson-Patienten. Es wird von der EU gefördert und umfasst ein Konsortium von zehn Hochschulen und Unternehmen.

## ZIELE UND HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE FORSCHUNG

Dass Erfindungen für die Massen produziert und beispielsweise zukünftig in unsere Kleidung integriert werden können, bietet Herausforderungen. Zum einen sind die Energieversorgung, Batterien oder Akkus teilweise noch nicht in der Lage, Energie für die gewünschte Nutzungsdauer zu liefern. Zum anderen ist die Miniaturisierung der Technik noch immer nicht für die Massenproduktion tauglich. Weiter gilt es bei der Entwicklung zu beachten, dass die Bedienung des Wearable Computer den Benutzer nicht ablenken soll, dieser einfach zu handhaben ist sowie Benutzer und Umgebung «erkannt» werden. Zudem soll der Kontext erkannt werden, so zum Beispiel ob jemand geschäftlich oder als Tourist unterwegs ist. Des Weiteren gelten Benutzerakzeptanz und Bedenken zu Datenschutz und Privatsphäre als Herausforderung.



Kleine Wunderwerke der Technik helfen besonders im medizinischen Bereich



## Schutz für Feuerwehrleute

«ProfiTex» ist ein Forschungsprojekt mit dem Ziel, die Sicherheit und Effizienz in der Brandbekämpfung durch moderne Schutzausrüstung zu erhöhen. Die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Feuerwehrmanns wird dabei von tragbaren Sensoren überwacht. Brandbekämpfung ist eine potenziell gefährliche Aufgabe. Die kontinuierliche Überwachung der Gesundheit des Feuerwehrmanns wird als Chance gesehen, hier gesundheitliche Schäden durch Überlastung mittels Frühwarnzeichen zu verhindern. Feuerwehrleute werden oft in Simulationstrainings ausgebildet, die Rückmeldungen und Anleitungen an die Auszubildenden ermöglichen. «ProfiTex» hat das Ziel, eine Methodik zu entwickeln, die automatisch und objektiv die Teamleistung in einem Ausbildungs-Szenario mithilfe von tragbaren Sensoren beurteilt.

Publireportage

## Modernste Dichtungstechnologie für Autos

Die Automobilindustrie wird zumeist mit Ländern wie Deutschland, Frankreich oder USA in Verbindung gebracht, doch im High-End-Bereich spielen auch Schweizer Unternehmen eine wichtige Rolle. Ein gutes Beispiel ist die Firma Dätwyler mit Standort im Herzen der Schweiz im Kanton Uri: Jedes dritte Auto weltweit enthält ein hochpräzises Sicherheitsteil des Dätwyler Konzernbereichs Sealing Technologies. Als internationaler Entwicklungspartner hoch geschätzt, würden die Bremskraftverstärker heutiger Fahrzeuge

ohne Dätwyler Rollmembrane nicht funktionieren, und moderne Erdgasantriebe kämen nicht ohne Dichtungen von Dätwyler aus. Mit Elastomer-Dichtungen für moderne Dieselfahrzeuge kann der Ausstoss von Stickoxiden um rund 85% verringert werden. Die Entwicklung und Produktion solcher Dichtungslösungen ist anspruchsvoll – gefragt sind kompetente Fachkräfte, die heutzutage in sehr frühen Entwicklungsstadien als Berater fungieren können. Durch dieses Co-Engineering mit den internatio-

nalen Automobilkunden stellen sich Ingenieuren spannende Herausforderungen. Die heutigen Trends liegen besonders in der Entwicklung von Fuel- Applikationen, von Motoren mit minimiertem CO<sub>2</sub>-Ausstoss und im Bereich Transmission. Ingenieure, die gern in interdisziplinären Teams arbeiten und ein globales Umfeld schätzen, das auch internationale Einsätze ermöglicht, sind bei Dätwyler genau richtig.

[www.datwyler.com](http://www.datwyler.com)



**Die Dätwyler Gruppe zählt weltweit über 5000 Mitarbeitende, der Jahresumsatz beträgt rund 1300 Millionen Schweizer Franken. Das Kompetenzzentrum des Dätwyler Konzernbereichs Sealing Technologies in Schattdorf (Uri) umfasst 460 Mitarbeitende, weitere 900 sind an den Produktionsstandorten in Deutschland, Tschechien, der Ukraine, Mexiko und China tätig.**



Visualisierung und Baufortschritt des Löwenbräu-Areals

## Löwenbräu-Areal: Tradition und Moderne vereint

Seit 1987 in der Brauerei Löwenbräu im Kreis 5 in Zürich der letzte Sud aufgesetzt worden war, hatte sich der Backsteinbau von aussen gesehen kaum verändert. Nun aber hat sich etwas getan.

TEXT SARAH BRANDENBERGER  
BILD PSP SWISS PROPERTY

Das Areal der ehemaligen Brauerei Löwenbräu in Zürich wurde teilweise abgebrochen und mit Neubauten ergänzt. Die neuen und die bestehenden Baukörper bilden zwei Innenhöfe: den Brauereihof und den Kunsthof. Das Neubauensem-

ble umfasst mehrere Gebäude, darunter den Neubau West, in dem Galerien Platz finden. Bewährtes wird erhalten und durch Neues sinnvoll ergänzt.

### HOCHHAUS «MITTE»

Das zweifellos markanteste Gebäude, der inzwischen im Rohbau fertiggestellten Neubauten, ist das Wohnhochhaus, das durch einen Annexbau mit weiteren Wohnungen ergänzt wird. Das Hochhaus «Mitte» ist etwa 70 Meter hoch. Ab dem achten Obergeschoss krägt es ca. 9 Meter über das bestehende Brauerei-Gebäude aus. Die Lasten der Decken im Bereich des auskragenden Teils sind mit vorgespannten Stützen an

»In jedem Projekt gibt es einen stetigen Dialog zwischen Architekt und Ingenieur.

Alexandros Gratsias

Betonträgern in der Dachebene aufgehängt. Die Träger ihrerseits liegen auf den Treppenhaus-Liftwänden und den Fassadenstützen auf, welche die Lasten in die Pfahlfundation weiterleiten. Zur Stützung des auskragenden Teils während der Bauphase wurde eine temporäre Stahlkon-

struktion geplant und aufgebaut. Der Rohbau ist nach zwölfmonatiger Bauzeit Anfang März 2012 fertig gestellt worden. Das ganze Projekt soll planmässig anfangs 2013 abgeschlossen werden.

### BAUINGENIEUR: EIN SPANNENDER BERUF

Besonders interessant an seinem Beruf als Bauingenieur sei die Kooperation mit den verschiedenen Akteuren. «In jedem Projekt gibt es zum Beispiel einen stetigen Dialog zwischen Architekt und Ingenieur über alle Aspekte des Bauens wie Konzept, Tragstruktur, Kosten, Energie und Umwelt», sagt Alexandros Gratsias, Bauingenieur bei der Dr.

Lüchinger+Meyer Bauingenieure AG. «Insbesondere die Möglichkeit mit vielen verschiedenen Fachleuten zu kommunizieren sowie der starke Bezug des Berufs zu angewandter Mathematik waren entscheidende Kriterien für meine Berufswahl.» Zudem liesse sich an den Ergebnissen der eigenen Arbeit der direkte Einfluss auf Umwelt und Gesellschaft konkret ablesen. Ein weiterer spannender Aspekt ist die Qualitätssicherung in der Phase der Ausführung. Der Bauingenieur ist nach mehreren Jahren des Studiums ein Theoretiker, muss parallel dazu jedoch im Beruf auch ein Praktiker sein, der hohe Verantwortung trägt.

Anzeige

# Karriere macht man auf dem Bau

**Morgan Conus**  
Schweizer Meister der Maurer  
Gewinner der Bronzemedaille  
an den WorldSkills 2011 in London

Wir bauen die Schweiz.

**SBV SSE SSIIC**  
Schweizerischer Bauernistenverband  
Società Svizzera degli Edificatori  
Società Svizzera degli Impiegati-Contractisti  
Società Svizzera degli Impiegati-Contractisti

# Fortschrittlichkeit und Innovation

Nachwuchsförderung, Forschung und Innovationspotenzial sind Voraussetzungen für das Überleben und die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Werkplatzes Schweiz.

TEXT: NADINE LEHTINEN

Die Schweizer Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie ist mit 340 000 Beschäftigten ein immens wichtiger Sektor des Werkplatzes Schweiz, der 35 Prozent an die Exporte des Landes beiträgt. Allerdings steht dieser durch den starken Schweizer Franken in den letzten Jahren vor grossen wirtschaftspolitischen Herausforderungen – hinzu kommt die Unsicherheit bezüglich der Konjunktur. 2011 ging der Gesamtumsatz im Vergleich zum Vorjahr um 2,7 Prozent zurück. Der angebliche Niedergang des Werkplatzes Schweiz stellt jedoch in zahlreichen Fällen eine Täuschung dar, denn viele Industrie-Arbeitsplätze sind nicht einfach verschwunden, sondern laufen als ausgelagerte Dienstleistungen weiter. Auch bezüglich Forschung bleibt die Schweiz aktiv: An der ETH Zürich beispielsweise werden chemische Reaktionen und Energie-Transfer-Prozesse auf molekularer und atomarer Ebene

erforscht, die die Grundlagen für zukünftige Innovationen im Industriesektor darstellen.

## VOM FALTBAREN FERNSEHER ZUR ULTRASPEED-BOHRMASCHINE

Der Schweizer Robotik-Forscher Christophe Zufferey entwickelte an der ETH Lausanne ein neuartiges Fluggerät: Die zivile Minidrohne «SenseFly LCC», die bereits weltweit vertrieben wird, verspricht durch wenige Mausklicks auf Erkundungsflug ein Orthomosaik oder ein digitales Höhenmodell anzulegen.

Ein etwas alltäglicherer Trend sind flexible, faltbare Farbdisplays, die in absehbarer Zeit

auf den Markt kommen sollen: Forscher von Sony und dem Max-Planck-Institut haben eine Technologie auf Basis organischer

»Viele Arbeitsplätze laufen als ausgelagerte Dienstleistungen weiter.

Polymere demonstriert. Bereits 2006 hat Sony eine vergleichbare Technologie vorgestellt, doch

es gab bisher Probleme bei der Herstellung grösserer Bildflächen und feinerer Auflösungen, die nun überwunden zu sein scheinen. Solche Bildschirme gleichen einer normalen, transparenten Folie, und bei anliegender Spannung beginnen die Polymere Licht abzugeben. Dank der hohen Leuchtkraft eignen sie sich in der Praxis für portable Monitore oder elektronische Plakatwände.

Etwas bodenständiger sieht es beim Bieler Bohrmaschinenhersteller Posalux SA aus, der sich auf die Entwicklung und industrielle Herstellung von hochtechnologischen Maschinen konzentriert – für die Automobilindustrie, das Fernmeldewesen, die Luft- und Raumfahrt, Unterhaltungselektronik und Informatik.

Fritz Studer AG seinerseits ist Markt- und Technologieführer in der Schleifmaschinenherstellung und steht schon seit Jahrzehnten für Schweizer Präzision, Qualität und Langlebigkeit. Der starke Schweizer Franken setzt vor allem KMU mit einem hohen Wertschöpfungsanteil in der Schweiz unter Margendruck – doch dank Nachwuchsförderung und hoher Innovationsfähigkeit wird es hoffentlich gelingen, die Industriearbeitsplätze in der Schweiz langfristig zu sichern und die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt zu stärken.



Die Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie ist mit 340 000 Beschäftigten ein immens wichtiger Sektor



## 3 Fragen an Roland Steinemann

### ■ Warum braucht es die Sindex?

Sindex ist der Treffpunkt für Technologie in der Schweiz, mit allen wichtigen Anbietern vor Ort. Es sind gegen 300 Aussteller vertreten sowie Servicedienstleister, Engineering-Unternehmen und Fachhochschulen.

### ■ Für wen ist die Messe besonders interessant?

Sowohl dem Unternehmens-Topkader als auch Mitarbeitenden der Bereiche Beschaffung, Konstruktion, Entwicklung, Produktion und Unterhalt wird viel Interessantes geboten.

### ■ Lohnt sich die Produktion in der Schweiz noch?

Viele erfolgreiche Schweizer Firmen beweisen dies tagtäglich. Wer automatisiert, kann sehr wirtschaftlich produzieren und vom hohen Qualitätsimage profitieren. Der Weltmarkt bietet zahlreiche Chancen.

Roland Steinemann,  
Geschäftsführer Swisst.net

Anzeige

# Nicht neu in der Ingenieurbranche: funktionierende Lösungen von EnDes.

Mehr als 80 Ingenieure und Konstrukteure von EnDes unterstützen seit Jahren erfolgreich Weltmarktführer mit grossen Marken und innovative, regionale Firmen aus den Bereichen Maschinenbau, Anlagenbau, Apparatebau, Automation, Fahrzeugbau, Schienenfahrzeuge, Medizinal- und Kunststofftechnik. Nicht nur Konzeption, Entwicklung, Berechnung und Konstruktion bis zur virtuellen Fabrik übernimmt EnDes, sondern auch Projektmanagement, Produkteentwicklung, Simulation und Beschaffung. Wir helfen so, Entwicklungszyklen und Time-to-Market signifikant zu verkürzen, Innovationskraft zu verstärken und Entwicklungsressourcen gezielt einzusetzen. Damit erhöhen wir den Mehrwert für die Kunden unserer Kunden. EnDes ist umsetzungs- und lösungsstark, bietet hohe Zuverlässigkeit und Qualität und garantiert Vertraulichkeit und Schutz von Kundenwissen.

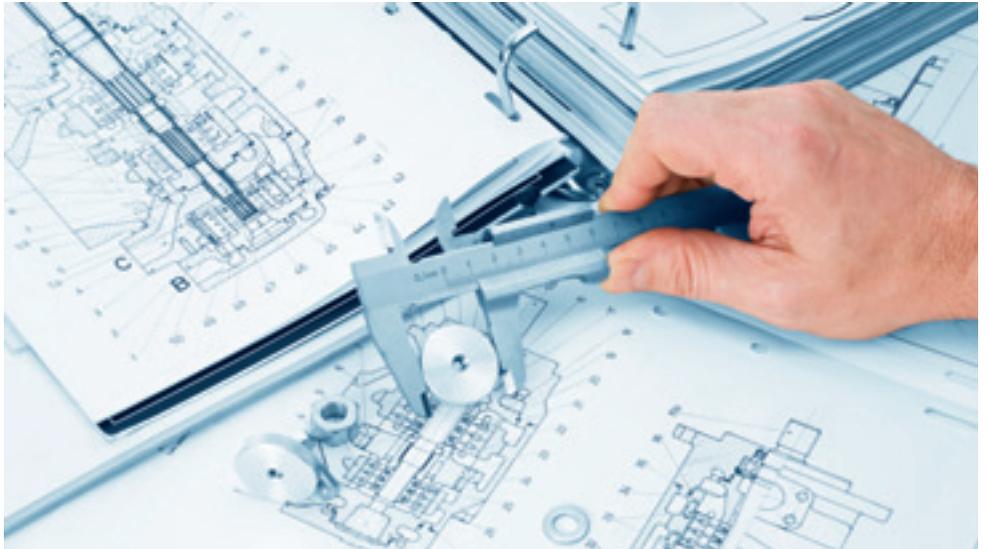
EnDes ist als Methodenspezialist zertifiziert nach ISO9001 und ISO27001 und arbeitet an 7 Standorten in der Schweiz und in Süddeutschland. Ein Projektstart kann innert wenigen Tagen erfolgen. Wenn also bei Ihnen komplexe Aufgaben anstehen und Sie Verstärkung suchen, dann gibt es eine einfache Lösung: rufen Sie uns an!



**EnDes**

ENGINEERING und DESIGN

Thurgauerstrasse 57, 9401 Rorschach, 071 858 21 81, [www.endes.ch](http://www.endes.ch)



Technische Berufe bieten ein ausgefülltes, interessantes Arbeitsleben

## Bildung als Fundament

Besonders im technischen Bereich fehlen der Schweizer Wirtschaft die Fachkräfte. Auch die Bildung ist gefragt, stellt sie doch ein wichtiges Fundament für die Wettbewerbsfähigkeit des Landes dar.

TEXT NADINE LEHTINEN

Gerade in der heutigen, technisch geprägten Wissensgesellschaft wird die Innovationskraft des Werkplatzes Schweiz zu grossen Teilen von Ingenieurinnen und Ingenieuren getragen. Der Bedarf an technischen Fachkräften ist seit 1950 auf das Achtfache angestiegen. Es zeichnet sich jedoch schon seit einigen Jahren ein Mangel ab. Bei den Ingenieuren wird sich dies laut Rolf Singer, Studiengangsleiter an der FFHS, noch weiter entwickeln. Im September 2010 hat der Bundesrat den Bericht «Mangel an MINT-Fachkräften in der Schweiz» verabschiedet, worin das Ausmass, die Ursachen und die Folgen eines Fachkräftemangels in den Bereichen Mathematik,

Informatik, Naturwissenschaften und Technik erläutert werden. Bildungsinstitutionen, Unternehmen und Politik sind gleichermaßen gefordert, das Interesse für Technik zu wecken und den Ingenieurnachwuchs zu fördern.

### SCHWINDENDE FASZINATION

Vor 30 Jahren genossen technische Berufe hohes Ansehen. Lokführer, Pilot oder Ingenieur waren Traumberufe vieler Jugendlicher. Die Wirtschaft versprach ihnen eine sichere Zukunft, was zu einem grossen Reservoir an Nachwuchskräften führte. Heute gelten diese Berufe – oftmals aus Unwissenheit und falschen Vorurteilen – als weniger attraktiv, und die Faszination, die von der Technik ausgeht, bleibt vielen Jugendlichen verborgen. Salärvergleiche zeigen aber auch, dass Ingenieure deutlich weniger verdienen als Absolventen in betriebswirtschaftlichen Richtungen, und naturwissenschaftliche Fächer verlieren in den Schulen an Bedeutung. Doch technische Berufe bieten durchaus ein ausgefülltes, interessantes Arbeitsleben, und die

Karrierechancen sind vielfältig. Zwischen 2004 und 2009 hat der Arbeitsmarkt auf die Knappheit mit Lohnerhöhung sowie einer verstärkten Rekrutierung ausländischer Fachkräfte reagiert. Die Zahl der Abschlüsse in MINT-Studiengängen blieb in

### »Technische Berufe bieten vielfältige Karrierechancen.

den letzten Jahren denn auch eher bescheiden, und besonders der Frauenanteil ist sehr tief. Rolf Singer glaubt, dass mehr Gewichtung von naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern auf der Primar- und Sekundarstufe dazu beitragen würde, auch Mädchen zu begeistern, später ein solches Studium zu ergreifen.

### AUS- UND WEITERBILDUNG IM BEREICH INGENIEURWESEN

Eines ist klar: Die Schweizer Spitzenposition im Maschinen-

Apparate- und Anlagenbau kann ohne junge Fachkräfte und Innovationen auf Dauer nicht gehalten werden. Institutionen, Unternehmen und Staat sind gefordert und bleiben auch nicht untätig. Die Stiftung New Generations beispielsweise betreibt aktiv nachhaltige Nachwuchsförderung in der Technologiebranche. Sie setzt sich dafür ein, Jugendliche für technische Berufe zu gewinnen. Auch die Gruppe IngCH Engineers setzt sich für die Förderung eines qualitativ hochstehenden Nachwuchses im Bereich Ingenieurwesen ein, und der SVIN (Schweizerische Vereinigung der Ingenieurinnen) schliesslich ist es ein Anliegen, die Attraktivität des Ingenieurberufes für Frauen zu erhöhen. Jede produzierende Industrie ist auf Rohstoffe angewiesen – mineralische Ressourcen, Energie und Lebensmittel. Es gehe darum, sich abzeichnende Engpässe frühzeitig zu erkennen und adäquat darauf reagieren zu können, wie Singer erklärt. Als erste Fachhochschule der Schweiz bietet die FFHS einen Major in Ressourcenmanage-

ment als Vertiefungsrichtung des Bachelor of Science in Wirtschaftsingenieurwesen an. Viele andere Angebote seien sehr auf Umweltmanagement ausgerichtet und vernachlässigten dabei, dass auch die Erzeugung von erneuerbaren Energien Rohstoffe benötigt – für Windkraftgeneratoren beispielsweise braucht es bestimmte Metalle, die heute zu 95 Prozent in China gefördert werden. Durch die Methode des berufsbegleitenden Fernstudiums ist die Abwesenheit vom Arbeitsplatz nicht mehr nötig und die wertvollen Fachkräfte bleiben den Unternehmen erhalten. Via Passerellen können Techniker verschiedener Fachrichtungen zudem quer einsteigen und das Hochschulstudium deutlich verkürzen. 80 Prozent des Stoffes wird in Eigenregie erarbeitet, mittels elektronischer Medien sind die Studierenden jedoch mit Dozenten und Kommilitonen vernetzt. Der Klassenverbund wird auch ausserhalb von Präsenzveranstaltungen durch Foren aufrechterhalten, und Lernfortschritte werden online kontrolliert.

Anzeige



## ICT-Nachwuchs sichern: Informatik- & Mediamatik-Lehrstellen schaffen!

[www.ict-berufsbildung.ch](http://www.ict-berufsbildung.ch)

  
ICT Berufsbildung  
Formation professionnelle  
Formazione professionale

# AUTOMATION ohne IT?

Es gibt viele Anbieter von Lösungen im Bereich Steuerung für die verschiedensten Anwendungen. Was nützt jedoch eine Steuerung, wenn sie nicht in ein übergeordnetes System wie zum Beispiel einem MES angebunden ist? Wie können Hürden zwischen der Steuerungswelt und der IT-Welt überwunden werden?

**Seit 1986 in der industrielle Automation und deren Integration tätig**

In vielen Unternehmungen wird das Büro-Netzwerk und das Produktions-Netzwerk nur sehr zurückhaltend oder gar nicht verknüpft. Die Gründe sind vielfältig. Dank der Technology kann heute sichergestellt werden, dass nur Berechtigte ins Produktionsnetzwerk Zugriff haben. Aber wer kennt sich in beiden Welten aus?

Viele Unternehmer sind skeptisch bei der Verknüpfung der beiden Welten. Beat Schneider, IT-Verantwortlicher bei M+S Industrielle Automation AG und ehemaliger SPS-Software-Programmierer, sieht einen Grund in den unterschiedlichen Anforderungen: «Der Produktionsleiter ist bestrebt, dass seine Anlage immer läuft. Der IT-Verantwortliche hat die Sicherheit des Netzwerkes zu gewähren.» Diese Ansicht teilt Marco Valsecchi, Produktionsleiter bei der Fritz Schiess AG in Lichtensteig: «Am Anfang hatten wir Mühe mit dem Gedanken, dass unsere 120 PC's und 20 Server mit den Produktionsmaschinen verbunden sind. Weil M+S Maschinensteuerungen für uns realisiert und gleichzeitig auch das IT-Netzwerk betreut, haben wir uns zu diesem Schritt entschlossen. Ein guter Entscheid. Sicher auch darum, weil M+S beide Seiten – Automation & IT – kompetent vertritt.»

Der Knackpunkt bei einer Integration liegt beim gemeinsamen Kommunikationsprotokoll und der Schutzeinrichtung, welche ein unerwünschter Zugriff auf die Produktionsanlage verhindert. Dies unterstreicht Christian Saner, Leiter Control Systems von MAN Diesel & Turbo Schweiz AG: «Früher lieferten wir autonome oder wenig vernetzte Steuerungen für unsere Kompressoren. Heute will man auf unsere Anlagen von beinahe überall zugreifen. Somit werden wir mit Aufgaben wie Switch, Fernwartung aber auch Router respektive Firewall konfrontiert. Wir schätzen es mit M+S einen Partner zu haben der uns einerseits Steuerschranke mit der zugehörigen Software liefert und uns andererseits bei den Vernetzungsaufgaben unterstützt.»

AUTOMATION ohne IT? Autonome Steuerungen wird es immer geben. Mit dem Ethernet-Stecker an den Steuerungen sind erste Voraussetzungen geschaffen, um die Bürowelt mit der Automationswelt zu verknüpfen. Für eine erfolgreiche Verknüpfung benötigt es grundlegende Kenntnisse in der Automation und der IT. M+S Industrielle Automation AG ist täglich in beiden Welten tätig.



#### Firmensteckbrief

M+S Industrielle Automation AG  
Ohrbühlstrasse 25  
CH-8409 Winterthur  
www.msia.ch  
+41 52 243 0101

Marcel Gisler  
m.gisler@msia.ch

#### Dienstleistungen:

- Schrankbau
- Elektrotechnik
- SPS- und HMI-Software
- IT for Automation & KMU

#### Systeme in der Automation

- Siemens® - Certified Siemens Solution Partner Automation & PCS7
- Saia® - PCD-Systemintegrator
- AllenBradley®

#### Systeme in der IT

- DELL - PartnerDirect
- CISCO, Fortinet
- Microsoft® - Partner

**Besuchen Sie uns an der  
SINDEX in Bern, Stand A 014-13**



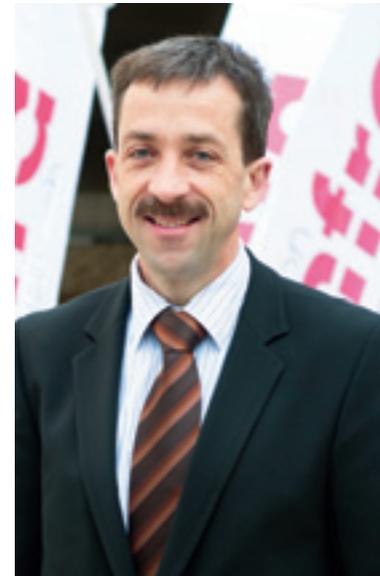
**Erfolg entsteht  
aus kontinuierlicher  
Verbesserung.**

Wer sich stetig verbessert, setzt sich leichter durch. Deshalb strebt Sulzer seit über 175 Jahren danach, mehr zu leisten, als der Kunde erwartet. Mit optimalen Strukturen. Dank schlanker Prozesse. Und in respektvollem Umgang mit der Quelle unseres Erfolgs: den Menschen in unserem Unternehmen.

Weitere Informationen: [www.sulzer.com](http://www.sulzer.com)

**SULZER**

# Bauingenieure sind **Macher**



Hanspeter Stadelmann, Leiter Ingenieurbau bei Implenia und Vorstandsmitglied des Fachverbands Infra

In keiner anderen Branche gibt es für einen Ingenieur ein breiteres Tätigkeitsfeld wie in einem Bauunternehmen. Denn dort spielen die klassischen Aufgaben eines Ingenieurs eine wichtige, aber längst nicht die einzige Rolle. Einer, der das genau weiss, ist Hanspeter Stadelmann. Er leitet den Ingenieurbau bei Implenia, dem grössten Schweizer Bau- und Baudienstleistungsunternehmen und ist Vorstandsmitglied beim Fachverband Infra.

## Was tut ein Bauingenieur in einer Bauunternehmung?

Hanspeter Stadelmann: Unsere Mitarbeitenden mit einem Bauingenieur-Abschluss sind mehrheitlich mit Führungsaufgaben betraut. Ist man für eine Abteilung, eine Baustelle oder ein Team verantwortlich, so hat man immer mit Menschen

unterschiedlichster Herkunft zu tun. Eine hohe Sozialkompetenz ist daher mindestens so wichtig wie gute technische Kenntnisse. Denn Bauen ist heute ein hoch komplexer Vorgang mit sehr vielen Beteiligten.

## Sie brauchen also Ingenieure für Kaderfunktionen?

Den klassischen Ingenieur, der eine Schalung oder ein Hilfsgerüst korrekt berechnet, brauchen wir auch. Von den rund 1700 Ingenieuren im Bauhauptgewerbe sind die meisten jedoch in einer leitenden Funktion tätig. Ingenieure, die sich um eine Stelle in einer Bauunternehmung bewerben, wollen meistens Leute führen und mit ihrem Team etwas bewegen. Das ist gut so, denn auf dem Bau brauchen wir Macher.

## Bauingenieure in der Bauwirtschaft sind also Meister der Technik und der Menschen.

Für die meisten stimmt das so. Aber es braucht mehr: Bauen ist heute in erster Linie eine logistische Herausforderung: Personal, Material und Inventar müssen zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein. Um das zu planen und koordinieren, braucht es die Fähigkeit für strukturiertes, prozessorientiertes Denken. Unsere Bauingenieure können das.

## Wie machen Sie einer jungen Frau oder einem jungen Mann den Beruf des Bauingenieurs in einer Bauunternehmung schmackhaft?

Die Faszination der Arbeit in einer Bauunternehmung ist ganz klar die Breite und Komplexität der Aufgaben, aber auch das fertige Bauwerk und die enge Verbindung zwischen Theorie und Praxis. Bei mir war das jedenfalls so.

## Wieso?

Ich stamme aus einer Handwerkerfamilie. Das Theoretische hat mich früh fasziniert. Ich war aber immer auch sehr praxis- und naturverbunden.

## Die Schweizer Wirtschaft klagt über den Ingenieurmangel. Wo finden Sie Bauingenieure?

Die Suche nach Bauingenieuren ist heute etwas einfacher als noch vor wenigen Jahren. Die Studierendenzahlen sind erfreulicherweise am Steigen. Eine Trendwende ist also durchaus auszumachen. Das Problem des Ingenieurmangels ist damit noch nicht beseitigt. Deshalb sind wir auch auf den internationalen Arbeitsmarkt angewiesen.

## Was ist zu tun, damit es wieder mehr Bauingenieure gibt?

Erfahrung ist ein hohes Gut beim Bauen. Ein Bauunternehmen kommt darum nicht darum herum, sein Personal selber aus- und weiterzubilden. Nachwuchsförderung bedeutet für mich vor allem, jungen Leuten Chancen zu geben. Wir müssen ihnen spannende und herausfordernde Aufgaben übertragen. Das motiviert, hilft bei der persönlichen Entwicklung und ist zudem die beste Werbung für den Beruf und unsere Branche.

[www.infra-schweiz.ch](http://www.infra-schweiz.ch)

**«Nachwuchsförderung bedeutet für mich, jungen Leuten eine Chance zu geben.»**

# Gemeinsam sind wir schwächer

In Basel-Stadt und Baselland werden Unterschriften für ein Zusammengehen beider Kantone gesammelt. Im ganzen Land spriessen Ideen für neue Gebietszusammenschlüsse. Aber der Nutzen solcher Übungen ist zweifelhaft. Das zeigen frühere Experimente und Vergleiche mit dem Ausland. *Von Lucien Scherrer*



**Künstliche Trennung:** CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter mit den Unterschriftenbögen für die Initiative zur Fusion beider Basel.

Die Sissacherfluh hat etwas von einer Trutzburg: Alte Eichen und verwitterte Bunker säumen den Hügelzug, auf einem Kiesplatz raselt eine Schweizer Fahne einsam an ihrem Mast. Hier liegt einem der Kanton Baselland zu Füssen, eine grüne Hügellandschaft, durchbrochen von zersiedelten Tälern und der Autobahn A2. Die Stadt Basel mit ihren rauchenden Schloten scheint weit weg. Doch ihre unsichtbaren Arme greifen nach den Hügeln von Baselland. So sieht es jedenfalls Thomas de Courten: «Die Stadt will das Land unter ihre Fittiche nehmen», sagt der SVP-Nationalrat, während er von der Sissacherfluh seine Heimat bewundert, «das müssen wir verhindern.»

Derzeit wird in Basel heftig über eine Wiedervereinigung der beiden Halbkantone gestritten, die sich 1833 nach einem blutigen Aufstand der Landschäftler trennten. Komitees sammeln Unterschriften für eine Initiative,

welche die Bildung eines gemeinsamen Verfassungsrates verlangt. Die Idee, über die voraussichtlich 2014 abgestimmt wird, stammt aus links-grünen Kreisen, wird aber auch von Bürgerlichen unterstützt. Sie argumentieren, dass die beiden Kantone wirtschaftlich und kulturell eine Einheit bildeten; die Trennung sei künstlich und ein bürokratischer Unsinn. Ihre

---

**«Die Stadt will das Land unter ihre Fittiche nehmen. Das müssen wir verhindern.»**

---

Gegner sehen das anders: Die Fusion werde die Bürokratie aufblähen und zu einer Dominanz der rot-grünen Stadt führen. Während in der Stadt sämtliche Parteien für ein Ja sind, gehen die Emotionen auf dem Land hoch: Die SVP ist dagegen, die FDP gespalten, und selbst in der

Linken rumort es. Nun könnte man das Ganze als innerbaslerische Angelegenheit abtun. Doch es geht um mehr. Die Befürworter der Initiative erhoffen sich nämlich, dass am Basler Wesen die ganze Schweiz genesen wird. So erklärte der grüne Landrat Klaus Kirchmayr (BL) kürzlich, dass ein vereinigtes Basel bloss ein «Zwischenschritt» zu einem Kanton Nordwestschweiz sei. Dieses Gebilde soll dank einer freundlichen Übernahme der Solothurner Bezirke Thierstein und Dorneck (das sogenannte Schwarzbubenland) sowie des Aargauer Fricktals entstehen – und als Fanal für die Überwindung des heutigen Kantönligesies dienen.

Das Echo ist nicht ausgeblieben: Im ganzen Land spriessen neue und alte Ideen für Flurbereinigungen. So träumt Ulrich Fässler, 1990 bis 2003 Regierungsrat des Kantons Luzern (FDP), von einem Kanton Innerschweiz. «Die heutige Kleinräumigkeit ist grotesk», sagt der 69-Jäh-

rige, «wir müssen grössere, effizientere Einheiten schaffen.» Ein Plan, der die vier ältesten Stände der Schweiz – Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern – von der Landkarte tilgen würde. Bis jetzt steht Fässler mit seiner Idee allerdings ziemlich allein da: Er wird als arroganter Städter beschimpft, der das Land unterwerfen wolle. Dabei, meint der Regierungsrat a. D., seien es vor allem Amtsinhaber, die sich «wie der Teufel» gegen einen Zusammenschluss wehrten: «Sie haben Angst, ihre Pöstchen zu verlieren.»

Ähnlich tönt es beim Think-Tank Thurgau (TTT), der eine Neuordnung der Ostschweiz anstrebt. «St. Gallen, beide Appenzell und der Thurgau sollten fusionieren», sagt TTT-Präsident Toni Schönenberger. Da es hoffnungslos sei, die Appenzeller zu überzeugen, konzentriere man sich auf St. Gallen und den Thurgau, wo die Pläne auf offene Ohren gestossen seien – zumindest unter Politikern, die nicht um ihr Amt fürchteten. Für Schönenberger ist klar: «Es spricht alles für Fusionen, ausser die Traditionen.»

### Goldene Zeiten für Staatsrechtler

Tatsächlich? Dass sich die politischen Strukturen der Schweiz längst nicht mehr mit ihren «funktionalen Räumen» (technokratisch für: Gebiete, die wirtschaftlich und kulturell zusammenhängen) decken, bezweifelt kaum jemand. Nach der Logik der Fusionierer soll auch politisch zusammenwachsen, was zusammengehört. Sprich, weil Fricktaler, Schwarzbubenländer und Basler im selben Raum leben und arbeiten, sollen sie auch gemeinsam über Schulen, Spitäler oder Hundegesetze entscheiden. Eine Fusion, so der Tenor, werde das Leben von Firmen vereinfachen und die Verwaltungskosten senken.

Den Beweis für diese These konnte in Basel bis heute niemand liefern, denn aussagekräftige Zahlen sind schwer zu ermitteln. Sicher ist, dass sich ein vereinigt Basel mindestens 5 Regierungsräte (so viele gibt es in Baselland) und 70 Kantonsräte schenken könnte, wenn ein gemeinsames Parlament mit 120 Sitzen geschaffen würde. Doch ob die Bürokratie verkleinert würde, ist eine andere Frage. «Kader und Personalverbände beider Verwaltungen würden wohl dafür sorgen, dass ihre Leuten bleiben oder neue Posten besetzen dürfen», ist Thomas de Courten überzeugt. Klar ist: Basel-Stadt ernährt heute laut der Datenbank Badac über 51 Staatsangestellte auf 1000 Einwohner. In Baselland sind es genau halb so viele.

Bereits die Vorbereitungen für den Zusammenschluss dürften ordentlich ins Geld gehen: Laut der Initiative müsste ein 120-köpfiger Verfassungsrat gebildet werden, der bis anno 2019 an einer gemeinsamen Verfassung werkeln sollte. Die Politik, das fürchten nicht nur Initiativgegner, wäre auf Jahre absorbiert. Am Ende vielleicht umsonst – denn das Regel-

werk müsste von beiden Kantonsteilen, den eidgenössischen Räten und dem Schweizer Souverän abgesegnet werden.

Selbst der Think-Tank Avenir Suisse, der einer Basler Wiedervereinigung wohlwollend gegenübersteht, äussert sich vorsichtig zu Spareffekten. «Eine Fusion wird sich vermutlich erst längerfristig auszahlen», sagt Avenir-Suisse-Mitarbeiter Daniel Müller-Jentsch. Noch vor wenigen Jahren forderte die Denkfabrik eine Schweiz der sechs Kantone, deren Grenzen sich an den Metropolitanregionen Genf, Lausanne, Bern, Basel, Zürich und Tessin ausrichten sollten. Heute beschränkt man sich auf die Forderung, «ohne Tabus und Denkverbote» über Gebietsreformen zu diskutieren – schliesslich sei das «Organigramm» der Schweiz seit 1848 nie angepasst worden, was in einem Grossunternehmen «undenkbar» wäre.

Die Entwicklung auf Gemeindeebene dient Avenir Suisse als Vorbild: Seit 2000 sind in der

### Zusammenschlüsse liessen sich bisher nur durchsetzen, wenn sie von oben diktiert wurden.

Schweiz über 300 Gemeinden wegfusioniert worden – fast gleich viele wie in den 150 Jahren vor der Jahrtausendwende. «Gemeindefusionen waren noch vor 15 Jahren tabu», sagt Müller-Jentsch, «inzwischen hat man gemerkt, dass Zusammenschlüsse sinnvoll sein können.» Doch gilt das auch für Kantone? Gemeinden «heiraten» meist aus der Not heraus, weil sie finanziell am Anschlag sind, keine Leute mehr für Ämter finden und ihre Kompetenzen an Zweckverbände abgetreten haben. Unter den Kantonen ist ein derartiger Leidensdruck nicht erkennbar. Das feingliedrige Kantönlisystem mag kleinkrämerisch sein und mittelalterlichen Ursprungs sein – aber es funktioniert bestens. Das zeigt ein Blick ins Ausland: Bayern oder Baden-Württemberg sind politische Einheiten von der Grösse der Schweiz; dass ihre Verwaltungskosten und Staatsquoten geringer, ihre Effizienz und Bürgernähe grösser wäre, konnte aber noch niemand beweisen – im Gegenteil.

Zudem würden auch neue Gebilde an alten Problemen kranken: Ihre Grenzen könnten funktionalen Räumen folgen und wären doch niemals perfekt. Nehmen wir den Kanton Nordwestschweiz: Warum soll der nur das Fricktal, und nicht den halben Aargau umfassen? Warum stellt die Schweiz nicht gleich Territorialforderungen an Deutschland und Frankreich, wo doch Lörrach und das halbe Elsass zum Metropolitanraum Basel gehören? Und was, wenn ein Gebiet den Kanton wechseln will, vom Souverän aber daran gehindert wird (was im Fall Fricktal zweifellos zu erwarten wäre)? Für Staatsrechtler, so viel ist klar, würden goldene Zeiten anbrechen. Zusam-

menschlüsse liessen sich in der Schweiz bisher nur durchsetzen, wenn sie von oben diktiert wurden. Der Letzte, der frisch und frei ans Werk gehen konnte, war Napoleon Bonaparte. Nachdem seine Truppen 1798 die alten Eliten weggefegt hatten, entwarf er eine neue Schweiz. Er zerstückelte das mächtige Bern, pumpte Glarus zum Kanton Linth auf (samt Gaster und Rheintal) und pappte die Inner- und Aargau zu einem Gebilde zusammen, das «Tellgau» heissen sollte. Das Ergebnis erwies sich als ebenso künstlich wie erfolglos. Schon 1803 wurde zurückbuchstabiert, und 1815, nach Napoleons Niederlage, erhielten die alten Orte ihre Grenzen endgültig zurück. Was blieb, waren neue Gebilde wie der Thurgau und der Aargau, die sich trotz ihres Retortencharakters als identitätsstiftend erwiesen.

Auf demokratischem Weg ist bisher noch jeder Versuch gescheitert, Gebiete zu vereinen: 2002 verwarfen Waadt und Genf eine Fusionsvorlage, und 1999 schmetterten die Solothurner, Aargauer und Basler Parlamente eine Motion für einen Kanton Nordwestschweiz ab. «Die heutigen Kantone sind weit mehr als Verwaltungsbezirke», sagt der ehemalige Aargauer SP-Nationalrat Silvio Bircher, «sie bieten der Bevölkerung Halt und Geborgenheit in einer Zeit des Wandels.» Zusammenschlüsse à la Nordwestschweiz würden dagegen nur teure, künstliche Gebilde schaffen, mit denen sich niemand identifizieren könne. Selbst der Plan eines vereinigten Basel werde deshalb scheitern.

Es wäre nicht das erste Mal: 1969 liessen die Basellandschäftler eine Hochzeit mit der Stadt an der Urne platzen. Vor der Abstimmung trafen sich die Gegner auf der Sissacherfluh, um ihren Widerstand zu bekräftigen. Gut möglich, dass auf dem Hügel schon bald wieder auf die Unabhängigkeit angestossen wird. ○



CRESTA  
PALACE

*Herbstzauber*

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 110.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison bis 14. Oktober 2012

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel



«Mutiger, heroischer und patriotischer Akt»: Chirurg Afridi, im Juli 2010.



«Ich stehe vor eurer Tür»: Bin Ladens Versteck

## Der Spion mit der Spritze

Seine Mission war tödlich. Mit einer Impfkaktion hat Dr. Schakil Afridi geholfen, Osama Bin Laden aufzuspüren. Die US-Regierung feierte ihn als Helden. In seiner Heimat Pakistan gilt er als Hochverräter. Zu 33 Jahren Gefängnis verurteilt, schmort er in Isolationshaft. *Von Sami Yousafzai und Urs Gehriger*

Er sitzt im Sicherheitstrakt im Zentralknast von Peschawar, von Mitinsassen getrennt, allein. Nicht weil er so gefährlich ist, hat man ihn isoliert, sondern weil ihm Gefahr droht. Dr. Afridi ist der meistgehasste Mann Pakistans. Selbst die Gefängniswärter, die ihm Essen bringen, sind unbewaffnet: Damit keiner von ihnen in Versuchung kommt, den 48-jährigen Arzt umzubringen.

Jedes Kind in Pakistan weiss: Ohne Dr. Schakil Afridi wäre Osama Bin Laden noch am Leben. Der Arzt hat getan, was in Pakistan als grösstes Verbrechen gilt. Er hat dem US-Geheimdienst geholfen, den meistgesuchten Terroristen aufzuspüren.

Shaheena Mamraiz, 50, erinnert sich noch genau, wie alles begonnen hat. Nichts wünscht sie sich mehr, als dass sie den Mann nie getroffen hätte. Im März vergangenen Jahres sei er unvermittelt in ihrem Büro aufgekreuzt. Er

habe vor Selbstbewusstsein gestrotzt. «Ich bin Dr. Schakil Afridi. Ich will in der Gegend eine Gratis-Impfkampagne gegen Hepatitis B durchführen. Ich brauche Daten von Frauen im Alter zwischen fünfzehn und vierzig Jahren.»

Mamraiz, eine hochrangige Amtsärztin im Städtchen Abbottabad im Nordwesten Pakistans, war verblüfft. Zuerst habe sie die Zusammenarbeit verweigert, erzählt sie, doch zwei Tage später habe ihr Vorgesetzter angerufen. «Shaheena, bitte kooperiere mit Dr. Afridi», habe er mit Nachdruck gefordert.

Hepatitis B, eine Infektionskrankheit der Leber, gehört in Pakistan zu den grössten Problemen im Gesundheitssektor, rund neun Millionen Pakistaner tragen das Virus in sich. Die Therapie einer chronischen Hepatitis B ist schwierig, daher ist die vorbeugende Impfung die wichtigste Massnahme zur Vermeidung

der Infektion und Verminderung der Virusträgerzahl.

### Die CIA wollte ganz sichergehen

Am 16. März 2011, eine Woche nach dem ersten Besuch in ihrem Büro, war Dr. Afridi zurück in Abbottabad, ausgerüstet mit Prospekten, Postern, Spritzen, Impfstoff und ID-Karten für sechzehn Mitarbeiter. «Das Impfprogramm war ein Erfolg», erinnert sich Mamraiz, doch viele Einwohner Abbottabads seien enttäuscht gewesen. Denn der Impfstoff habe bloss für ein paar wenige Quartiere ausgereicht. Welche Gebiete in den Genuss einer Impfung kamen, habe Dr. Afridi persönlich angeordnet.

Wie die Welt heute weiss, war der Kampf gegen Hepatitis B nicht der primäre Zweck von Dr. Afridis Aktion. Mit der Aktion wurde ein verstecktes Ziel verfolgt: Sie sollte die Identität eines mysteriösen Mannes bestätigen, der sich



im pakistanischen Abbottabad, Mai 2011.

mutmasslich in einem von hohen Mauern umgebenen Gebäude verschanzt hatte. Seit Herbst 2010 hatten sich Hinweise verdichtet, dass sich Osama Bin Laden in dem Anwesen aufhielt. Die CIA liess das Gebäude überwachen, wollte aber vor einem Schlag ganz sichergehen, dass es sich tatsächlich um den «Feind Nummer eins» handelt.

Dr. Afridis Aufgabe war es, DNA-Proben von Kindern zu sammeln, welche mit dem Mann in dem Gebäude lebten, in der Hoffnung, dass eines von ihnen eines seiner leiblichen Kinder wäre. Das Erbgut sollte mit Proben verglichen werden, die die CIA von einer Schwester Bin Ladens erlangt hatte, die 2010 in Boston gestorben war.

Gemäss höchsten US-Stellen waren des Doktors Dienste von grösster Bedeutung. US-Verteidigungsminister Leon Panetta lobte den Doktor im Januar öffentlich. Er habe «Informationen geliefert, die sehr hilfreich gewesen sind» für die präzise Lokalisierung des Verstecks von Bin Laden. Und er drückte seine Sorge aus. Er sei «sehr beunruhigt über das, was die Pakistaner mit dem Mann gemacht haben».

Drei Wochen nachdem die Osama-Jäger vom Team 6 den Funkspruch «Geronimo EKIA» (Enemy Killed in Action) abgegeben und Bin

Ladens Leiche im Meer bestattet hatten, spürten pakistanische Geheimdienstoffiziere Dr. Afridi auf und setzten ihn in Haft. Eine spezielle Justizkommission der Regierung empfahl, Dr. Afridi wegen Hochverrats anzuklagen, eines Kapitalverbrechens, auf das die Todesstrafe steht.

Die führenden Köpfe der Sicherheitspolitik im US-Kongress, der Demokrat Carl Levin und der Republikaner John McCain, protestierten vehement. «Was Dr. Afridi getan hat, hat nicht im Entferntesten mit Verrat zu tun», verlauteeten die Senatoren vor der Presse. «Es war ein mutiger, heroischer und patriotischer Akt, welcher half, den meistgesuchten Terroristen der Welt zu lokalisieren – einen Massenmörder, an dem das Blut vieler unschuldiger Pakistaner klebte.»

#### «Geschenk des Himmels»

Recherchen zu Dr. Schakil Afridi vermitteln das Bild eines schillernden und widersprüchlichen Charakters. Medizinerkollegen beschreiben ihn als Party-Tiger. Gleichzeitig betonen sie sein «sehr religiöses Verhalten». Er habe es nie versäumt, seine Gebete zu verrichten. Stammesführer im rückständigen Khyber-Bezirk nannten Dr. Afridi gar ein «Geschenk des Himmels». Er habe viele Menschen erstmals medizinisch versorgt, habe Gratismedizin, Krankenschwestern, Hebammen und sogar Ambulanzen in die entlegenen Dörfer gebracht.

Schakil Afridis Weg schien schon als Kind vorbestimmt. Er habe immer «Doktor» gespielt, erzählt sein Bruder Jamal. Einmal im Amt, schien seine Energie schier grenzenlos. Neben seinen regulären Pflichten als Chefarzt des Khyber-Bezirks, eines von acht Stammesgebieten entlang der afghanischen Grenze, sowie als Chirurg eines Regierungsspitals führte er eine Privatklinik, das Spital «Zum Licht», was ihm rasch zu Reichtum und Häusern in den gehobenen Vierteln von Peschawar verhalf.

Vor zwei Jahren allerdings, im August 2010, erlitt Dr. Afridis Karriere einen Knick. Eine 39-jährige, unverheiratete Schwester reichte Klage wegen sexueller Belästigung gegen ihn ein. Dr. Afridi wurde als Chefchirurg im Agency Headquarters Hospital suspendiert. Zwar war er wenige Monate später wieder im Amt. (Dieselbe Schwester machte gegenüber Dr. Afridis Nachfolger ähnliche Vorwürfe.) Die Geschichte zementierte jedoch Dr. Afridis Ruf als Schürzenjäger und Frauenheld.

Von allen Beschuldigungen, die in den letzten Monaten aufgetaucht sind, ist jedoch keine bizarrer als jene, die schliesslich das Schicksal des schillernden Arztes besiegelte. Im Mai wurde Dr. Afridi wegen «Schürens des Krieges und Attacken gegen die Sicherheitskräfte», «enger Verbindungen» und «Liebe» zu der terroristischen Lashkar-e-Is-

lam-Miliz zu 33 Jahren Haft verurteilt. Von den Vorwürfen, die zu seiner Verhaftung geführt hatten – Hochverrat und Kooperation mit der CIA –, war im Urteil keine Rede mehr. Seltsam war ausserdem, dass das Verdikt nicht nach pakistanischem Strafgesetz, sondern auf Basis der «Frontier Crimes Regulation», eines drakonischen Regelwerks aus der britischen Kolonialzeit, gesprochen worden war, unter welchem Angeklagte kein Recht auf Verteidigung zusteht.

Die Urteilsbegründung wirkt besonders obskur, führt man sich Dr. Afridis jüngere Vergangenheit vor Augen. Just jene Terrorgruppe Lashkar-e-Islam, die Dr. Afridi angeblich so am Herzen liegen soll, hat ihn 2008 gekidnappt und gedroht, ihn zu töten. Die Entführung war eine Strafaktion. Während Jahren hatte die Terrorgruppe Dr. Afridi genötigt, verletzte Krieger in seinem Spital zu verarzten. Für einige der Schwerverletzten kam jede Hilfe zu spät. Der Räuberhauptmann machte Dr. Afridi persönlich für deren Tod verantwortlich, liess ihn verschleppen und gab ihn erst wieder frei, als dieser eine Entschädigung von 10 000 Dollar bezahlte.

#### Im Nu zum US-Visum

Dünn und depressiv sei der Doktor aus den Fängen der Terrorgruppe zurückgekehrt, erinnert sich Nasratullah, ein ehemaliger Kollege. Und bald darauf sei er wieder verschwun-

#### Medizinerkollegen beschreiben ihn als Party-Tiger, betonen aber sein «sehr religiöses Verhalten».

den. «Plötzlich ist er in die USA verreist.» Im Nu habe er von der US-Botschaft Visa für sich und seine Familie erhalten, obwohl seine Anträge zuvor zurückgewiesen worden waren. Drei Monate habe die Familie in den USA verbracht. «Als er aus den USA heimkam, schien er voller Elan», weiss Nasratullah.

Während dieser Reise habe die CIA den Doktor wahrscheinlich als Informanten rekrutiert, spekuliert ein anderer Arztkollege. Ihm sei aufgefallen, dass Dr. Afridi nach seiner Rückkehr die USA andauernd lobpreiste. Er habe das Land «gut entwickelt» genannt und von der amerikanischen Gesetzgebung geschwärmt. Als man ihn fragte, weshalb er sich so für das ferne Land interessiere, habe Dr. Afridi bloss gelächelt, erinnert sich ein Journalist aus den Stammesgebieten. Er wolle ein Buch schreiben, habe er gesagt.

Pakistanische Geheimdienstler glauben an eine andere Version von Dr. Afridis Rekrutierung. Während seines Verhörs habe er gestanden, dass er durch einen führenden Mitarbeiter des Hilfswerks Save the Children mit der CIA in Kontakt gebracht worden war. In

einem 31-seitigen Untersuchungsbericht der pakistanischen Behörden, von welchem die *Weltwoche* Kenntnis hat, wird ein Hilfswerkmitarbeiter, ein Mann namens Michael aka «Mike», als Kontakt zwischen Dr. Afridi und der CIA bezeichnet. Dr. Afridi habe 2008 anlässlich eines Workshops in Peschawar erstmals mit «Mike» Bekanntschaft geschlossen. «Afridi traf sich 25-mal mit ausländischen Geheimagenten und bediente sie mit Informationen», heisst es in dem Bericht. Save the Children, eine der grössten NGOs in Pakistan, dementiert diese Anschuldigungen vehement. Falls Dr. Afridi während des Verhörs solche Dinge erzählt habe, müsse er massiv unter Druck gestanden haben, so ein Sprecher.

### Das geheimnisvolle Haus

Fest steht: Dr. Afridis weit reichende Kontakte in die Stammesgebieten, der wichtigsten Hochburg für Dschihadisten und einheimische Extremisten, prädestinierten ihn als Informanten für Nachrichtendienste. «Durch die jahrelange Arbeit in dieser Region war Dr. Afridi in der Lage, wertvolle Nachrichten über das Terrornetzwerk zu liefern», erklärt ein hoher US-Beamter im Gespräch. Was in Abbottabad auf ihn wartete, sollte jedoch alles andere in den Schatten stellen.

Amna Bibi, eine 58-jährige Gemeindegemeinschwester aus Abbottabad, stand ihm zur Seite, als er mit dem Hepatitis-B-Impfstoff von Haus zu Haus wanderte. Sie erinnert sich: «Am Morgen des 21. April 2011 klingelte das Telefon: «Amna Bibi, wo bist du? Komm rasch. Ich warte auf dich in der Nähe der Moschee.» Sie kannte den Ort. Es war eine zweistöckige Moschee, kaum zwanzig Meter von einem eigenartigen Gebäude entfernt, das Dr. Afridi sehr zu interessieren schien. Ihr war aufgefallen, dass sich der Arzt ungewöhnlich neugierig gegenüber den Bewohnern des eingemauerten Anwesens zeigte.

Amna hatte bereits Erfahrung mit dem geheimnisvollen Anwesen gemacht: 2010 hatte sie mehreren Kindern, welche in dem eingemauerten Wohntrakt lebten, Polio-Impfungen verabreicht. «Ich war nie drinnen», erzählt Amna. «Die Kinder wurden zur Pforte gebracht.» Besitzer der Villa war ein Brüderpaar, das man in der Gegend unter dem Namen Khan kannte. Mehrere Frauen und eine Kinderschar residierten dort. Die genaue Zahl war selbst Nachbarn unbekannt. Kaum je verliessen sie ihr Grundstück, und wenn, dann waren sie kurz angebunden, freundlich, aber distanziert.

Was die Welt damals nicht wusste: In jahrelanger akribischer Recherche hatte die CIA einen der Brüder als langjährigen Beschützer und Boten Bin Ladens identifiziert. Der entscheidende Tipp ging auf Verhöre mit Terrorverdächtigen in Guantánamo zurück, die nach



«Zurzeit ist niemand zu Hause»: Bin Laden in seinem Refugium in Abbottabad.

9/11 festgenommen worden waren. Im August 2010 gelang den Diensten schliesslich der Durchbruch. Die Fahnder stiessen auf die eigenartig befestigte Residenz in Abbottabad: Fünf Meter hohe Mauern rund um den Komplex, Schutzwände im Innern, nur wenige Fenster an der Aussenfassade und zwei Sicherheitstore liessen vermuten, dass sich hier jemand besonders von der Aussenwelt abzuschotten versuchte.

Nun standen Amna und Dr. Afridi vor der metallenen Haupttür des Gebäudes, klopfen wiederholt und läuteten die Glocke. Niemand antwortete. Von einem Nachbarn konnten sie die Natelnummer von Tariq, einem der Brüder, ausfindig machen. Zurück an der Pforte, wählte Dr. Afridi die Nummer. «Hallo Tariq, das bin ich, Dr. Schakil Afridi», sagte er. «Ich bin der Leiter des Hepatitis-B-Impfprogramms. Ich stehe vor eurer Tür.» Amna sagt, sie habe Tariqs Stimme gehört. «Zurzeit sind wir nicht in der Stadt, niemand ist zu Hause», habe er gesagt. «Wenn wir morgen zurück sind, rufen wir Sie an.»

Zehn Tage später stürmte Team 6 das ominöse Gebäude und tötete Bin Laden. Amna nennt es «den schrecklichsten Tag meines Lebens». Dr. Afridi habe sie alle hinters Licht geführt. Bald nach Dr. Afridis Verhaftung hat man auch Amna zum Verhör abgeholt. Amna, Mamraiz und ihre Kolleginnen aus dem Impfprogramm verloren die Arbeit, man strich ihnen die Pension. «Afridi hat unser Leben zur Hölle gemacht.» Und er habe alle Hilfswerke im Land unter Spionageverdacht gesetzt.

### «Schakil ist ein toter Mann»

Seit fünfzehn Monaten sitzt Dr. Afridi nun in Haft. Dr. Afridis Frau und Kinder sind untergetaucht, seine Familie hält sich bedeckt. Einzig Jamal Afridi, der Bruder des Arztes, war zu einem Gespräch bereit. Er fordert die Verlegung Schakils in ein anderes Gefängnis. Dies sei zwecklos, kommentierte Janfida Wazir, ein pakistanischer Taliban-Kommandant in Süd-Waziristan, postwendend. Man werde den

«Verräter» jagen, egal, wo man ihn verwahre. «Schakil ist ein toter Mann.»

Jamal tobt vor Wut. Vor wenigen Tagen hat man ihm erstmals erlaubt, seinen Bruder zu besuchen. Er leide an Herzbeschwerden, erzählt er. Aus Protest sei er in den Hungerstreik getreten, habe auch während des Ramadan nichts zu sich genommen. Jamal zeigt sich, kaum erstaunlich, von der Unschuld seines Bruders überzeugt. Welchen Beitrag Dr. Afridis Impfkation zur Ergreifung Bin Ladens geleistet hat, ist allerdings fraglich. Aussagen von Mitarbeitern des Programms, welche die *Weltwoche* interviewt hat, lassen darauf schliessen, dass es Dr. Afridi nicht gelungen ist, DNA-Proben der Bewohner der Bin-Laden-Villa aufzutreiben.

War der Doktor möglicherweise eine ahnungslose Schachfigur, die letztlich gar keine Rolle für die Ergreifung Bin Ladens spielte? Daran glaubt in Pakistan niemand. Auch die USA lassen keinen Zweifel an seiner Agentenrolle. «Seine Hilfe, einen der berüchtigtsten Mörder der Welt zu eliminieren, war massgeblich», bestätigte Aussenministerin Hillary Clinton. Dies bedeutet indessen nicht, dass Dr. Afridi das wahre Ziel seiner Mission – Osama Bin Laden – gekannt hat. In der Tat ist es unvorstellbar, dass die USA den Doktor in Details der geheimsten Operation der jüngeren Geschichte eingeweiht hatten.

Anfänglich wurden in den USA Stimmen laut, das Land solle Dr. Afridi einbürgern und ihm einen Orden verleihen. Kongressabgeordnete forderten den Präsidenten auf, sich persönlich für den heroischen Arzt einzusetzen. Barack Obama hat sich öffentlich nie zum Fall geäussert. Den Skalp Bin Ladens am Gürtel, hat er längst einen neuen Gegner im Visier: seinen Herausforderer im Rennen ums Weisse Haus, Mitt Romney. Da bleibt wohl wenig Zeit für Gedanken an den im fernen Verlies schmorenden Mann, der ihm beim grössten aussenpolitischen Erfolg seiner Amtszeit «massgebend» behilflich war. ○

# Der verschlungene Weg der Waffen

Nicht nur Schweizer Handgranaten, sondern vor allem auch Waffen östlicher Herkunft gelangen über die Türkei zum syrischen Widerstand. Saudi-Arabien, Libyen, Katar und die amerikanische CIA spielen dabei eine zentrale Rolle. *Von Kurt Pelda (Text und Bilder)*



*Funkgerät aus Amerika, Waffen aus dem Ostblock: syrischer Kämpfer in Aleppo.*



*Selbstgebastelt: Panzerminen tragender Rebell.*

Zwei rotweisse türkische Fahnen flattern neben der grünweiss-schwarzen Trikolore der syrischen Rebellen im Wind. Der Grenzübergang heisst Bab as-Salam, Tor des Friedens, und ist für den Schwerverkehr eigentlich geschlossen. Doch ein Sattelschlepper mit einem Kran auf der Ladefläche schickt sich soeben an, von der syrischen Seite zum türkischen Zollhaus hinüberzufahren. Zwei Kämpfer der Freien Syrischen Armee (FSA) erheben sich von ihren lilafarbenen Plastikstühlen und öffnen ein grosses Schiebetor für den Lastwagen. Dahinter folgt ein silbergrauer Pick-up mit syrischen Nummernschildern. Auch er wird durchgewinkt.

Den Soldaten von Präsident Assad abgerungen hat die FSA das Tor des Friedens erst vor rund einem Monat. Ein zweiter Grenzübergang wurde fast zeitgleich weiter südwestlich erobert. Von den beiden Zollstationen führen strategisch wichtige Strassen in die umkämpfte Wirtschaftsmetropole Aleppo, in Luftlinie nur vierzig bis fünfzig Kilometer von der Grenze entfernt. Welche Art von Gütern seither an den türkischen Zöllnern vorbei nach Syrien gelangen, darüber schweigen sich sowohl die Türkei als auch die FSA beharrlich aus. Beide Staaten, die lange über gute Beziehungen verfügten, teilen sich eine mehr als 800 Kilometer lange Grenze, die auf türkischer Seite durch

Stacheldrahtzäune und Wachtürme mit Soldaten gesichert ist. Damit will Ankara verhindern, dass Guerillas der kurdischen Separatistenorganisation PKK aus Syrien einsickern.

## «Jetzt kriegen wir Gewehre umsonst»

Trotz der Grenzbefestigungen gab es schon vor dem syrischen Bürgerkrieg einen florierenden Schmuggel an den türkischen Soldaten vorbei. Diese Schmugglernetzwerke bilden das Rückgrat des Waffennachschubs für die Rebellen. Muhammad, ein ziviler Aktivist der FSA, steht in Sichtweite des Bab as-Salam. Noch vor drei Monaten beschwerte er sich mit britischem Akzent über die sündhaft teuren Kalaschnikows auf dem Schwarzmarkt. Jetzt gibt er lächelnd zu, dass die FSA die Gewehre nicht mehr zu bezahlen brauche. «Wir kriegen die jetzt umsonst.» Unweit von Muhammad, der seinen vollständigen Namen ungern in der Zeitung lesen würde, befindet sich eine ehemals syrische Polizeistation, nur wenige hundert Meter vom Grenzzaun entfernt.

Dort kommt ein blauer Kleinlastwagen angebraust. Zwei Kämpfer steigen aus, und die Besatzung der Polizeistation bittet, auf Kameraaufnahmen zu verzichten. Bei dem schweigsamen Fahrer und dem Beifahrer des Lastwagens handelt es sich um Schmuggler, die Nachschub am Grenzzaun abholen, daran las-

sen die Anwesenden keinen Zweifel. Einer der Männer, dessen Informationen sich in der Vergangenheit meist als korrekt herausstellten, erzählt, dass eine Lieferung von rund zwanzig Flugabwehr-Lenkkraketen eingetroffen sei. Zu sehen bekommt man die Lenkwaffen allerdings nicht.

Spätestens seit dem Abschuss eines türkischen Kampfflugzeugs über dem östlichen Mittelmeer durch die syrische Luftabwehr gewährt der türkische Geheimdienst MIT der FSA diskrete Waffenhilfe. Die Gegend beim Tor des Friedens dient dabei als eine von mehreren Transitzonen. Harte Beweise für ausländische Waffenlieferungen an die syrischen Rebellen gibt es kaum. Der gewöhnlich zuverlässige Internet-Informationsdienst Intelligence Online berichtet, dass der amerikanische Geheimdienst CIA leichte Waffen, also Kalaschnikows, Maschinengewehre und Panzerfäuste, in der Region rund um das Schwarze Meer einkaufte. Genannt werden dabei vor allem die Länder Bulgarien, Rumänien und Ukraine, die noch über grosse Bestände aus Sowjetzeiten verfügen. Bezahlt werde das Kriegsmaterial von Saudi-Arabien und Katar, wie Intelligence Online weiter schreibt. Der Vorteil dabei ist, dass sich das Kriegsmaterial am Schluss um nichts von jenem unterscheidet, das die syrische Armee verwendet. Damit

lässt sich unmöglich herausfinden, ob die FSA die Waffen von der Armee erbeutet oder aus dem Ausland erhalten hat.

#### Ruag-Granaten auch bei Assads Armee

Eine von ganz wenigen Ausnahmen sind in diesem Zusammenhang die Handgranaten der schweizerischen Waffenschmiede Ruag, die bei der FSA nahe der türkischen Grenze zuhauf aufgetaucht sind, wie die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens kürzlich mit Videomaterial belegt hat. Seit 1998 hat die Schweiz kein Kriegsmaterial mehr nach Syrien geliefert, und die Granaten der Typen HG 85 und OHG 92 wurden erst 2003 hergestellt, wie sich den Aufschriften unschwer entnehmen lässt. Auf keinen Fall handelt es sich dabei also um Beutestücke, auch wenn manche Rebellen gebetsmühlenhaft das Gegenteil behaupten. Die Handgranaten stammen offenbar aus einer legalen Lieferung von rund 225 000 Stück an die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE). Um den Verbleib der Waffen «made by Ruag» abzuklären, wurde eine gemischte Untersuchungskommission eingesetzt. Diese fand heraus, dass die Emirate einen Teil der Sprengkörper schon kurz nach dem Import trotz einer anderslautenden «Nichtwiederausfuhrerklärung» an Jordanien verschenkt hatten. Bereits im März dieses Jahres gab es Medienberichte, laut denen Saudi-Arabien unter an-

derem Jordanien und dessen gemeinsame Grenze mit Syrien zur Transitdrehscheibe für den geheimen Waffennachschub zugunsten der FSA gemacht habe. Diese Berichte dementierte Amman vehement.

Dass die Schweizer Handgranaten vor allem in Aleppo, also nahe der türkischen Grenze, aufgetaucht sind, spricht allerdings eher dafür, dass die Waffen von Jordanien in die Türkei verschifft oder geflogen wurden und von dort nach Syrien gelangten. Inzwischen hat selbst

#### Inzwischen hat selbst die syrische Armee im Westen von Aleppo vereinzelt HG 85 erbeutet.

die syrische Armee im Westen von Aleppo vereinzelt HG 85 erbeutet, wie soeben im britischen *Independent* nachzulesen war. In der türkischen Stadt Adana soll die CIA zusammen mit Saudi-Arabien und Katar ein geheimes Zentrum zur Koordination des Waffennachschubs nach Nordsyrien eingerichtet haben. Dabei scheint die CIA aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt zu haben. Noch in den achtziger Jahren, als die CIA die afghanischen Mudschaheddin im Kampf gegen die Sowjets aufrüstete, stützten sich die Amerikaner auf die Hilfe des pakistanischen Geheimdienstes ISI. Dieser verteilte die von den USA bezahlten

Waffen vor allem an islamistische Kampfgruppen unter den Afghanen. Dem will die CIA nun offenbar mit der Präsenz eigener Agenten in der Türkei vorbeugen. Der Geheimdienst bemüht sich, den Nachschub so zu kanalisieren, dass möglichst keine Ableger von al-Qaida oder anderen Extremistengruppen davon profitieren. Bedenken haben die Amerikaner scheinbar auch angemeldet, wenn es um die Lieferung schwerer Waffen und moderner Systeme zur Panzer- und Flugabwehr geht.

Wie es scheint, versucht Libyen in die Bresche zu springen. So sollen laut unbestätigten Berichten moderne russische Kornet-Panzerabwehrraketen aus ehemals libyschen Beständen in geringer Stückzahl bei der FSA aufgetaucht sein. Damit zerstörten die Rebellen nicht nur Panzer und Bunker, sondern auch auf Flugplätzen geparkte Kampfflugzeuge, wie Youtube-Videos nahelegen. Um den Mangel an schwerem Gerät zur Panzerabwehr auszugleichen, haben die Rebellen in Aleppos westlichem Stadtviertel Saif ad-Daula improvisieren gelernt. Zwei von ihnen bringen selbstgebastelte Minen und eine Motorradbatterie zu einem bereitstehenden Auto. Die Minen sind aus Stahl gefertigt und verfügen über eine sogenannte Hohlladung. Dabei ist der Sprengstoff rund um einen Kegel angeordnet. Damit lässt sich auch dickster Panzerstahl durchschlagen. ○

## Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



#### Live in Winterthur

Ort: Bolero Club, Untere Vogelsangstrasse 8, 8400 Winterthur

Datum: 3. September 2012

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter [tickets@radio1.ch](mailto:tickets@radio1.ch) (Platzzahl beschränkt)

Live in  
Winterthur!

# Suche nach den «Hobbits»

Neue Skelettfunde zeigen, dass Urmenschen wie die Neandertaler weit länger parallel zum modernen Menschen existierten, als man bisher annahm. Sie könnten bis in die Gegenwart überlebt haben.

Von Christoph Kummer



Spektakuläre Entdeckungen: Illustration eines Ebu-Gogo-Menschen.

Der Westschweizer Zoologe Michel Sartori sucht normalerweise nach Ameisen und Insekten, die im Wasser leben. Doch momentan ist er auf der Spur von Urmenschen. Zusammen mit dem britischen Humangenetiker Bryan Sykes von der University of Oxford hat er ein Projekt gestartet, das mittels DNA-Spuren beweisen könnte, dass unbekannte Menschen- und Affenformen bis heute überlebt haben. Die beiden Forscher haben im Mai einen Aufruf gestartet: Personen, die überzeugt sind, Haare des Yetis oder ähnliche Spuren aussergewöhnlicher Menschwesen zu besitzen, sollen diese für eine Analyse einschicken. «Dank einer neuen Technologie können wir besser Genmaterial aus Haaren gewinnen», sagt Sartori. Diese DNA wird nach der Entnahme mit jener bekannter Arten abgeglichen. Keine Übereinstimmung bedeutet quasi einen Sechser im Lotto.

Dass am Projekt das zoologische Museum in Lausanne beteiligt ist, wo Sartori als Direktor amtiert, ist kein Zufall. Das Museum beherbergt das Vermächtnis von Bernard Heuvelmans, einem belgischen Zoologen, der sich auf akademisches Glatteis begab, indem er Kreaturen wie dem Yeti oder dem Nessie nachspürte. So reihen sich in einem temperierten Raum des Museums die Schubert, welche die Notizen von Heuvelmans enthalten. Darunter befinden sich

auch solche mit der Aufschrift «Hominidés reliques» – Relikt-Hominiden. So werden die überlebenden Urmenschen in der Fachsprache genannt. «Ich denke zwar nicht, dass Relikt-Hominiden tatsächlich existieren», sagt Sartori. «Doch es gilt, diese Hypothese zu testen.»

## Affenmenschen in China

Angesichts einiger spektakulärer Entdeckungen in jüngster Zeit ist es nicht mehr so abwegig anzunehmen, dass solche Menschenformen überlebt haben könnten. Im März verkündeten Anthropologen, dass in einer Höhle in Südchina Knochen ausgegraben wurden, die keiner bekannten Menschenart zuzuordnen sind. Die Merkmale dieser Knochen sind hervorstechende Kiefer und flache Nasen. 2008 fanden Anthropologen in der Denisowa-Höhle im russischen Altai-Gebirge einen grossen Zahn, den sie weder dem Menschen noch dem Neandertaler zuschreiben konnten. Und 2003 machten Forscher der indonesischen Insel Flores einen sensationellen Fund: Sie gruben Skelette aus, die nur rund einen Meter gross waren und kleine Schädel besaßen. Journalisten taufte die unbekanntes Menschenwesen, in Anlehnung an den Film «Herr der Ringe», Hobbits.

Das Verblüffende an den Funden ist, dass sie bloss auf wenige 10 000 Jahre datiert wurden.

Der Red-Deer-Höhlenmensch – wie aufgrund des Fundes in China vermutet wird – lebte vor rund 12 000 Jahren und somit in einer Zeit, als die modernen Menschen bereits Ackerbau betrieben. Bislang glaubte man, dass der Neandertaler der einzige Urmensch war, der noch lebte, als die modernen Menschen zu ihrem evolutionären Siegeszug ansetzten. Die letzten Neandertaler sollen vor rund 30 000 Jahren existiert haben. Mit den Funden der jüngsten Zeit ist aber bewiesen, dass der Homo sapiens während vieler Jahrtausende und bis in relativ moderne Zeit die Erde mit einer Reihe fremdartiger Menschenformen teilte. Warum diese Arten ausstarben, ist unklar. «Der Red-Deer-Höhlenmensch starb möglicherweise wegen des Klimawandels aus oder weil er im Nahrungswettbewerb mit dem modernen Menschen nicht mithalten konnte», sagt Mitentdecker Darren Curnoe, Anthropologe an der University of New South Wales.

Oder haben ein paar wenige in entlegenen Regionen dieser Welt gar bis heute überlebt? Dafür spricht, dass von allen Fundorten berichtet wird, es seien menschenartige, behaarte Kreaturen gesichtet worden. In China erzählen Einwohner vom Yeren, einem scheuen Affenmenschen – im Altai-Gebirge vom Almas, der eine primitive Sprache sprechen soll. Auf der «Hobbit-Insel» Flores kursiert die Legende des Ebu Gogo, einer kleinwüchsigen Menschenart, die – glaubt man lokalen Geschichten – vor wenigen hundert Jahren durch Eingeborene ausgelöscht wurde. «Es wäre eine wirklich bemerkenswerte Sache, wenn wir lebende «Hobbits» oder Neandertaler studieren könnten», sagt Darren Curnoe. «Wir müssten uns nicht mit Knochen herumschlagen, sondern könnten wie Biologen arbeiten.» Doch für ihn ist das Wunschdenken. «Ich habe bislang keine überzeugenden Indizien gesehen.»

«Wenn wir es nicht versuchen, werden wir es nie wissen», sagt Michel Sartori. Er ist mittlerweile nicht mehr der einzige Wissenschaftler, der die Möglichkeit von überlebenden Hominiden in Betracht zieht. Auf Sartoris Schreibtisch sind mittlerweile mehrere Dutzend Pakete gelandet, die Urmenschen-DNA enthalten sollen. Die meisten Proben stammen aus Asien und aus Nordamerika und wurden von Amateurforschern gesammelt. Eine Auswahl von zehn bis zwanzig Proben wurde nun für die abschliessende Analyse zu Bryan Sykes nach Oxford geschickt. Die Ergebnisse sollen vor Ende Jahr veröffentlicht werden. ○



«Eine Methode, die für immer verändern könnte, wie wir mit ungeborenem Leben umgehen.»

## Gläsernes Erbgut

Ein neuer Bluttest entfacht hitzige Debatten über pränatale Diagnostik. Ist sie ein Segen oder eine Anmassung? Hilfe oder heillose Überforderung für schwangere Frauen? Die Aufregung ist übertrieben. *Von Beatrice Schlag*

Eigentlich ist der neue Bluttest dafür gedacht, die Angst jeder schwangeren Frau vor einem behinderten Kind zu mildern. Bisher sorgte er aber nur für Aufregung. Das Mitte August in der Schweiz, Deutschland und Österreich eingeführte Verfahren der Konstanzer Firma LifeCodexx ermöglicht den Frauen, ohne die schmerzhafteste und möglicherweise zu einer Fehlgeburt führende Fruchtwasseruntersuchung festzustellen, ob ihr ungeborenes Kind Trisomie 21 (Downsyndrom) hat. Mit dem neuen Test genügt eine einfache Blutentnahme. Schwangeren Frauen über 35 wird er empfohlen: Mit dem Alter der Mutter steigt die Wahrscheinlichkeit von Kindern mit Trisomie 21 rapid. Nun riskiert sie nicht mehr, wegen einer Vorsorge-Untersuchung ein wahrscheinlich gesundes Kind zu verlieren. Denn mehr als neunzig Prozent der Ungeborenen erweisen sich in der pränatalen Diagnostik als gesund.

Aber die Neuerung freut offensichtlich kaum jemanden. Zumindest liest es sich so in den Medien. Dass der Bluttest bereits in der 10. Schwangerschaftswoche gemacht werden könnte und nicht erst in der 12., wie LifeCodexx vorgibt, sorgt für Stirnrunzeln. «In diesem Stadium», monierte die *Zeit*, «ist die Schwangere – der Fötus wiegt gerade vier Gramm – für ihr Umfeld noch nicht als werdende Mutter erkennbar. Daher dürfte ein Abbruch leichter fallen als bisher.» Der deutsche Humangenetiker Wolfgang Henn warnte, «Schwangerschaft unter Vorbehalt» werde zum künftigen Standard. Die internationale Föderation der Downsyndrom-Organisationen legte gegen den Test beim Europäischen Gerichtshof in Strassburg Klage ein. Der deutsche Behindertenbeauftragte Hubert Hüppe verstieg sich zur Aussage, der Test diene weder medizinischen noch thera-

peutischen Zwecken, sondern «fast ausschließlich der Selektion von Menschen mit Downsyndrom.»

Wovon ist hier die Rede? Schwangeren Frauen über 35 wird schon seit vierzig Jahren geraten, mit einer Fruchtwasserpunktion oder einer Chorionzottenbiopsie untersuchen zu lassen, ob ihr Kind Trisomie 13, 18 oder 21 hat. Trotz des Risikos einer Fehlgeburt war die Nachfrage rege. Denn in den letzten vierzig Jahren ist das Alter der Schwangeren konstant angestiegen. Heute ist in der Schweiz fast ein Drittel der Schwangeren über 34. Von denen, die einer Fruchtwasseruntersuchung zustimmen, entscheiden sich 95 Prozent für einen Schwangerschaftsabbruch, wenn das Ergebnis positiv ist. Wie könnte der neue Test den allseits befürchteten drastischen Anstieg der Schwangerschaftsabbrüche auslösen? Der weitaus grösste Teil der

für Humangenetik an der medizinischen Fakultät der Universität Bern: «Dieser neue Praena-Test bietet meiner Meinung nach zu wenig an, um ihn bereits jetzt auf den Markt zu bringen. Das ist reine Geldmacherei. Es gibt nur einen einzigen Anbieter für die deutschsprachigen Länder. Natürlich kann ein Test nicht gratis sein, aber dieser kostet 1500 Franken und wird von der Krankenkasse nicht übernommen. Ausserdem haben wir noch keinerlei Daten über falsch negative Testergebnisse. Wenn ein Test fälschlicherweise positiv ist, finden wir das bei der anschliessenden Fruchtwasserpunktion heraus, die den Befund bestätigen soll. Aber was, wenn er negativ ist und dennoch ein behindertes Kind zur Welt kommt?», fragt die Berner Ärztin. «Bisher wurde der Test nur in Hochrisiko-Gruppen evaluiert. Aber wenn er sich etabliert, wollen ihn vielleicht auch Frauen ohne Risikoprofil machen. Dann muss man den Prozentsatz der falsch negativen Ergebnisse mit Sicherheit wissen.»

### Kosten sinken von Jahr zu Jahr

Die Kritik der Humangenetikerin an dem neuen Test wird von zahlreichen Ärzten geteilt. Aber sie trifft nicht das öffentliche Unbehagen, das bei jeder zusätzlichen Errungenschaft der pränatalen Diagnostik hochkommt. Es rührt von der bangen Frage, mit welchen Problemen sie uns schon in ein paar Jahren konfrontieren wird. Bereits im Mutterleib lässt sich heute dank einem Bluttest das gesamte genetische Erbgut des Ungeborenen auf Defekte untersuchen. Selbst neue Mutationen sind erkennbar. Noch ist das vollständige Gen-Screening des Fötus viel zu kostspielig, aber die Kosten sinken von Jahr zu Jahr. «Die Aussicht, seinem Kind mit einer simplen Blutabnahme womöglich ein schweres Schicksal zu ersparen, wird dazu führen, dass der umfassende DNA-Test zur Regeluntersuchung wird wie der Ultraschall», prophezeite der *Spiegel* kurz vor der

---

### Heute ist in der Schweiz fast ein Drittel der Schwangeren über 34.

---

Einführung des Praena-Tests. «Es geht um eine Methode, die für immer verändern könnte, wie wir mit ungeborenem Leben umgehen, wie wir mit Krankheit und Behinderung umgehen.»

Darüber, wie wir damit umgehen werden, äusserte der deutsche Medizin-Ethiker Giovanni Maio eine düstere Vermutung: «Je gläserner es wird, desto mehr wird das Kind zum prüfbareren Produkt. Wir glauben, wir können Kinder zeugen, um sie im Zweifelsfall zu töten.» Am Leben gehalten wird, so die Schreckensvision, nur noch das makellose, kerngesunde Kind, am liebsten mit der gewünschten Haar- und Augenfarbe, dem richtigen Ge-

schlecht und einer befriedigenden Intelligenz. Denn auch das wird man bald alles testen lassen können, wenn man den Arzt findet, der sich um Gesetze nicht schert. Und den findet jede und jeder, der ihn finden will.

Sabina Gallati Kraemer kann über derart schwarze Zukunftsbilder nur den Kopf schütteln. «Es ist völlig falsch, zu meinen, wenn wir möglichst viel testen, können wir Behinderungen vermeiden. Es gibt immer neue Mutationen im Genom, deren Bedeutung wir noch nicht kennen. Wir werden nie in der Lage sein, Garantien für ein gesundes Kind zu geben, trotz aller pränatalen Diagnostik. Behinderungen werden nie eliminiert werden können.» Sie glaubt nicht an eine drohende Ausgrenzung körperlich oder geistig Behinderter. «Aber es ist wichtig, dass diese Aufklärung stattfindet, dass Behinderungen immer sein werden. Deswegen darf auch von Seiten der Versicherungen keine Diskriminierung möglich sein. Die GumeK jedenfalls wird alles tun, um durchzusetzen, dass Versicherungen keine genetischen Tests fordern dürfen.»

Die GumeK ist die Schweizer Expertenkommission für genetische Untersuchungen am Menschen, deren Präsidentin Gallati ist. Die GumeK arbeitet gegenwärtig an einem Vorschlag zur Revision der Gesetzgebung für Humangenetik, die den neuen Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik Rechnung trägt. «Je mehr man testet, umso schwieriger wird eine richtige Interpretation», sagt die Humangenetikerin. «Ich denke, wir müssen nach wie vor dafür sorgen, dass die pränatale Diagnose mit einer klaren Fragestellung gemacht wird. Nicht einfach querbeet. Wenn das Alter der Mutter ein Risikofaktor ist, sieht man sich vor allem die Chromosomen an. Wenn es in der Familie von Vater oder Mutter Erbkrankheiten gibt, achtet man besonders darauf. Es geht nicht darum, alles zu machen, was machbar ist, nur um Geld zu verdienen. Man muss den ethischen Aspekten genug Gewicht geben.»

Auch Daniel Surbek, Professor für Gynäkologie am Berner Inselspital, tritt für eine Limitierung pränataler Tests ein (siehe Interview): «Für mich ist klar, dass Pränataldiagnostik auf schwere Krankheiten beschränkt sein muss. Mit schweren Krankheiten meine ich solche, die lebensbedrohend sind oder voraussichtlich ein Leben lang eine schwere Behinderung darstellen. Bei leichten Krankheiten, die eine gute Selbständigkeit ermöglichen, würden wir einen Abbruch weder befürworten noch durchführen. Aber bald werden wir sehr viel mehr feststellen können als nur schwere Krankheiten und Behinderungen, nämlich auch physische und psychische Eigenschaften wie Intelligenz, Charakter, Körperbau. Wenn es so weit ist, besteht natürlich die Gefahr des Kindes nach Mass. Da muss das Gesetz Schranken setzen.»

Alberto Bondolfi ist optimistisch, dass es gute Schranken sein werden. Der Tessiner

Abtreibungen in der Schweiz erfolgt ohnehin nicht aus medizinischen Gründen, sondern weil die Frau sich nicht imstande sieht, das Kind grosszuziehen.

Wieso also der Aufruhr? «Aus der Heftigkeit der Diskussion schliesse ich, dass es eine Angst gibt, dieser neue Test könne zur Routine werden», sagt Alberto Bondolfi, katholischer Theologe und Professor für Ethik. «Das ist aber nicht der Fall, da der Bluttest Trisomie 21 zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit feststellt, aber bei positivem Ergebnis dennoch zur Sicherheit zusätzlich eine Fruchtwasserpunktion vorgenommen wird. Es ist also nicht so, dass eine schwangere Frau in die Apotheke geht und kurz darauf weiss, ob ihr Kind Trisomie 21 hat oder nicht. Diese Angst ist unbegründet. Aber ich kann sie verstehen. Und ich verstehe die Befürchtung, dass die Akzeptanz von Kindern mit Trisomie 21 in unserer Gesellschaft abnehmen könnte. Aber wir sollten nicht vergessen, dass die Abschätzigkeit dem behinderten Kind gegenüber schon früher vorhanden war. Sie ist nicht durch diesen Test verursacht worden.»

Handfeste medizinische Einwände gegen den neuen Bluttest, kurz «Praena-Test» genannt, hat Sabina Gallati Kraemer, Professorin für Humangenetik und Leiterin der Abteilung

## «Ich erwarte nicht mehr Abtreibungen»

### Der Arzt Daniel Surbek über den Fortschritt und die Gefahren pränataler Diagnostik.

**Welchen Schwangeren wird der neue pränatale Bluttest für Trisomie 21 empfohlen?**

Er ist angezeigt, wenn ein erhöhtes Risiko besteht, etwa wenn die schwangere Frau über 35 ist. Das Alter ist aber nur einer der Risiko-Faktoren. Wir empfehlen einen Ersttrimester-Test, Blut und Ultraschall. Wenn dieser Test ein erhöhtes Risiko ergibt, ist der neue Bluttest eine Möglichkeit. Er ist risikolos im Vergleich zu einer Fruchtwasseruntersuchung und viel zuverlässiger als der Ersttrimester-Test. Seine Genauigkeit liegt bei 99 Prozent.

**Bisher entschieden sich 95 Prozent der Schwangeren bei Feststellung von Trisomie 21 für einen Abbruch. Warum befürchtet man mit dem neuen Test einen deutlichen Anstieg der Abtreibungen?**

Ich erwarte von diesem Test gar keine oder eine sehr minime Zunahme der Schwangerschaftsabbrüche. Vergessen Sie nicht, dass der weitaus grösste Teil der Abbrüche nicht wegen Trisomie 21 oder Fehlbildungen stattfindet, sondern weil es die Schwangere aufgrund ihrer psychosozialen Situation wünscht.

**In den nächsten Jahren werden Bluttests auf den Markt kommen, die praktisch das gesamte fötale Erbgut analysieren.**

Wir werden immer verfeinere Tests zur Verfügung haben zur vorgeburtlichen Chromosomen-Analyse und zu Tests, die auch genetische Krankheiten entdecken können. Dann wird entscheidend sein, dass die bestehenden Gesetze angepasst werden.

**Welche Gesetze werden nötig?**

Dass vorgeburtliche Gen-Analysen ohne vorherige fachliche Beratung der Schwangeren nicht zulässig sind, ist bereits jetzt festgeschrieben. Ebenso, dass die genetische Untersuchung auf schwere Erkrankungen ausgerichtet sein muss. Zu testen, ob ein Kind blond oder blauäugig wird, ist nicht erlaubt. Eigenschaften dürfen nicht getestet werden.

**Und das Geschlecht?**

Wenn das Geschlecht Einfluss auf eine mögliche schwere Erbkrankheit hat – zum Beispiel die Bluterkrankheit, die nur männliche Babys gefährdet – dann kann man schon heute früh das

Geschlecht des Embryos bestimmen lassen.

**Bei jedem Test des gesamten Erbguts finden sich Anomalien. Auch Humangenetiker sind mit der Interpretation oft überfordert. Wie soll da eine Schwangere entscheiden können?**

Das ist die Problematik. Es gibt Genmutationen, von denen niemand weiss, ob sie für die Gesundheit des Kindes ins Gewicht fallen. Also wird man wahrscheinlich nur die Tests erlauben können, bei denen eine klare Aussage und Beratung möglich ist. Aber da gibt es durchaus offene Fragen. Allerdings ist auch zu sagen, dass das Wissen über die Bedeutung von genetischen Mutationen heute exponentiell zunimmt. Wir wissen immer besser, welche Mutationen zu welchen Erkrankungen führen.

**Behinderten-Vertreter fürchten eine Ausgrenzung Behinderter.**

Der gesellschaftliche Wandel findet natürlich statt. Aber ich sehe keine Ausgrenzung. Schätzungsweise ein Drittel meiner Patientinnen sagen, sie wollten keine pränatalen Tests auf Trisomie 21, sondern das Kind annehmen, wie es ist.

**Werden die Versicherungen dieses Risiko finanzieren?**

Da sehe ich die Gefahr. Nur wenige Frauen wollen ein mit Kind mit der Diagnose Trisomie 21 austragen, aber es gibt sie. Dass auf diese Frauen Druck in Richtung Abbruch ausgeübt werden kann, indem beispielsweise Zusatzversicherungen abgelehnt werden, muss absolut vermieden werden. Das ist Aufgabe der Politiker. Die Eltern müssen in ihrer Entscheidung völlig frei bleiben können.

**Ist das eine realistische Forderung?**

Wir haben ein ziemlich gutes Versicherungssystem. Für mich ist es undenkbar, dass die IV sagt, eine Frau solle selber die Gesundheitskosten für ihr Kind bezahlen, weil sie schon in der 12. Woche wusste, dass es eine Trisomie 21 haben würde.



Daniel Surbek ist Professor für Gynäkologie und Chefarzt für Geburtshilfe und feto-maternale Medizin der Frauenklinik im Berner Inselspital.

Die Fragen stellte Beatrice Schlag.

Ethikprofessor hält die schweizerische Gesetzgebung zur genetischen Untersuchung an Menschen im Vergleich mit anderen Ländern schon heute für vorbildlich. «Ich glaube, die Gesetzgeber in der Schweiz waren weise, als sie als Hauptkriterium für den Abbruch oder die Fortführung einer Schwangerschaft die Zumutbarkeit für die Frau festlegten. Wir kennen in der Schweiz keine kindliche Indikation wie in Deutschland, wo eine Schwangerschaft abgebrochen werden darf, weil das Kind behindert ist. Im Falle des Konflikts zwischen der Unzumutbarkeit für die Frau und dem Weiterleben des Fötus hat bei uns der Gesetzgeber die Entscheidung der schwangeren Frau zugewiesen. Es ist Pflicht des Arztes, sie zu beraten, aufzuklären, Alternativen und Hilfsangebote aufzuzeigen. Aber anders als in Deutschland hat sie in jedem Fall das letzte Wort. Nicht, weil sie zwingend die ethisch beste Wahl trifft, sondern weil sie der Mensch ist, der den Konflikt in sich trägt.»

Dass schwangere Frauen angesichts des Angebots genetischer Durchleuchtung ihres Fötus überfordert sind, bezweifelt Bondolfi: «Es steht immer mehr Wissen zur Verfügung. Und

---

**Manche Operationen sind vorgeburtlich möglich. Abbruch muss nicht der einzige Weg sein.**

---

wer ein Kind erwartet, will immer mehr wissen. Das bedeutet nicht nur mehr Information, sondern auch mehr Aussichten auf Therapie. Heute kann man zum Beispiel Diabetes bereits vorgeburtlich behandeln. Selbst manche Operationen sind vorgeburtlich möglich. Abbruch muss also nicht der einzige Weg sein. Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass die pränatale Diagnostik, wenn sie sensibel und gut gehandhabt wurde, mehr Leben rettete als zerstörte. Es gab früher viele Frauen, die auf Verdacht hin eine Schwangerschaft abbrachen, weil sie alkoholisiert oder auf Drogen waren, als sie schwanger wurden, und hinterher befürchteten, das Kind könnte behindert sein. Das hat sich durch die pränatale Diagnostik sehr verändert. Zu wissen, ist für die Frau und den Fötus immer besser, als nicht zu wissen.»

Die Befürchtung vieler Skeptiker, die Versicherungen würden die Kosten für behinderte Kinder nicht mehr übernehmen, wenn die Mutter trotz positivem Test die Schwangerschaft nicht abgebrochen hat, hält Bondolfi für «völlig unbegründet. Das Gesetz sagt sehr klar, dass keinem Kind finanzielle Nachteile aufgrund einer während der Schwangerschaft diagnostizierten Behinderung entstehen dürfen. Frauen zu pränatalen Tests zu zwingen, ist für Versicherungen in der Schweiz illegal. Es müsste sehr viel passieren, damit dieses Gesetz geändert wird.»

Sein Wort in Gottes Ohr.

○

# Streicheln auf Abruf

Erfunden wurden sie in Amerika, jetzt gibt es Kuschelpartys auch in der Schweiz. Über das Umarmen von fremden Menschen in kontrolliertem Umfeld.

Von Beatrice Schlag

Das Montagkuscheln dauert zweieinhalb Stunden und kostet 35 Franken. Für das Sonntagkuscheln, fünf Stunden inklusive einer Stunde Mittagspause, werden 75 Franken fällig. Bei Kuschelabenden für Fortgeschrittene gibt es gelegentlich die Möglichkeit zur Kuschel-Übernachtung. Die Kunden schlafen eng aneinander geschmiegt im Kuschelhaufen für günstige 65 Franken. Decke und Fixleintuch müssen sie selber mitbringen. Und, sagt die Website mit warnenden Ausrufezeichen, «die Kuschelregeln gelten die ganze Nacht». Will sagen: «Die Kleider bleiben an! Die ganze Zeit! Kein Sex! Auch kein Trockensex, kein Fummeln, kein Küssen! Wenn einmal ein sexuelles Gefühl entstehen sollte, entspannen wir uns in die Kuschelenergie!» Und: «Es gibt kein Kuschelmuss!»

Auf [www.zeitzumkuscheln.ch](http://www.zeitzumkuscheln.ch), dem Anbieter von Kuschelpartys in der Schweiz, wimmelt es von Ausrufezeichen. Als könne man den Kunden nicht nachdrücklich genug sagen, was alles nicht sein darf, wenn man gegen Bezahlung Fremde anfassen will. Als müsse man den Verdacht, eine Knuddelparty habe etwas mit Erotik zu tun, auf jeden Fall ausräumen. «Kuscheln ist Nähe, ist Berührung, ist Herzkontakt, ist wohliges Zusammenrücken. Kuscheln wärmt und nährt und ist ein bewährtes Anti-Stress-Mittel», schreiben die Veranstalter. Als löse es nicht auch noch ganz anderes aus. Dann heisst es «Kuschelenergie» beschwören, was immer das ist. Alkohol und Drogen sind verboten, als Kleidung werden Trainer oder Pyjama empfohlen.

## Strikte Tabuzonen

An Kuschelpartys erscheinen in der Regel zwanzig bis dreissig Teilnehmer. Meist sind es gleich viele Frauen wie Männer, da achten die Kursleiter drauf. Paare kommen eher selten; sie werden angehalten, sich vor dem Besuch abzusprechen, was der andere darf und was nicht. Nach Klärung der Regeln wird zum Aufwärmen getanzt und versucht, einander an unverfänglichen Orten wie Unterarmen oder Schultern zu streifen und zu streicheln. Auch Rücken-Rubbeln ist beliebt. Der oder die Streichelwillige bittet grundsätzlich um Erlaubnis, bevor er oder sie zärtlich wird. Wer an erogene Stellen greift, fliegt raus. Nach dem Tanzen setzt oder legt man sich gemeinsam auf die Matratzen. Wer mit der Nähe überfordert ist, kann jederzeit ausscheren.

Als 2004 erstmals in New York unter dem Namen «Cuddle Partys» Kurse veranstaltet wurden, deren Teilnehmer ihnen Unbekannte zwischen achtzehn und achtzig streichelten, am Nacken kraulten, umarmten, bis man schliesslich zum krönenden Kursabschluss auf einem Matratzenlager zum Gruppenknuddeln zusammenlag, reagierten die Medien befremdet. Wer will mit Fremden Zärtlichkeiten austauschen? Wer will im Nacken den Atem eines Mannes spüren, der einem auf den ersten Blick unsympathisch war? Wer will einen Kursleiter, der aufpasst, dass keine Hand auf eine Frauenbrust oder unter die Gürtellinie – Busen, Schoss, Schritt und Po sind beim observierten Kuscheln strikte Tabuzonen – rutscht? Viele vermuteten, der Cuddle-Hype sei vor allem eine Idee zur Arbeitsplatzbeschaffung für brotlose Kursleiter und Therapeuten.

Es kam anders. Kuschelpartys erwiesen sich nicht nur in New York als Dauerbrenner. Sie finden inzwischen weltweit, von Kanada bis Neuseeland, statt. Sie sind, nicht überraschend, ein Grossstadtphänomen. Dort gibt es mehr Singles als in den Dörfern und mehr Menschen, die vorwiegend virtuell kommunizieren. Umarmt werden wollen sie trotzdem. Und leider kommt das im Alltag meist zu selten vor. Man umarmt Freunde, Freundinnen zur Begrüssung und zum Abschied, manche

machen sich dabei steif wie Vogelscheuchen. Man simst und e-mails Umarmungen, aber im richtigen Leben sind diese Mangelware, wenn man Single ist. Und von den Verheirateten sagen viele, vor allem Frauen, Zärtlichkeit finde bei ihnen nur als Vorspiel zum Sex statt.

## «Kontrolle über die Beziehung»

Aber gebührenpflichtige Kuschelpartys schaffen nicht wirklich Abhilfe. Sie sind wie Sex im Puff: Konsum zur Bedürfnisbefriedigung. Das Gefühl, angenommen zu werden, nur weil einen jemand anfasst, ist eine Kurzzeitillusion. Sie endet beim Verlassen des Kurslokals.

Allerdings ist es eine Illusion mit hohem Bequemlichkeitsfaktor. «Als Kunde habe ich die Kontrolle über die Beziehung», sagt die deutsche Psychotherapeutin Claudia Clasen-Holzberg, «ich kann Ansprüche stellen, ohne etwas geben zu müssen. Diese Treffen haben einen bestimmten Rahmen und sind von einem Trainer begleitet. Damit wird dem Besucher viel abgenommen. Im Alltag muss er selber sehen, wie er mit andern in Kontakt kommt und eine Beziehung aufbaut. Wenn er das nicht hinbekommt, weil er in sein normales Leben Nähe nicht integrieren kann, ist es möglich, dass er die Kuschelpartys immer wieder braucht.»

Eine Massage erfüllt allerdings den gleichen Zweck. Und man muss zuvor nicht tanzen. ○



*Illusion mit hohem Bequemlichkeitsfaktor: Partykuschler.*

# «Breivik kann nichts für seine Taten»

Der Massenmörder Anders Breivik leide unter Wahnvorstellungen und sei darum nicht schuldig, sagt der deutsche Hirnforscher Gerhard Roth vor der Urteilsverkündung des Osloer Gerichts. Generell sei bei Schwerverbrechern Therapie statt Strafe angesagt. *Von Alex Reichmuth und Axel Martens (Bild)*

**Gerhard Roth, an diesem Freitag wird das Urteil im Fall Anders Breivik gefällt. Entscheidend ist dabei die Frage, ob das Gericht den norwegischen Massenmörder als zurechnungsfähig erachtet. Wie würden Sie als Hirnforscher entscheiden?**

Man muss unterscheiden zwischen Zurechnungsfähigkeit und Schuldfähigkeit. Zurechnungsfähig ist ein Mensch, wenn er normale Gedankengänge hat und sich im normalen Rahmen verhält. Leidet er hingegen an Wahnideen und handelt entsprechend, ist er nicht zurechnungsfähig. Viele Schwermörder sind in dem Sinn zurechnungsfähig, weil sie normal denken und handeln können. Aber Breiviks Vorstellung, ganz viele Menschen umbringen zu müssen, um die Welt zu retten, muss als Wahn bezeichnet werden.

**Also war Breivik nicht zurechnungsfähig?**

Er ist es nicht, denn seine Wahnideen sind fast schon lehrbuchmässig klassisch. Man muss das als psychotisch bezeichnen.

**Entspricht Breiviks Weltanschauung nicht vielmehr einer politischen Haltung, wenn auch einer abwegigen?**

Das schon auch. Psychotiker wie Breivik müssen auch nicht zwingend Stimmen hören, die ihnen etwas befehlen. Bei ihnen fällt das Nebeneinander von wahnhaften politischen Ideen und intelligentem, durchdachtem Vorgehen auf. Der Unterschied zwischen Psychotikern – also zum Beispiel Schizophrenen – und Psychopathen, die mitleidlos schreckliche Dinge tun, ist fließend. Letztere trifft man denn auch nicht nur im Gefängnis oder in der psychiatrischen Klinik an, sondern zum Beispiel in den Verwaltungsräten von Banken und grossen Wirtschaftsunternehmen.

**Wie bitte?**

So ist es. Auch die Vorstellung, den weltgrössten Konzern errichten zu müssen, ist Wahn. Man richtet dadurch schnell einen Milliarden Schaden an, wie in Deutschland und den USA geschehen.

**Dann werden wir von Leuten geführt, die nicht zurechnungsfähig sind?**

Es gibt zumindest führende Leute in Politik und Wirtschaft, die eindeutig psychopathisch sind. Der Schweizer Psychiater Gerhard Dammann hat hierüber ein sehr lesenswertes Buch geschrieben. Das Gefährliche an Psychopathen ist, dass sie

einerseits intelligent und äusserst charismatisch sind, andererseits Schwächen anderer ruchlos ausnutzen. Dazu kommt ein ausgeprägter Ehrgeiz, allen zu zeigen, dass sie die Grössten sind. Diese Merkmale sind bei Leuten wie Stalin, Mao, Hitler oder Pol Pot gleichermassen zu erkennen. Solche Super-Bösewichte stammten häufig aus ausgegrenzten Ethnien, hatten als Kind sehr schwierige Familienverhältnisse und waren durch Ausgrenzung traumatisiert.

**Ist jeder charismatische Führer ein Psychopath?**

Tendenziell schon. Solche Leute nehmen genau wahr, was die Leute von ihnen hören wollen. Hitler beispielsweise wurde erst zum radikalen Antisemiten, als er realisierte, dass er damit gut ankommt. Erst die Mitleid- und Reuelosigkeit macht aber den Psychopathen aus.

**Auch Breivik kennt keine Reue. Wenn er in Ihren Augen nicht zurechnungsfähig ist, darf man ihn dann schuldig sprechen?**

Im strafrechtlichen Sinn ist man schuldig, wenn man das, was man getan hat, durch

---

**«Seine Wahnideen sind fast schon lehrbuchmässig klassisch. Man muss das als psychotisch bezeichnen.»**

---

Willensanstrengung hätte unterlassen können. Wenn man aber die Kindheit von Leuten wie Breivik oder Hitler anschaut, erkennt man, dass diese schon früh abnorm dachten und handelten. Das liegt zum einen an ihren Genen, zum anderen an unglücklichen, traumatisierenden Familienverhältnissen. Im strafrechtlichen Sinn kann man sie darum gar nicht schuldig sprechen. Sie können nichts für ihre Taten.

**Sie sprechen Breivik und Hitler also den freien Willen ab. Gibt es hirnpfysiologisch gesehen überhaupt so etwas wie freien Willen?**

Man muss hier zwischen zwei Arten von Willensfreiheit unterscheiden. Die eine ist gegeben, wenn ein Mensch gemäss seinen Wünschen und unterschwellig Motiven entscheiden kann. Diese Willensfreiheit ist erfüllt, sofern man nicht zu einer Handlung gezwungen wird und nicht Zwangsneurotiker ist. Es ist aber nicht diejenige Willensfreiheit, die im strafrechtlichen Sinne gemeint ist. Diese bedeutet, dass man

willentlich gegen die eigenen Motive und tiefstehenden Wünsche handeln kann. Der Philosoph Immanuel Kant war überzeugt, dass der Mensch über diese Willensfreiheit verfügt. In der Psychologie und in der Hirnforschung gilt der Wille aber als Konzentrat der Wünsche und Motive. Der Ansatz, gegen sie handeln zu können, ist darum widersinnig. So gesehen gibt es keine Willensfreiheit jenseits des Handelns aus eigenen Motiven. **Sie haben einmal gesagt, ein sehr willensstarker Mensch sei besonders unfrei. Wie ist das zu verstehen?**

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen: Wenn Sie vor dem Mount Everest stehen und beschliessen, diesen ohne Sauerstoffgerät besteigen zu wollen, scheint das zwar ein sehr willensstarker Entscheid. In Wirklichkeit geht es um ein tollkühnes Unterfangen, das Sie nur in Angriff nehmen, wenn Sie von der Idee sprichwörtlich besessen sind. Ein Besessener ist aber nicht frei, sondern von Zwangsvorstellungen getrieben. Solche Zwangsvorstellungen können sein, ins Guinness-Buch der Rekorde zu kommen oder einfach sich selber grossartig in Szene zu setzen.

**Kann man solche Besessenheit hirnpfysiologisch nachweisen?**

Ja, man kann das in krassen Fällen mittels Hirn-Scans gut bildlich zeigen. In einem solchen Fall feuern bestimmte Zentren im Hirn, genau wie bei Süchtigen. Solch abnormes, süchtiges Verhalten pfysiologisch nachzuweisen, ist relativ einfach.

**Wurde also auch Breivik von seinen Motiven getrieben?**

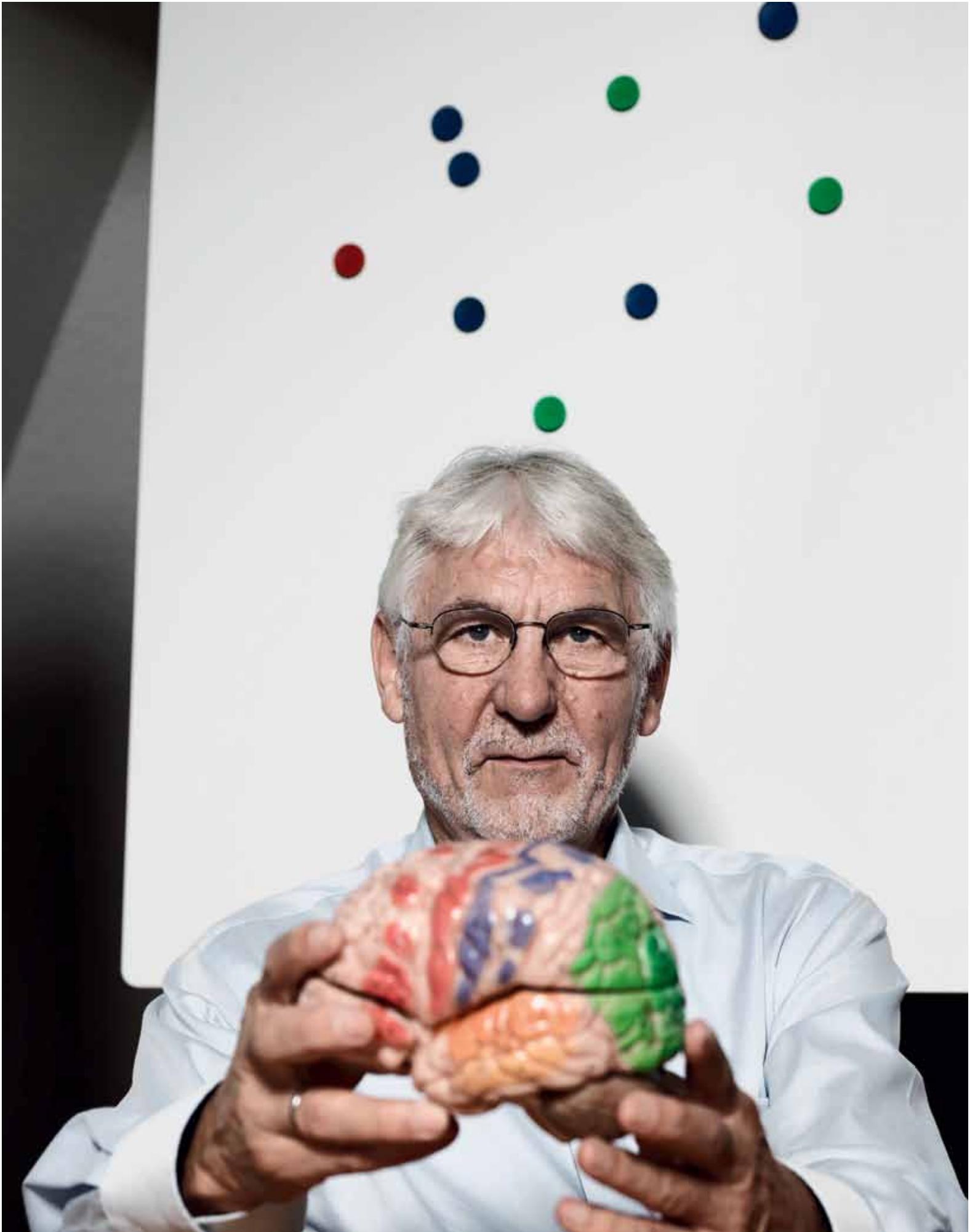
Ja, natürlich. Er leidet offensichtlich unter Zwangsvorstellungen, die jeder Psychiater als abnorm bezeichnen würde.

**Also ist Breivik nicht schuldig?**

Nein. Es wird am Gericht in Oslo darauf hinauslaufen, dass er nicht zurechnungsfähig und damit im strafrechtlichen Sinn auch nicht schuldig ist.

**Niemand werde aus freien Stücken Hitler, sagten Sie einmal. Dann war auch Hitler nicht schuld an seinen Verbrechen?**

Nicht in dem Sinn, dass er diese aus freiem Willen verursacht hätte. Hitler kam aus einem äusserst problematischen Elternhaus. Er hatte einen jähzornigen Vater, der ihn prügelte, und eine fast willenlose Mutter, die ihn zwar anhimmelte, aber nicht vor dem Vater schützte. Psychiater sagen, dass



«Der Gefängnisalltag macht keinen Menschen besser»: Wissenschaftler Roth.

solche Zustände das Schlimmste seien für einen kleinen Jungen. Bei Stalin oder Mao war es ähnlich.

**Kann man sagen: Je schlimmer die Verbrechen, desto weniger ist man daran schuld?**

Natürlich. Mit einem Team von Psychiatern, Psychologen und Neurobiologen untersuche ich in Berlin gewalttätige Jugendliche, psychologisch und neurobiologisch. Aufgrund unserer Erkenntnisse kann man eindeutig sagen, dass es umso schwieriger ist, jemandem von seinem Treiben abzubringen, je schwerer dessen Hirndefizite sind – unabhängig davon, ob diese Defizite genetisch oder umweltbedingt sind.

**Sie schränken die Schuldfähigkeit sehr ein. Unsere Gesellschaft beruht aber stark auf dem Schuldbegriff. Endet es nicht in einer verheerenden Verantwortungslosigkeit, wenn jeder Gewalttäter sagen kann, dass er unter einem kranken Hirn leide und nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfe?**

Nein, denn man muss zwischen Schuld und Verantwortung unterscheiden, wie es Juristen im Zivilrecht schon lange tun. Wenn ich jemandem eine Beule ins Autofahre, bin ich nicht schuldig, sofern ich es nicht absichtlich gemacht habe. Dennoch bin ich verantwortlich für den Schaden. Man ist also für seine Taten verantwortlich, auch wenn man sie nicht beabsichtigt hat. Der Staat nimmt sich aufgrund dieser Verantwortung das Recht, mit Straftätern so zu verfahren, dass diese wenn immer möglich von ihrem Tun lassen – etwa, indem er eine Therapie verfügt oder Medikamente verschreibt. Das ist aber nicht als Strafe zu verstehen.

**Was sollte man mit Breivik tun, wenn er also nicht schuld an seinen Taten ist, aber dennoch für sie verantwortlich?**

Sicher muss die Gesellschaft vor ihm geschützt werden. Ansonsten sollte man sich fragen, was Breivik am ehesten hilft. Bei Psychotikern und Psychopathen ist es allerdings sehr schwierig, sie zu verändern. Es gibt kaum wirksame Therapien, man ist hier ziemlich ratlos. Bei Breivik wird es wohl darauf hinauslaufen, dass man ihn lebenslang wegschliessen muss.

**Allgemein fordern Sie eine Revision des Strafrechts. Inwiefern?**

Zuerst sollte das Schuldprinzip gestrichen werden. Ob jemand schuldig sein kann oder nicht, ist wie gesehen eine philosophische Frage. Im Strafrecht sollte man sich auf das Prinzip der Verantwortlichkeit beschränken. Weiter darf eine Bestrafung nicht dem Racheprinzip unterliegen. Rache macht keinen Sinn, wenn Straftäter nicht schuldig, sondern nur verantwortlich für ihre Taten sind. Es sollte vielmehr

das Prinzip gelten, dass jeder Kriminelle derjenigen Behandlung zugeführt wird, die die höchsten Chancen bietet, seinen Zustand zu verbessern.

**Die Therapie steht also über allem?**

Auf jeden Fall. Der Gefängnisalltag macht keinen Menschen besser. Ein Wegsperrn hilft umso weniger, je schwerer die begangenen Verbrechen sind, wie die hohen Rückfallquoten bei Schwerverbrechern zeigen. Dieser Grundsatz ist in der Kriminologie bestens bekannt. Eine Gefängnisstrafe allein ist unsinnig und kostet nur Unsummen an Geld.

**Hat die Gesellschaft denn kein Recht auf Sühne?**

Nein. Darum liegt das Gewaltmonopol in unserer Gesellschaft auch beim Staat, nicht beim Einzelnen. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass Rache und Bestrafung nicht zur Besserung der Täter führen – im Gegenteil.

**Von einer Strafe geht doch eine abschreckende Wirkung aus.**

Nein. Unter Kriminologen ist bekannt, dass zehn Prozent der Straftäter neunzig Prozent der Straftaten begehen. Das Problem ist also eine kleine Gruppe von Schwerverbrechern, die in extremem Mass Wiederholungstäter sind. Diese lassen sich offensichtlich durch Bestrafung nicht abschrecken. Gegen Raser auf der Strasse beispielsweise nützen alle Bussen und Strafen nichts. Diese Leute rasen wieder, sobald sie die Gelegenheit dazu haben.

**Ist an kriminellem Verhalten immer die Kindheit schuld?**

Die Schwerverbrecher, mit denen mein Team und ich arbeiten, verfügen über eine gewisse genetische Grundlage, die ihr Tun bestimmt. Diese sogenannte Prädisposition der Gene ist aber relativ unspezifisch und weitverbreitet. Entscheidend dafür, ob man mit einer solchen Prädisposition auf die schiefe Bahn gerät oder nicht, sind zusätzlich traumatisierende Erlebnisse in frühesten Jugend. Wenn man als Kleinkind schwer vernachlässigt oder misshandelt wird oder auch eine schwerdepressive Mutter hat, dann verstärkt dies die genetisch ungünstige Veranlagung. Denn die Bindungserfahrungen in den ersten drei bis fünf Lebensjahren sind zentral. Statistisch lässt sich das eindeutig belegen. Spätere Erlebnisse – ab dem zehnten oder fünfzehnten Lebensjahr – sind zwar auch wichtig, aber nicht mehr so prägend wie die in früher Kindheit.

**Vater und Mutter sind also verantwortlich für kriminelle Handlungen ihrer Kinder?**

Sozusagen, ja. Fatalerweise haben ein gewalttätiger Vater oder eine Mutter, die ihr Kind vernachlässigt, oft das gleiche Schicksal in ihrer eigenen Kindheit erlebt. Die Traumata werden so von einer Generation zur nächsten weitergegeben. Selbst Pädophile, die Kinder missbrauchen, sind zu über neunzig Prozent selber Missbrauchsopfer.

**Gerhard Roth**

Gerhard Roth, 70, ist Professor für Verhaltensphysiologie und Entwicklungsneurobiologie am Institut für Hirnforschung der Universität Bremen. Er studierte zunächst Philosophie, Germanistik und Musikwissenschaften und promovierte 1969 in Philosophie. Anschliessend nahm er ein Biologiestudium in Angriff, das er 1974 mit einer zweiten Promotion (in Zoologie) abschloss.

Roth gilt als einer der renommiertesten Hirnforscher Europas. Er hat rund zweihundert Facharbeiten und Bücher publiziert, in denen es unter anderem um die Themen Willensfreiheit, Persönlichkeit, Wissensvermittlung, Schuld und Verantwortung geht. Öffentlich für Aufsehen gesorgt haben Roths Forderungen nach einer Abkehr vom Schuldprinzip in der Kriminologie und nach einer entsprechenden Revision des Strafrechts. Gerhard Roth führt zudem die Roth GmbH, deren Ziel es ist, aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse der Neurowissenschaften und der Psychologie in die Wirtschaftswelt zu transferieren, und die Unternehmen bei der Mitarbeiterführung berät.

**Kann man aus jedem Menschen einen Gewaltverbrecher machen, wenn man ihn nur entsprechend schlecht behandelt?**

Nicht aus jedem, aber aus etwa zwei Dritteln – zumindest bei den Männern. Im Dritten Reich wurden aus vernünftigen, verantwortungsvollen Menschen in kürzester Zeit Gewaltverbrecher. In anderen Ländern wäre das genauso möglich. Jeder Mann, und vielleicht auch jede Frau, hat einen schlummernden Kern an Gewalt und Aggression. Es ist eine grosse kulturelle Leistung, dass dieser Kern bei den meisten Menschen zeitlebens unter der Decke bleibt. Den Gipfel der potenziellen Aggression erreicht ein Mann etwa im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren. Junge Männer sind darum prädestiniert dafür, ruchlose Soldaten zu werden. Man kennt das aus vielen Kriegen, dass Jugendliche oft besonders grausam vorgehen. Diktaturen nutzen diesen Umstand oft und schicken junge Männer als Kanonenfutter in den Kampf.

**Sie vertreten den Standpunkt, dass man schon im Kindergarten erkenne, wer gefährdet ist, als Straftäter zu enden.**

Das ist eine allgemein anerkannte Tatsache. In jeder Schulklasse sitzen vielleicht ein oder zwei Kinder, die extrem verhaltensauffällig sind. Etwa fünf Prozent der Knaben zählen dazu. Solche Kinder müssen in eine Therapie, sonst wird ihre Verhaltens-

auffälligkeit immer schlimmer. Oft werden sie aber in Sonderschulen gesteckt, was für ihre Persönlichkeit fatal ist. Später bilden sie oft Banden, und die kriminelle Karriere nimmt ihren Lauf.

#### **Wie sieht eine Therapie aus, die all das verhindert?**

Natürlich ist das eine schwierige Angelegenheit. Wichtig ist, dass man gefährdete Knaben möglichst früh erfasst – wenn möglich schon im Alter von zwei bis drei Jahren. Dann ist entscheidend, dass man von Strafe und Ausgrenzung absieht. Sonst macht man alles nur schlimmer. Vielmehr sollte ein Psychologe untersuchen, worauf die Gewaltneigung solcher Kinder beruht, und sie dann einem Therapieprogramm zuführen. Oft geht es darum, die Impulshemmung zu stärken und das Gefühl der Bedrohung zu mindern. Dazu gibt es einige wirksame Programme, aber hier ist noch viel zu forschen und zu entwickeln.

#### **Ist es nicht gefährlich, ein Kind als potenziellen Gewalttäter zu stigmatisieren?**

Die Stigmatisierung droht vielmehr, wenn solche Kinder wegen ihres Verhaltens aus der Klasse oder sogar aus der Schule ausgeschlossen werden. Eine solche Erfahrung befeuert eine Verbrecherkarriere ungemessen. Man sollte mit gefährdeten Kindern vielmehr so umgehen, wie mit jemandem, der eine Infektion oder eine Blinddarmentzündung hat. Eine solche Person wird ebenfalls nicht ausgeschlossen, sondern geht zum Arzt.

#### **Sind Sie ein Fürsprecher der Kuscheljustiz?**

Nein. Während einige Strafrichter für ein hartes Durchgreifen plädieren, das aber meist wirkungslos ist, machen andere tatsächlich die Augen zu, wenn sie delinquente Jugendliche vor sich haben. Wenn man solchen Jugendlichen immer wieder Bewährung gibt, weil ihnen Gefängnisstrafen kaum Eindruck machen, ist der Vorwurf der Kuscheljustiz gerechtfertigt. Ich plädiere aber nicht für Laisser-faire, sondern dafür, solche Jugendlichen zu therapieren. Natürlich ist es oft schwierig, eine Therapie zu finden, die nützt – aber das darf ja kein Grund sein, darauf zu verzichten.

#### **Wir alle haben mit kleineren und grösseren Charakterschwächen zu kämpfen wie Unpünktlichkeit oder Unordentlichkeit. Es ist sehr schwierig, sich solche Schwächen abzutrainieren. Ist es aus Sicht eines Hirnforschers möglich, sich entsprechend zu verändern?**

Es ist hier ähnlich wie bei den Kriminellen, wenn auch die Chancen auf eine erfolgreiche Verhaltensänderung bei sogenannten normalen Leuten etwas höher sind. Diese Chancen nehmen ab, je mehr man sich

dem Erwachsenenalter nähert. Wer sich im Kindesalter angewöhnt, unzuverlässig zu sein oder zu lügen, wird das im Alter von dreissig oder vierzig Jahren nur schwer wieder los. Am meisten Erfolg hat man, wenn man sich professionelle Hilfe holt und zudem extrem geduldig mit sich selbst ist. Verhaltensänderungen brauchen meist sehr viel Zeit. Man kann unerwünschte Charakterzüge meist nur mildern.

#### **Es gibt aber unzählige Bücher und Ratgeber, die einem genau sagen, wie man sein Verhalten verbessern kann.**

Die kann man fast allesamt vergessen. Die entsprechenden Rezepte sind wissenschaftlich meist nicht belegt und dienen nur dazu, schnell Geld damit zu verdienen.

#### **Es gibt aber Menschen, die sich plötzlich verändern – zum Beispiel Gewalttäter, die tiefreligiös werden.**

Dafür gibt es in der Regel neurologische Gründe. Man hat viele sogenannte Erweckungserlebnisse untersucht. Dabei zeigten sich Veränderungen eines bestimmten Teils des Gehirns, des sogenannten Temporal-lappens. Die bekannten religiösen Erweckungserlebnisse betreffen sehr häufig Epi-

---

### **Den Gipfel der potenziellen Aggression erreicht ein Mann etwa im Alter von 16 bis 17 Jahren.**

---

leptiker. Klinisch ist das gut untersucht. Erleuchtung, Weissagung und Stimmenhören kann man im Labor reproduzieren.

#### **Hinter jedem Erweckungserlebnis steht ein epileptischer Anfall?**

Es gibt auch schwere Verkehrsunfälle, Schlaganfälle oder grosse Lebenskrisen, die im Stresssystem des Gehirns extreme Spuren hinterlassen und plötzliche Verhaltensänderungen provozieren. Diese Veränderungen sind aber nicht steuerbar.

#### **Welchen Einfluss auf das Verhalten können Gehirntumore haben?**

Dieser Einfluss kann sehr gross sein. Dasselbe gilt für Schlaganfälle. Wenn jemand sich plötzlich ganz anders verhält, schaut man sich darum zuerst sein Gehirn an. In meiner Familie gab es eine Frau, die über Nacht von einer sehr liebevollen Mutter zu einer intoleranten, jähzornigen Person wurde. Ursache war ein Schlaganfall, der das untere Stirnhirn betraf.

#### **Sie haben in einem Ihrer Bücher geschrieben, die alte philosophische Vorstellung des Ichs sei nicht mehr haltbar. Warum nicht?**

Die Vorstellung, unser Ich sei das oberste Kontrollorgan unseres Verhaltens, wird inzwischen von vielen Philosophen, Psychologen und Neurologen zurückgewiesen. Inzwischen weiss man relativ gut, wo und wie im Gehirn das Ich-Gefühl zustande kommt.

Das Konstrukt des Ichs entwickelt sich in uns während etwa zwanzig Jahren und hängt sich an andere emotionale Inhalte wie Wahrnehmung und Gefühle an. Am Schluss hat man den Eindruck, dass «ich» es bin, der etwas sieht, etwas fühlt oder etwas tut. Das Ich ist insofern ein wichtiges Etikett. Aber es ist nicht der oberste Kontrolleur in uns.

#### **Kennen Neurologen eine Stelle im Gehirn, wo das Bewusstsein entsteht?**

Nein. Das Bewusstsein ist zwar unabdingbar an die Aktivität der Grosshirnrinde gebunden. Bewusstsein ist aber ein Informationsverarbeitungsprozess verschiedener Teile dieser Grosshirnrinde. Das kann man heute relativ gut messen, weil diese Bewusstseinszustände viel Zucker und Sauerstoff verbrauchen.

#### **Der britische Philosoph Roger Scruton hat vor kurzem in einem Artikel gegen den «Neuro-Nonsens» geschrieben – also die Tendenz, immer mehr Aspekte der menschlichen Existenz als Funktionen des Gehirns zu interpretieren. Denn der Mensch sei weit mehr als eine biologische Maschine. Wie reagieren Sie darauf?**

Eine biologische Maschine ist der Mensch bestimmt nicht. Das Gehirn bringt schliesslich Bewusstsein und Geist hervor. Als Gehirnforscher muss man auch keineswegs Reduktionist sein – also die Meinung vertreten, Geist sei lediglich das Feuern von Neuronen. Dass Bewusstsein und Geist im Gehirn entstehen, ist ja noch längst nicht gleichbedeutend mit Reduktionismus. Wir Neurobiologen können nur sagen, dass Geist und Bewusstsein dann auftreten, wenn gewisse Teile des Gehirns aktiv sind. Das bedeutet aber nicht, dass eine bestimmte Hirnaktivität mit Geist oder Bewusstsein gleichzusetzen ist.

#### **Bleibt einem Hirnforscher noch Raum, an eine Seele zu glauben?**

Durchaus. Ich habe soeben mit einer Mitarbeiterin begonnen, ein Buch zum Thema «Seele und Gehirn» zu schreiben – wobei Seele nicht im religiösen, sondern in einem mental-psychischen Sinne gemeint ist. Ob es eine Seele jenseits von dem gibt, was man psychologisch und neurobiologisch untersuchen kann, bleibt weiterhin dem Glauben jedes Einzelnen überlassen. Ich würde auch nie behaupten, die Hirnforschung stoppe Gott.

Gerhard Roth: Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten: Warum es so schwierig ist, sich und andere zu ändern. Klett Cotta

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassungen der Gerhard-Roth-Bücher «Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten» und «Bildung braucht Persönlichkeit». Kostenlos auf [www.getAbstract.com/weltwoche](http://www.getAbstract.com/weltwoche)



*Zwei britische Weltwunder: Kate Moss und die Queen's Guard.*



## Von Wunderpferden

Von Daniele Muscionico

Wer sich fragt, wie Kate Moss bis heute ihr Standing halten konnte, der hat hier die Antwort. Das letzte Supermodel dieses Jahrtausends, die widerspenstige Kate, hat die Fallgesetze auf ihre Weise gelöst: Sie fällt auf keine Physik herein, sondern kann im Stehen schweben. Kate Moss posiert auf zwei Hufen, jedes Zirkuspferd muss bleich werden über ihren Balanceakt.

Eine Prise Heroin-Chic, eine Biese Grunge-Girl und jede Menge Exzesse: Kate Moss ist die britische Ikone, von der die Insel lange nichts wissen wollte. Ganz anders die Queen's Guard, die Wächter der royalen Residenz. Sie stehen seit über 350 Jahren für die innere Sicherheit des Landes, sie sind ein ewiger britischer Wert.

Der Fotograf Mario Testino hat die beiden britischen Weltwunder auf einem Bild vereint. Was das Model betrifft: Moss und Testino sind seit Jahrzehnten ein kreatives Gespann; der eine bezeichnet die andere als seine grösste Muse, die andere lud den einen als ihren offiziellen Hochzeitsfotografen ein.

Wenn Testino die königliche Garde hinter die britische Fashion-Queen wie einen Achtspanner platziert, ist das ein Adelschlag. Der Achtspanner veredelt Kate Moss zur royalen Erscheinung. Der Achtspanner war der Staatswagen des Prince of Wales, des späteren Georg IV. Das 8-PS-Mobil existiert seit dem Römischen Reich, und wer es fährt oder in ihm gefahren wird, gehört zu den Unsterblichen.

Dabei sind die Moss und die Bärenmützen durchaus zweifelhafte Idole. Ihre Anfälligkeit für Anrühiges macht sie zu Artverwandten: Sex und Drogen, sie sind beiden geläufig, und warum nicht? 2005 drehten Gardisten in der Kaserne ein Sex-Video mit einer Frau; 2008 entliess die Queen Wächter wegen des Konsums harter Drogen. Aber dass man ein Pferd alkoholisiert, um Spass zu haben? Das fiel dem Model bis heute nicht ein. Acht Dosen Bier und eine Flasche Rotwein flossten Mitglieder der Queen's Guard einem Paradeferd einstmals ein! Man wollte es betrunken machen – oder ihm das Gefühl vermitteln, wie es ist, auf zwei Hufen zu schweben? Dafür hätte man sich besser Hilfe bei Kate Moss geholt. Schöne Beine lügen nicht.



### Bildband

Mario Testino, Private View.  
Taschen. 300 S., Fr. 76.–

## Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ...  
(*Carl's Books*)
- 2 (2) **Henning Mankell:** Erinnerung  
an einen schmutzigen Engel (*Zsolnay*)
- 3 (10) **Joy Fielding:** Das Herz des Bösen  
(*Goldmann*)
- 4 (3) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische  
Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (4) **Isabel Allende:** Mayas Tagebuch (*Suhrkamp*)
- 6 (5) **Ingrid Noll:** Über Bord (*Diogenes*)
- 7 (9) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabethaus (*DTV*)
- 8 (6) **Donna Leon:** Reiches Erbe (*Diogenes*)
- 9 (8) **Viveca Sten:** Die Toten von Sandhamn  
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 10 (-) **Alain C. Sulzer:** Aus den Fugen  
(*Galiani*)

## Sachbücher

- 1 (2) **Rolf Dobelli:**  
Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 2 (1) **André Häfliger, Georges Wüthrich:**  
Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 3 (3) **Philippe Pozzo di Borgo:**  
Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 4 (5) **Jacky Gehring:** Body Reset –  
Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 5 (6) **Rhonda Byrne:** The Magic (*Droemer/Knaur*)
- 6 (4) **Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele –  
Familienspass im Freizeitland (*Weltbild*)
- 7 (-) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung  
(*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 8 (10) **Manfred Spitzer:**  
Digitale Demenz (*Droemer/Knaur*)
- 9 (9) **Pierre Dukan:** Das  
Dukan-Diät-Kochbuch (*Gräfe und Unzer*)
- 10 (7) **Gian D. Borasio:** Über das Sterben  
(*C. H. Beck*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Madonna und Zürich

Erst knallt Madonna ähnlich der Videospieldarstellerin Lara Croft Unmengen von Männern ab, das Blut breitet sich auf den riesigen Bildschirmen aus, wenig später beklagt sie die Gräueltaten des Kriegs. Madonna will alles sein, wie sich an ihrem überfrachteten Konzert in Zürich zeigte: Killerin und Friedensapostel, Heilige und Sexsymbol, Cheerleaderin und Walzer tänzerin. Erstaunlich ist vor allem, wie ironiefrei sie all diese Rollen verkörpert. «Ich bin wütend!», schrie sie ein paar Mal ins Publikum. «Ich bin wütend! Das ist kein Witz!» Wie bestimmt sie ihre widersprüchlichen Haltungen vorführt, ist für einen Zürcher keine Aufregung wert. Hier ist man solches gewöhnt: Erst fordert man in vollem Ernst die 2000-Watt-Gesellschaft, um dann, ohne mit der Wimper zu zucken, nach Übersee in die Ferien zu fliegen. (rb)

## Den Tod überlisten

In seinem neuen Roman beschreibt Erfolgsautor Martin Suter ein Experiment, das geliebte Verstorbene zurückbringen soll. Vor drei Jahren verlor er selbst seinen Sohn. *Von Rico Bandle und Olaf Hajek (Illustration)*

Er hatte in seinen Büchern schon immer ein Faible fürs Mystische, fürs Spiel mit dem menschlichen (Unter-)Bewusstsein: sei es mit Hilfe halluzinogener Pilze («Die dunkle Seite des Mondes»), wundersamer Anti-Alzheimer-Medikamente («Small World») oder aphrodisischem Essen («Der Koch»). In seinem neuesten Buch, «Die Zeit, die Zeit», geht Martin Suter noch einen Schritt weiter: Mit einem wahnwitzigen Experiment soll die Zeit überlistet und die Begegnung mit Toten möglich werden. Dazu gibt es zwei Morde, wodurch die sutersche Erfolgsrezeptur einmal mehr perfekt wäre: ein Hauch Esoterik, etwas Krimi-Spannung und eine Schreibe, die auf den Leser die Wirkung eines Staubsaugers ausübt – einmal angesogen, kommt man nicht mehr davon los. Nur ein Suter-typisches Element fehlt in dem Roman: die High Society, die urbanen Mächtigen-Coolen, über die man sich in seinen Kolumnen «Business Class» oder «Richtig leben mit Geri Weibel» so wunderbar amüsieren konnte.

Man mag über die immer wiederkehrenden Suter-Elemente die Nase rümpfen, Tatsache ist, dass sie dem Autor einen Erfolg gebracht haben, wie ihn kein anderer lebender Schweizer Schriftsteller erfährt. Im gesamten deutschsprachigen Raum füllt er bei seinen Lesungen regelmässig grosse Säle mit mehreren hundert Zuhörern; sein letzter Roman, «Der Koch», stand im Februar 2011 zeitgleich auf Rang eins der Bestsellerlisten in Deutschland, Österreich und der Schweiz, was zuvor noch keinem Schweizer Autor gelungen war. Martin Suter gehört zu den seltenen einheimischen Exponenten seiner Berufsgattung, die nicht nur ohne Unterstützung des Staates auskommen, sondern sogar sehr gut vom Schreiben leben können. Der beispiellose Erfolg löst allerdings auch Missgunst aus, es gibt Zeitungen, die seine Bücher nicht im Kultur-, sondern im Gesellschaftsteil besprechen. So falsch die noch immer weitverbreitete Gleichung, was grossen Erfolg hat, kann keine Kultur sein, auch ist: In seinen letzten Romanen waren die Figurenkonstellationen und die Erzählstrukturen nicht mehr so ausgeklügelt wie etwa noch bei «Small World» oder «Lila, Lila». Und auch bei seinem neuesten Werk findet er nicht zu alter Stärke zurück.

Im Zentrum von «Die Zeit, die Zeit» steht Peter Taler, ein biederer Buchhalter, dem seit dem Tod seiner Freundin sämtliche Lebenslust abhandengekommen ist. Er deckt der Freundin noch immer den Tisch, schenkt ihr Wein ein, zündet ihr sogar eine Marlboro Gold

an, die dann im Aschenbecher niederbrennt – so fühlt er sich seiner Laura näher. Das Einzige, was ihn noch antreibt: Er möchte den Mörder finden und sich an ihm rächen. Die Polizei hat die Suche längst aufgegeben. Auch Peter Talers Spuren bleiben vage. Er ist sich zwar ganz sicher, dass am Tag des Mordes beim Blick aus seinem Fenster etwas anders war als sonst. Aber was? Er weiss es nicht.

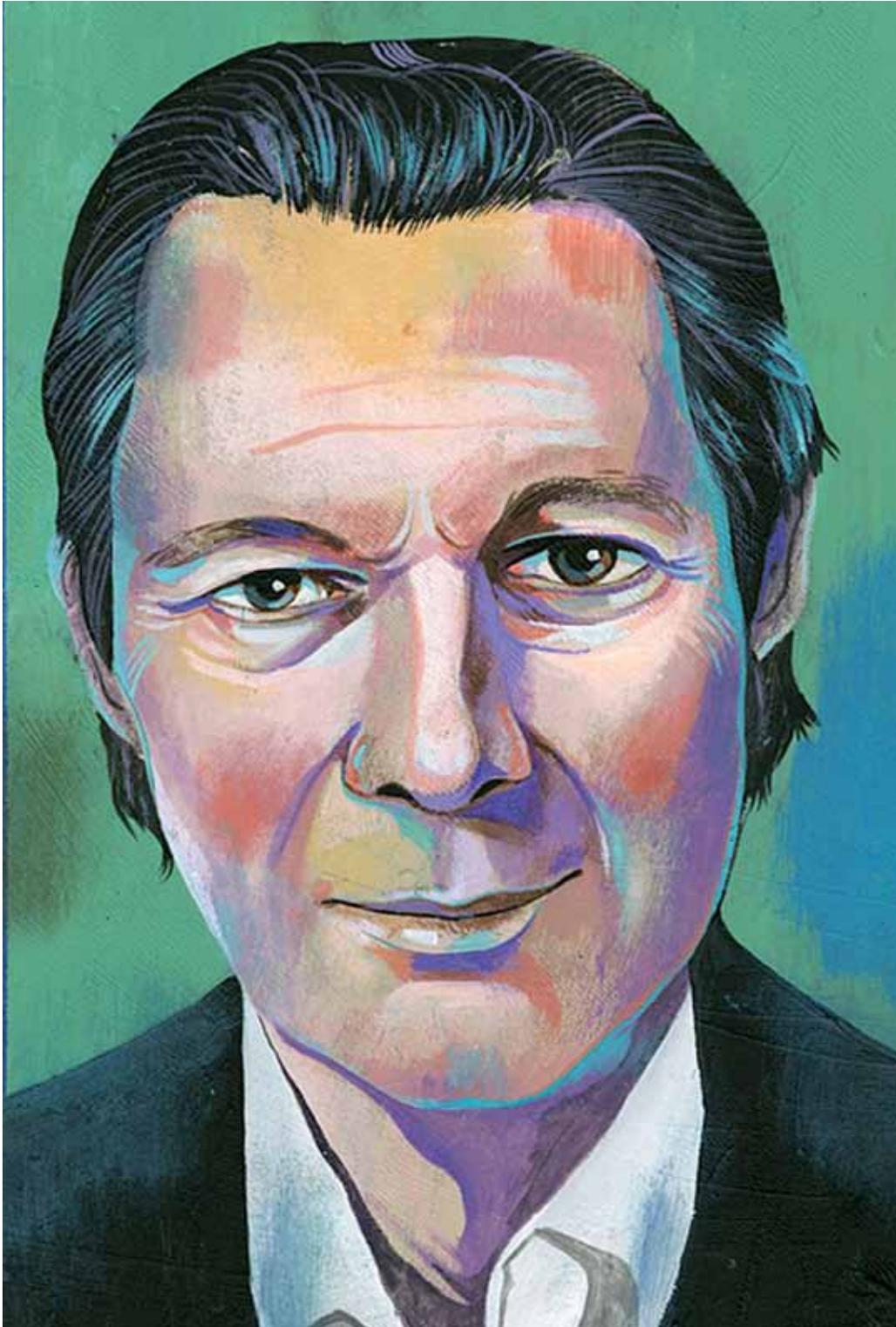
Im Haus gegenüber wohnt Knupp, ein älterer Herr, der seine Frau vor zwanzig Jahren verloren hat. Ein Einzelgänger, ein Sonderling, dem niemand den Mord zutraut. Er scheint aber etwas zu wissen. Peter Taler erhält von ihm Fotos zugeschickt, die einen Hinweis auf den Mörder geben könnten. Die Fotos erweisen sich als Lockmittel. Knupp braucht Talers Hilfe. Der jüngere Nachbar soll ihm helfen, in einem Experiment die Zeit 21 Jahre zurückzudrehen, um so seine Frau wiederzufinden.

Die Herkunft des Motivs, nach einem Todesfall die Zeit zurückdrehen zu wollen, ist wohl in Martin Suters eigener Biografie zu finden: Vor drei Jahren hat er seinen dreijährigen Adoptivsohn verloren – er erstickte an einem Würststück. Der immer wiederkehrende Gedanke, ob man nicht nochmals eine Chance erhält, das Unglück zu verhindern, dürfte am Anfang des Romans gestanden haben.

## «Die Zeit gibt es nicht»

Im Buch glaubt der alte Knupp an eine Theorie, dass es die Zeit gar nicht gebe, sondern nur die Veränderung. Und die Veränderung schaffe die Illusion von Zeit. Mache man die Veränderung rückgängig, so könne man auch Tote wiederfinden. Knupp hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, sein gesamtes Umfeld wieder so herzurichten wie vor 21 Jahren, inklusive seines eigenen Gesichts, das er chirurgisch und mit (Augenbrauen-)Haarfärbemittel verjüngt. Taler, der nichts mehr zu verlieren hat, hilft ihm bei der Rekonstruktion von Haus und Garten: Jedes Gewächs, jede Hausfassade in der Nachbarschaft soll wieder genau so aussehen wie auf den alten Fotos. Um das Zehntausende von Franken teure Vorhaben zu finanzieren, veruntreut Taler Geld in seiner Firma – obwohl er, wie er sagt, gar nicht an die Zeitüberwindungstheorie glaubt.

Wird das Experiment gelingen? Wird Martin Suter so etwas wie einen Zeitsprung geschehen lassen, um wenigstens in der Fiktion den grossen Schmerz rückgängig machen zu können? Tatsächlich kommt es zu einer Art



Einundzwanzig Jahre retour: Schriftsteller Suter.

Happy End. Nur: Um dahin zu gelangen, muss Suter die Zeitüberwindungstheorie etwas gar arg strapazieren.

Wie genau der Zeitsprung vor sich geht, sei hier nicht verraten. Nur so viel: Man muss dem Autor einiges an Wohlwollen entgegenbringen, um das unerwartete Resultat von der Logik her halbwegs akzeptieren zu können. Oder ist die Zeitreise am Ende doch nur ein Traum?

Zwar liest sich das Buch schnell, Suters Schreibe ist leicht und elegant wie eh und je, doch bleibt es über weite Strecken eintönig: Die zwei Männer bleiben in ihrer idealisierten Erinnerung an ihre Frauen gefangen und

machen kaum eine Entwicklung durch. Die Probleme bei der exakten Rekonstruktion von Haus und Garten wiederholen sich stetig. Um dies zu brechen, bringt Suter einen falschen Verdächtigen um Lauras Mord ins Spiel – ein eher durchsichtiges Manöver. Wo bleibt Suters Raffinesse? Auch der abrupte, rätselhafte Schluss wirkt wie eine Verzweiflungstat: als hätte der Autor nicht mehr gewusst, wie er aus seinem festgefahrenen Konstrukt wieder herausfindet.

Martin Suter: Die Zeit, die Zeit. Diogenes. 304 S., Fr. 29.90. Erscheint im September

## Jazz

# Abseits der Landkarten

Von Peter Rüedi

Nichts ist einer Karriere abträglicher als Vielseitigkeit. Gräbt einer immer den gleichen Acker mit immer der gleichen Pflugschar um und hält sich an das immer gleiche Saatgut, ist die Ernte dementsprechend. Modigliani in Ehren oder Zen-artig konzentrierte Monochromisten: Aber wird nicht im Fall schlichterer Talente Sturheit (um nicht zu sagen Einfallslosigkeit) zu oft schon mit «Stil» verwechselt? Erkennbarkeit fördert den Erfolg eines Künstlers, und sie kann ja auch ein Indiz von Qualität sein. Muss aber nicht. Es gibt den Gegenentwurf: die Verwandlungskünstler, deren Ziel es ist, sich stets aufs Neue Verhaftungen zu entziehen und sich in zahllosen Formen selbst zu überraschen, und ihr Publikum erst recht.

Zu dieser proteischen Gattung gehört der Klarinettist Louis Slavis. Er spricht in so vielen Sprachen, dass ohne einige Erfahrung und ohne Gespür sein unverkennbarer Akzent kaum wahrzunehmen ist. Weil ihm die ganze Musik eins ist (und nicht etwa: ein grosses Einerlei), stürzt er sich auf immer neue Experimentierfelder und bezeichnet jede seiner vielen Formationen als «kleines Laboratorium» – nicht anders als Mingus, der mit dem Begriff «workshop» Ähnliches meinte: die kollektive improvisatorische Erkundung von Gelände «outside of maps». So heisst einer von Slavis' Titeln auf der neuen CD seines neuen Atlas Trio. Es ist ein schillerndes, zwischen Unterschiedlichem oszillierendes vielfarbiges Gebilde, das auf unaufgeregte Weise von einem zum andern kommt und immer das Ganze meint: kammermusikalisch komplexe, oft komponierte Passagen und freie kollektive Risiken, folkloristisch Inspiriertes in polyrhythmischen Grooves und mit funkigem Puls, lyrische, meditative Zonen. Die Besetzung ist neu für den Luftgeist Slavis: Unter, neben, über seine Klarinetten bauen Benjamin Moussay an Piano und elektronischen Keyboards, Gilles Coronado auf der E-Gitarre bald opulente, ja pathetische Klanglandschaften, bald gläsern durchsichtige poetische Luft Räume. Aufregend die Temperatur- und Lichtwechsel vom einen zum andern.



Louis Slavis Atlas Trio: Sources. ECM 2282 279 9532

## Johnson – eine Frage der Macht

Historiker Robert A. Caro widmet sich seit Jahrzehnten Lyndon Johnson, Amerikas Präsidenten zur Zeit des Vietnamkriegs. In seinem neuen Buch behandelt der Biograf Kennedys Ermordung und Johnsons fulminanten Amtsantritt. Von Hansrudolf Kamer

Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Aber wo geht sie hin?» Eine Antwort auf die Frage im Gedicht von Bertolt Brecht gibt Lyndon Baines Johnson, der 36. Präsident Amerikas: «Power is where power goes.» Was damit gemeint ist, lässt sich nachlesen im soeben erschienenen vierten Band der Monumentalbiografie von Robert A. Caro über den robusten Texaner.

Das ganze Werk ist ein unausgeglichenes, exzentrisches Unterfangen. Um den bisher letzten Band zu publizieren – «The Passage of Power» –, brauchte der Autor zehn Jahre. Der Abstand vom dritten Band, «Master of the Senate», zum zweiten, «Means of Ascent», betrug zwölf Jahre, derjenige vom zweiten zum ersten, «The Path to Power», acht Jahre. Und für den Auftakt hatte er sieben Jahre gebraucht. Alles in allem 37 Jahre für 3300 Seiten. Und das Wichtigste fehlt noch.

Es gibt andere Johnson-Biografien, etwa jene Robert Dalleks, der sein Objekt in zwei Bänden abhandelt. Wer ein feiner abgewogenes historisches Urteil sucht, wird damit besser bedient. Caro schreibt anders, süffiger, ausschweifender, plastischer, er bewegt sich in einer Sonderklasse. Von seinen Büchern geht eine starke Faszination aus, die einen kaum mehr loslässt.

### Bittere Armut

Als der erste Band erschien, im Jahr 1982, wusste noch jedermann, wer Johnson war. Der Texaner hatte die Präsidentschaft nach der Ermordung Kennedys 1963 geerbt. Er gewann dann 1964 die Wahl gegen Barry Goldwater, verzichtete 1968 auf eine Kandidatur und starb schon Anfang 1973, noch vor dem Rücktritt Richard Nixons.

Die Lektüre der 3300 Seiten ist ein zeitlicher Aufwand, aber er lohnt sich. Caro evoziert eine turbulente Epoche, die noch nicht so lange zurückliegt, aber weit entfernt scheint. Johnson stammt aus dem Texas Hill Country, westlich von Austin. Die Schilderung bitterer Armut im ersten Band, die seine Kindheit prägte, gehört zum Besten des Genres für einen Leser, der sich



Vom ungestümen Sozialreformer zum Buhmann der 68er: Präsident Johnson im Wahlkampf, 1964.

für Wechselwirkungen zwischen Mensch, Natur und Wirtschaft interessiert.

Der unglaubliche Machthunger Johnsons und der Aufstieg mit allen Mitteln sind Thema des zweiten Bandes. Dieser Charakterzug von shakespearescher Intensität durchzieht alle vier Bände. Im dritten wird dargestellt, was politische Macht ist und wie sie im Washington der fünfziger Jahre konkret appliziert wurde. «Was immer man über mich sagen mag, ich weiss, was politische Macht ist, wo man sie findet und wie man sie braucht.» Dabei entsteht ein lebendiges Porträt des Senats in der amerikanischen Geschichte.

Der letzte Band umfasst nur knapp sechs Jahre – von 1958 bis 1964. Es ist eine Periode von Niederlagen und Frustrationen, aber auch der grössten Triumphe. Johnson gilt noch immer als der beste Mehrheitsführer, der je im Senat in Washington gewirkt hat. Diese ad personam beträchtliche Machtposition tauschte er gegen die Erniedrigungen ein, die sich ein Vizepräsident allgemein einhandelt.

Die Kennedys hielten für den stolzen Johnson noch spezielle Demütigungen bereit.

Bevor der Machtmensch aus Texas dieses unerfreuliche Amt akzeptierte, liess er von seinem Stab ausrechnen, was die Chancen waren, dass ein Präsident im Amt umkommen und der Vize nachrücken könnte. Die Chancen standen damals ungefähr eins zu vier. Als er am Abend der Inauguration Kennedys 1961 gefragt wurde, weshalb er Vizepräsident geworden sei, war die Antwort, er sei ein Spielertyp.

Das Attentat in Dallas am 22. November 1963 katapultierte ihn endlich in die Machtposition, die er immer angestrebt hatte. Wie er sie nutzte, das ist die Antwort auf Brechts Frage: Die Macht geht mit dem, der genau weiss, wie Menschen agieren und reagieren, und der ihre Schwächen für seine Zwecke einspannen kann.

Johnson war gross, 1,94 Meter, hatte grosse Ohren, grosse Hände. Wenn er im Gespräch jemanden überzeugen wollte, packte er ihn am Revers und bohrte ihm einen starken Finger in die Brust. Er war physisch und direkt.



Caro schildert Johnson als machtbesessenen, kalkulierenden Idealisten von nie erlahmender Energie, schockierender Rohheit, fähig zu abscheulich menschlicher Grausamkeit, von abgrundtiefer Unehrlichkeit. Bobby Kennedy war Johnsons Intimfeind, die Abneigung war gegenseitig. Sein Urteil über ihn lautete: Johnson lügt auch, wenn es gar nicht notwendig ist. Nachdem auch Robert Kennedy von einem Attentäter 1968 in Los Angeles niedergestreckt worden war, fragte Johnson einen Mitarbeiter in Washington immer wieder: «Is he dead, is he dead yet?»

Johnson behandelte Untergebene schlecht und war unterwürfig gegenüber den Oberen. Er hatte – das schildern die ersten Bände – einen untrüglichen Instinkt für Positionen und Funktionen, die niemand haben wollte, auf denen sich aber Machtstellungen aufbauen liessen. Johnson wollte Macht auch um der Macht willen, aber vor allem, um andere Leute unter seinen Willen zu zwingen. Im College überzeugte er den Präsidenten, ihm, Johnson, eine Assistenzstelle zu geben, die darüber be-

stimmte, wer von den Studenten bezahlte Jobs auf dem Campus erhielt. Johnson verteilte sie nur an jene, die sich ihm unterwarfen.

Doch Johnson hatte auch eine andere Seite. Caro schildert eindrücklich den Impuls, den Armen, den Schwarzen und den Latinos zu helfen. Bis zur Übernahme der Präsidentschaft war er immer verdächtigt worden, er verteidige die Machtstellung der Südstaaten im Kongress und verhindere die Abschaffung der Rassentrennung. Johnsons *Texas drawl* und der *magnolia accent* prägten das Urteil über ihn, obwohl er es war, der schon als Mehrheitsführer im Senat erste Bürgerrechtsgesetze durchgebracht hatte.

Die ersten Wochen und Monate seiner Präsidentschaft revidierten dieses Urteil gründlich. Johnson bewies einer gelähmten, dann staunenden Nation, dass er mehr davon verstand als sein charmanter und kultivierter Vorgänger, wie Politik in die Tat umgesetzt werden muss. Kennedys grosse Vorlage für Steuersenkungen und ein neues Bürgerrechtsgesetz waren während Jah-

ren und Monaten im Kongress steckengeblieben. Die Administration Kennedy hatte keinen Schimmer, wie sie zu deblockieren waren.

Johnson erreichte binnen weniger Wochen, wofür Kennedy vergeblich gerungen hatte. Er sah die Hintergründe und Motive der Kongress-Granden, die Verbindungen zwischen den einzelnen Vorlagen, die obskuren Prozeduren, und es gelang ihm, genügend Republikaner auf seine Seite zu ziehen, ohne die der Civil Rights Act nie hätte verabschiedet werden können.

### Von den Kennedys ausgeschlossen

Caro beschreibt das Regime der Südstaaten-Demokraten, die die wichtigsten Ausschüsse im Senat leiteten und sich gegen alles sperrten, was ihnen nicht passte – vor allem die endgültige Aufhebung der Rassentrennung in öffentlichen Bereichen. Es war die Zeit blutiger Auseinandersetzungen im Süden, und der Ku-Klux-Klan war noch eine Grösse, mit der zu rechnen war.

Diesen Triumphen folgten der erdrurtschartige Wahlsieg über Barry Goldwater, der Voting Rights Act von 1965 und der Ausbau der Sozialgesetzgebung im sogenannten *war on poverty* – Johnson hatte den Höhepunkt seiner Macht und seines Ansehens erreicht.

Aussenpolitik spielt in diesem grossen Spektakel kaum eine Rolle. Caro erwähnt Vietnam nur sporadisch, etwa mit dem Hinweis, dass Johnson den Coup gegen Diem in Saigon für einen grossen Fehler gehalten habe. Die Verwicklung in den Vietnamkrieg, die sein Nachfolger zu bewältigen hatte, war nicht eigentlich seine «Schuld» – sie ist in erster Linie seinem Vorgänger anzulasten. Die missglückte Invasion in der Schweinebucht und die Raketenkrise um Kuba 1962 fanden ohne wesentliche Beteiligung Johnsons statt – er war von den Kennedys von Anfang an aus dem inneren Entscheidungszirkel ausgeschlossen worden.

Es ist ein weiter Weg vom grossen Johnson, der am meisten von allen Präsidenten für die schwarze Bevölkerung erreicht hat, dem ungestümen Sozialreformer und Meister im politischen Intrigenspiel, bis zum Buhmann der 68er Generation und der Vietnamkriegsprotetler. «Hey, hey, LBJ, how many kids did you kill today?» Vietnam wurde Johnsons Waterloo.

Doch das ist die Story des nächsten Bandes. Robert A. Caro ist mit Johnson alt geworden, inzwischen zählt er 76 Jahre. Für die Leser und Aficionados seiner unverwechselbaren Art des Schreibens bleibt die Hoffnung, dass er sein Werk zu Ende bringen kann.



### Biografie

Robert A. Caro: The Years of Lyndon Johnson. The Passage of Power.  
Alfred A. Knopf.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Mientras duermes Regie: Jaume Balagueró	★★★★★
2	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	★★★★★
3	Le Prénom Regie: M. Delaporte / A. Patellière	★★★★☆
4	Prometheus Regie: Ridley Scott	★★★★☆
5	L'exercice de L'Etat Regie: Pierre Schöller	★★★★☆
6	Merida Regie: M. Andrews / B. Chapman	★★★★☆
7	Ted Regie: Seth Rogen	★★★★☆
8	To Rome With Love Regie: Woody Allen	★★★☆☆
9	Ice Age 4 Regie: S. Martino / M. Thurmeier	★★★☆☆
10	Starbuck Regie: Ken Scott	★★☆☆☆

### Kinozuschauer

1 (1)	Ted Regie: Seth MacFarlane	19572
2 (-)	Prometheus Regie: Ridley Scott	9001
3 (2)	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	6944
4 (3)	Ice Age 4 (3-D) Regie: Steve Martino	6461
5 (-)	Starbuck Regie: Ken Scott	5947
6 (-)	What to Expect ... Regie: Kirk Jones	5376
7 (4)	Brave Regie: Mark Andrews	5252
8 (5)	To Rome with Love Regie: Woody Allen	2344
9 (6)	Intouchables Regie: Olivier Nakache	1251
10 (-)	Le Prénom Regie: M. Delaporte / A. Patellière	904

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Zorn der Titanen (Warner)
2 (2)	Ghost Rider (Impuls)
3 (-)	Tinker Tailor Soldier Spy (Ascot Elite)
4 (-)	The Woman in Black (Ascot Elite)
5 (3)	John Carter (Walt Disney)
6 (4)	Contraband (Universal)
7 (-)	Isle of Man (Ascot Elite)
8 (5)	Wir kaufen einen Zoo (Fox)
9 (6)	Haywire (Ascot Elite)
10 (-)	Best Exotic Marigold Hotel (Fox)

Quelle: Media Control



Geistige Hohlraumversiegelung: Schönheitsköniginnen im Schweizer Film «Müssen-Massaker».

### Kino

## Hackwerk des Grauens

Michael Steiners «Müssen-Massaker» kann sich nicht entscheiden zwischen Horrorfilm-Parodie und Schönheitswahn-Persiflage.  
Von Wolfram Knorr

**K**lar, im bluttriefenden Horrorfilm ist Quantität Qualität; Wiederholungszwang ist sein Erbgut. Nicht einer wird abgemurkst, sondern Dutzende, im Flackerlicht und in drohenden Schatten. Für Horror-Habitués die wichtigste Voraussetzung – und das wissen natürlich auch Michael Steiner (Regie, Co-Autor) und Michael Sauter (Autor). Nichts gegen Konfektionshorror also, nur darf man dem Zuschauer dabei aber bitte nicht die Gänsehaut über die Ohren ziehen. Genau das aber machen Steiner («Sennentuntschi») und Sauter («Achtung, fertig, Charlie!»).

### Ungebremste Schrei-Freude

In einer Überlegung haben sie ja recht; weil Nullachtfünfzehn-Splatterstereotype Bedürfnisse mit Stereotypen befriedigen und kein Interesse an einer originellen Neuschöpfung besteht, ist es richtig, augenzwinkernd ans Hackwerk des Grauens heranzugehen; eine Klamotte daraus zu machen. Im deutschsprachigen Film ist das fast schon eine eigene Gattung – von Edgar-Wallace- über Karl-May- bis zu Heimatfilm-Parodien. Warum also nicht der Horrorfilm? Der ist nur leider kein eigenes Gewächs, über das sich ablästern liesse. So denkt man beim «Müssen-Massaker», es könne sich nur um Spott auf den Schönheitsfimmel handeln.

Denn der Müssen-Wahn grassiert ja hierzulande und wird als populäre und profitable Voyeurs-Tränke nach wie vor geschätzt. Leider wagt Steiner nur zu Beginn eine satirische Volte auf die geistige Hohlraumversiegelung des Schönheitskults, dann schickt er seine Bakchen unter Aufsicht ihres Mänaden-Händlers – Mike Müller als minotaurischer PR-Agent – und zweier nicht weniger windiger Kamera-Hallodris auf eine exotische Insel Asiens, und schon, rucki, zucki, kommt's zum Schlachtfest.

Leider ist der Metzger kein niedersinniger Testosteron-Wüterich, sondern ein Zwangsneurotiker, der jede Miss mit einer anderen Maskerade verhackstückt – mal mit Freddy-Krüger-Larve, mal mit der Schrei-Maske aus «Scream» oder derjenigen von «Leatherface». Wie ein Faschings-Husar fällt er säbelnd, röhrend und stechend über die Nymphen her. Und es sind über ein Dutzend, die es abzumurksen gilt – die männlichen Begleiter auch noch! Das ist Stress, und der geneigte Zuschauer sehnt bald eine rettende Ambulanz herbei, die dem fiebrigen Schnetzler wenigstens die Halloween-Gummidinger wegnehmen möge.

Dafür ist das textilschwache Müssen-Ensemble beim Kreischen in absoluter Mimen-Top-Form. Seine ungebremste Schrei-Freude darf, angesichts der nervigen, als Zitate ausgegebenen Clown-Masken, als wirklichkeitsnah bezeichnet

werden. Leider werden dabei Spannung, Komik und Erotik plattgemacht. Es heisst, das Premierenpublikum auf der Piazza in Locarno habe sich amüsiert. Was will man also mehr? Neckischer Trash kommt an. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**I Wish** — Der 12-jährige Koichi und sein jüngerer Bruder leben seit der Scheidung ihrer Eltern getrennt. Koichi bei der Mutter, sein Bruder beim Papa. Koichi, der unter der Trennung leidet, organisiert mit ein paar Freunden eine Reise, um den Bruder zu treffen. Hirokazu Koreeda («Nobody Knows») ist ein Meister sensibler Erzählungen, die dank ihrer ausgefeilten Psychologie nie langweilig werden. Mit leichter Hand schildert er die Probleme zweier Scheidungsoffer, frei von jeder Pädagogisiererei. Ein faszinierendes Porträt der japanischen Gesellschaft. ★★★★★

**Total Recall** — Wer bin ich, und wenn ja, wie viele? Das war schon immer das Hauptmotiv des SF-Grossmeisters Philip K. Dick, auf dessen literarische Vorlage der Klassiker von Paul Verhoeven aus dem Jahre 1990 zurückgeht. Arnold Schwarzenegger war Douglas Quaid, dem man seine Identität nahm und der sich bald wie in einem Spiegelkabinett vorkam. Dem Remake-Wahn fiel auch «Total Recall» zum Opfer. Leider. Len Wiseman («Die Hard 4») machte, mit



Remake-Wahn: «Total Recall» mit Colin Farrell.

Colin Farrell, Jessica Biel und Kate Beckinsale, einen Popcorn-Reisser daraus, dem jede emotionale Anteilnahme ausgetrieben wurde. Beeindruckend ist nur das Dekor; von «Metropolis» über «Star Wars» bis «Blade Runner», originell inspiriert. ★★★☆☆

**Magic Mike** — Seit Frauen lautstark nach maskulinen Erfrischungen verlangen, outen sich auch Männer entkleidungswillig, auch wenn es nicht unbedingt ein Zeichen der



Tagsüber Dachdecker: Tatum in «Magic Mike».

Gleichberechtigung ist. Häufig ist es eher Ausdruck sozialer Krisen, wie in Steven Soderberghs («Ocean's Eleven») Stripper-Drama über eine Gruppe von Waschbrettbauch-Kerlen, die eigentlich nur über die Bühne tanzen, um ihren sozialen Status nicht zu gefährden. Tagsüber Dachdecker, nachts Stripper, spielt Channing Tatum den Muckibepackten Magic Mike, der Abend für Abend mit Kumpels in einer Klitsche die Frauen zum Kreischen bringt. Am Tag verhandelt er mit einer Bankangestellten über einen Kredit – und bleibt chancenlos. Soderberghs Sozialstudie ist sympathisch und wahrhaftig. Die Tanz- und Strip-Nummern allerdings sind zu perfekt für die Provinzklitsche, aber mit Sicherheit der Grund für den kommerziellen Erfolg des Films. Hollywood-Beau Matthew McConaughey als Schmieranten-Boss der Entblössungsclique ist eine Wucht. ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

Gemäss *Sight & Sound's* «esteemed 10-yearly poll of critical favourites» ist Hitchcocks «Vertigo» der beste Film der Filmgeschichte. Finden Sie das auch?

H. N., Herrliberg



Er ist auf jeden Fall der perverseste, schwindelerregendste und ein klarer Fall von Nekrophilie. (James Stewart liebt eine verstorbene Frau.) Hitchcock ist hier am abgründigsten und leuchtet in eigene Seelenecken (seine Blondinen-Besessenheit). Ein überragender

Film, natürlich. Ich persönlich halte «North by Northwest» für den besseren. Aber was heisst schon «besser»? Er ist anders, die Summe seiner Obsessionen, ein Film mit Humor. Auf Bestenlisten muss eher alles ernst sein, seriös. Man kann ja diese olympischen Hitparaden dämlich finden, aber wenn schon, dann gehört Hitchcock in der Tat an die Spitze. Endlich wurde vor allem mal der ewige Erstplatzierte, «Citizen Kane», vom Sockel genommen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Korruption im Kleinstaat

Von Rico Bandle

Zum dritten Mal seit dem Wiedereinstieg in die «Tatort»-Reihe schickt das Schweizer Fernsehen eine eigene Folge ins Rennen. Der positive Effekt des Fehlstarts vor eineinhalb Jahren: Die Filme werden jedes Mal besser. In «Hanglage mit Aussicht» fällt ein reicher Investor aus einer Seilbahngondel – was gibt es Passenderes für einen Schweizer Krimi? Bereits James Bond kämpfte in einer Schweizer Gondel mit einem Bösewicht; die schwindelerregende Höhe, der gefährliche Maschinenraum – der Seilbahn-Krimi ist fast so etwas wie ein eigenes Genre.

Den Kampf in der lottrigen Gondel auf die Wissifluh sieht man leider nicht, auch klettert niemand mitten auf der Strecke auf das Dach – doch die am Boden zerschellte Leiche reicht schon, sich das Geschehen vorzustellen. Auch dass die Wissifluh-Wirtin die Gondel abstellen kann und der vermeintliche Bösewicht und der Kommissar Flückiger schwitzend den Berg hochkrabbeln müssen, passt zu einem guten Seilbahn-Krimi.

Allzu sehr loben kann man die Folge trotzdem nicht. Zu plakativ ist die Geschichte. Reiche Investoren wollen aus dem schmucken, aber verlotterten Ausflugsrestaurant ein Fünfsternehotel machen. Der Regierungsrat steckt mit dem Investor unter einer Decke, sorgt dafür, dass die nötige Umzonung zügig per Sonderverfahren erteilt wird. Die an der Armutsgrenze lebende Wissifluh-Bergbauernfamilie wird durch übermässige Kontrollen schickaniert, soll zum Verkauf des Anwesens gedrängt werden. Der Bergbauer mit der Mistgabel gegen geschnieltelte Krawattenträger, dazu ein korrupter Politiker, der am Schluss natürlich von nichts gewusst haben möchte: Das ist der Klischees doch etwas zu viel.

Bleibt zu erwähnen, dass mit Peter Freiburghaus (Duo Fischbach) und Maja Brunner zwei hiesige Prominente mitwirken. Freiburghaus kann als knorriger Bergbauer seine Fischbach-Figur übernehmen, das klappt ganz gut, das Engagement Brunners ist nicht geeignet, das ohnehin nur mässige schauspielerische Niveau der Besetzung zu heben.

**Tatort – Hanglage mit Aussicht:** Sonntag, 20.05 Uhr, SF 1.

# Schöngeist mit Trompete

Christoph Wolfensberger ist der Rockstar unter den Schönheitschirurgen. Er verrät das Geheimnis ewiger Jugend. *Von Hildegard Schwaninger*



«Nie endende, kindliche Neugierde»: Schönheitsarzt Wolfensberger.

Er ist einer der wenigen Menschen, die zugeben, dass sie geliftet sind. Kunststück, ist es doch der Beruf von **Dr. med. Christoph Wolfensberger**, anderen die verlorene Schönheit zurückzugeben. Der plastische Chirurg macht mit seinem eigenen Auftritt die beste Reklame für Anti-Aging und Schönheitschirurgie. Wo er auch hinkommt, alle fragen ihn nach dem Geheimnis seiner ewigen Jugend. Seine Antwort: «Meine innere Dynamik. Ich habe eine nie endende, kindliche Neugierde. Meine Freude an der Musik und meine Begeisterung für meinen Beruf.» Trotzdem brauchte er vor zehn Jahren ein Facelift, und das verpasste ihm sein Pariser Kollege Daniel Marchac, ein «alter Freund, der das super macht. Die Quintessenz der guten plastischen Chirurgie ist, dass man nichts sieht.» In seinem Fall ist das gelungen, Freunde schliessen Wetten ab, ob «der Stöffli» geliftet sei oder nicht. Denn so jung, wie er aussieht, kann er nicht sein, schliesslich ist er seit zirka dreissig Jahren verheiratet.

Neuerdings tritt er auf wie ein Rockstar. Er trägt Lederstiefel aus der argentinischen Pampa zu weissen Bermudashorts, knallfarbige Blazer zu verwaschenen Jeans und die obligate getönte Sonnenbrille. Er schaut immer so aus, dass man hinschauen muss. Ein Eyecatcher! Im Koffer, der aussieht wie ein Doktorkoffer, trägt er seine Trompete bei sich. Wenn irgendwo eine

Jazzband auftritt, geht er zu den Musikern und fragt, ob er mitspielen dürfe. Die Trompeteneinlagen von Dr. Wolfensberger sind bei Freunden eine berühmte Partyattraktion. Der erfolgreiche Chirurg hat einen verpassten Lebenstraum. «Ich wäre gern Musiker geworden. Aber ich war leider kein Wunderkind.» Er hat den bürgerlichen Hintergrund (schon Vater und Grossvater waren Ärzte), wo man als Kind noch Klavierspielen lernt.

Auf allen angesagten Festivitäten trifft man Wolfensberger, der ein geselliger Mensch ist,



«Innere Dynamik»: mit Trompete.

und als Schönheitschirurg muss man auch für sich und seine Fähigkeiten Reklame machen. Die Konkurrenz ist gross: «Heute steht an jeder Ecke ein plastischer Chirurg.» Wolfens-

berger ist immer von irgendetwas total begeistert. Am meisten von sich selbst. Aber so naiv, dass er deshalb stehenbleiben würde, ist er nicht. Obwohl er – «mein Highlight» – manchmal als Special Guest bei der SWR-Big-Band auftreten darf, ist er mit dem Erreichten nie zufrieden. Er übt und übt, und regelmässig geht er nach Zürich-West in einen Jazzkeller und nimmt Trompetenunterricht. Er möchte so gut werden wie sein Vorbild **Kenny Dorham** («auch wenn ich weiss, dass ich Lichtjahre entfernt bin, aber man muss Ideale haben»). Der Mann, der vor lauter *feu sacré* fast platzt, will immer besser werden. Am Klavier möchte er es schaffen, das «Italienische Konzert» von **Bach** fehlerfrei zu spielen, und neuerdings nimmt er auch Gesangsunterricht (bei **Cecile**), nicht weil er auf ein Engagement bei **Andreas Homoki** hofft, sondern «weil ich es wichtig finde, dass man die Stimme schult». Letzten Endes, hat er erkannt, ist das alles «Anti-Aging», dieser – in der Quintessenz – Hauptfokus seines Lebens.

Christoph Wolfensberger – Schönheitschirurg, Schöngeist, Schönling: ein Leben für die Schönheit. «Schönheit ist ein primäres Bedürfnis. Manche merken das erst, wenn die Schönheit weg ist. Dann fühlen sie sich ihrer Unversehrtheit beraubt und unglücklich.»

So hat er sich dem Jung-sein-Wollen verschrieben. «Mein Leben swingt, das beste Anti-Aging.»



«Anti-Aging»: Ehepaar Wolfensberger.

Wenn einer immer Kind bleiben darf, dann braucht er einen Partner, der erwachsen ist. Den hat er im blonden Ex-Mannequin **Petra**. «Sie kommt aus dem Kanton Glarus, ein bodenständiges Landmädchen.» Heute ist sie eine Glamour-Lady. Wolfensberger führt sie gern als seine beste Werbeträgerin vor. «Ohne sie wäre ich nicht, wo ich bin. Wir sind das ideale *winning team*.» Als er sie kennenlernte, wollte er testen, ob sie zu ihm passt, und nahm sie mit in die Oper. «Tannhäuser» von Richard Wagner. Als es ihr gefiel, wusste er, dass sie die Richtige ist.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Mein Lucky Luciano

Unser Kolumnist begegnet dem bestverkaufenden Schweizer im Musikgeschäft zurzeit. Und staunt, wie viel man verdienen kann. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Ibiza (wo es fast so warm war wie in Zürich). Ich weiss, man sagt, wenn einer nichts zu sagen habe, rede er über das Wetter. Das sehe ich nicht so, sondern erzähle, für die, die es interessiert, dass MvH seit mehr als einem Monat nicht mehr im Regen stand sozusagen. Und wer machte, was ich empfahl (zweite Hälfte Juli Zürich/die Schweiz verlassen, Anfang August retour kommen), erlebte ungefähr das Gleiche – und hat viel Sonne, wenn nicht im Herzen, dann wenigstens auf der Haut gehabt.

Wie man vielleicht weiss, falls man Reklameplakate auf der Insel anschaut beziehungsweise *20 Minuten* respektive *20 Minuten* online liest, ist im Augenblick ein Discjockey mit Künstlernamen Luciano so etwas wie der Branchenstar (zusammen mit ein paar anderen, schon klar; er hat zum Beispiel einen Eintrag in der Top-100-Liste von *DJ Magazine*, einer britischen Zeitschrift). Ihr Kolumnist, der nicht häufig in Nachtclubs geht, in denen es zur Hauptsache um DJs geht, erzählt das, weil Lucien «Luciano» Nicolet Schweizer ist (das heisst Genfer). Und weil er erfahren hat, was dieser verdient angeblich.

Bevor die Zahlen kommen, kommt der Haftungsausschluss (falls jemand vom Steueramt diese Spalte liest): Nicolet bestätigte die Angaben nicht (doch meine Quelle ist gut, finde ich). Für seine eineinhalb Stunden oder so dauernden Auftritte montags im «Ushuaïa», einem Klub im Freien, in den 9500 Gäste passen und zu dem ein Hotel gehört, soll er die Hälfte der Einnahmen aus den Eintrittsen bekommen,

also ungefähr 50 Prozent von 8500 mal zirka 70 Euro (ich schätze, dass nicht bloss mein Name auf der Gästeliste stand, sondern tausend weitere Namen), macht 300 000, *give or take*. Die Saison dauert ungefähr dreieinhalb Monate, doch an Montagen im Juni sowie September gehen weniger hin als im Juli und August; zirka zwei Millionen Euro sollten dennoch zusammenkommen. Und im «Pacha», wo er sonntags seine «Vagabundos»-Party veranstaltet, soll er 1,5 Millionen Euro verdienen, pauschal (dafür bleiben Einkünfte des Merchandising, Verkauf von T-Shirts, Postern, CDs oder ähnlichem, bei den Lokalbetreibern).

Mit anderen Worten: Der bestverdienende Schweizer DJ verdient mit diesen beiden *residencies* wahrscheinlich weniger als einige Hedge-Fund-Manager, die Boote in der Marina Botafoch, dem neuen Hafen von Ibiza, haben, aber mehr als der bestverdienende Kolumnist der Schweiz beispielsweise. Und Chef eines Labels (Cadenza; verbreitet eigene und fremde Musikstücke) ist er ausserdem.

Damit das klar ist: MvH ist (möglicherweise nicht ganz frei von, dafür wenigstens) gegen Sozialneid (in der *Weltwoche* wird streng geurteilt über den Staat beziehungsweise seine Angestellten, aber wohlmeinend über Unternehmer; ebenfalls in dieser Spalte, seit der Schreiber selbständig ist). Ich bin der Meinung, dass die Herausragenden auf jedem Gebiet aussergewöhnlich belohnt werden sollen. Trotzdem sage ich, dass in meinen Augen der Abstand zwischen Luciano und den vor respektive nach ihm Musik abspielenden DJs eng ist wie der Abstand zwischen den 3500 Gästen, die sich in der Nacht zum vergangenen Montag auf den «Pacha»-Tanzflächen befanden (bloss kommt man wegen des Headliners, wegen der kleinen Namen geht bloss die Freundin hin).

Und schliesslich eine Berühmtheitensichtung: Boris Becker und Sharlely «Lilly» Kerssenberg (im «Lio», einem Restaurant/Kabarett, an einem Tisch, der in Ordnung war, aber nicht mehr). Man liest ab und zu (in dieser Spalte etwa), sie sei schwierig, falle ihm auf die Nerven et cetera. An dem Abend, auf alle Fälle, war das nicht sichtbar, sichtbar war dagegen, dass sie gut aussieht plus *public display of affection* (Schmusen in der Öffentlichkeit), das ist auch in Ordnung. Becker, den ich einige Male befragte, ist kein guter Geschäftsmann, so sieht es aus, doch ein guter *freeloader* immer noch – ich sah ihn keine Kreditkarte respektive kein Geld hervornehmen (aber vielleicht lässt er Rechnung stellen mit der Post oder so).

Die interessante Nachricht aus Zürich: Am 21. September findet die sogenannte «DJ Night» statt (im «X-tra»), veranstaltet von «Radio 105»-Chef Giuseppe Scaglione (auf dessen Sender MvH selten zu hören ist). Ich empfehle den Anlass, weniger wegen der Musik, mehr als Workshop für Leser (oder Kinder von Lesern), die etwas über das Business lernen wollen.

## Gesellschaft

# Sie kommt doch!

Von Beatrice Schlag — Wer hätte gedacht, je wieder von ihr zu hören?

Seit die von Chemiker Carl Djerassi entwickelte Antibabypille zu Beginn der sechziger Jahre auf den Markt kam, wird sie von Frauen geschluckt. Die sexuelle Revolution, die kurz darauf einsetzte, hätte vermutlich auch ohne Pille stattgefunden. Aber die freie Liebe und die offenen Beziehungen, die rückblickend nicht ganz so frei und noch weniger offen waren, hätten ohne die Pille zu Zehntausenden von ungewollten Schwangerschaften geführt. Und der Emanzipation der Frauen gab die Pille mehr Schub als alle Selbsterfahrungsgruppen. Da aber damals nicht gut sein konnte, was von einem Mann für Frauen erfunden worden war, begannen die Feministinnen Djerassi ein paar Jahre später für seinen «typisch männlichen Eingriff in unsere Körper» zu kritisieren und lauthals nach der Pille für den Mann zu rufen.

Wahr ist, dass die damals noch sehr hoch dosierten Hormontabletten die weibliche Libido ziemlich zum Serbeln bringen konnten. Unwahr ist, dass die Frauen im Ernst die Absicht hatten, die Entscheidung über Verhütung wieder an die Männer zu delegieren. Die Forderung nach der Pille für den Mann blieb trotzdem, eher aus Prinzip. Und alle paar Jahre vermeldete wieder ein Labor einen klitzekleinen Fortschritt in der Entwicklung. Als wir Carl Djerassi 1995 bei einem Interview nach der Pille für den Mann fragten, schüttelte er den Kopf: wirtschaftlich nicht interessant. Es brauche nur einen einzigen Bericht in einer grossen Illustrierten über den Zusammenhang zwischen Erektionsproblemen und der Antibabypille für den Mann, und das Produkt sei tot.

Das Thema schien längst vom Tisch, als vor einer Woche plötzlich alle Medien hyperventilieren: Forscher in Houston hatten entdeckt, dass ein Molekül namens JQ1 Spermien vorübergehend unfruchtbar macht, ohne Sexualtrieb und Potenz zu beeinträchtigen. Bisher ist es erst an Mäusen getestet, und ob es den Mann genauso temporär steril macht, ohne ihn lahmzulegen, muss sich erst erweisen. Aber vielleicht kommt die Pille für den Mann ja doch. Und wird ein Riesenerfolg, weil Männer den Frauen punkto Verhütung inzwischen genauso wenig trauen wie die Frauen den Männern vor fünfzig Jahren.



# Miss Dior im Dschungel

Von Jürg Zbinden

1 — Der erste Duft des Hauses Dior begleitete dessen revolutionäre neue Silhouette, den New Look von 1947: «Miss Dior» ist längst ein Klassiker, der dank der Akzentuierung der dominanten Chypre-Noten noch mehr die Weiblichkeit zelebriert. François Demachy, Parfumeur-Créateur von Dior, wollte die orientalischere Facette des Dufts stärker hervorheben: «Ich wollte die Komposition von Miss Dior mit etwas Wertvollem, Strahlendem bereichern. Wie ein orientalischer Schmuck oder ein schillernder Moiré-Stoff.» Der Flakon verführt mit einer metallischen Couture-Schleife, die wie ein extrem feiner, strukturierter Stoff anmutet. «Miss Dior Le Parfum» ist ab dem 3. September im ausgewählten Fachhandel als Spray in zwei Grössen erhältlich, zu 40 ml für Fr. 129.50 oder zu 75 ml für Fr. 179.50.



1

2 — Die handgefertigten Taschen von Luciano Tarqua genügen höchsten Qualitätsansprüchen, und weil es Unikate sind, fällt ihre Trägerin garantiert damit auf. Die geflochtene Kalbsledertasche in Rosé, Silber und Blau métallisé stammt aus der Sommerkollektion, der Verkaufspreis beläuft sich auf Fr. 1800.–. Bezugsinfo unter [www.tarqua.ch](http://www.tarqua.ch).



2

3 — «Midnight Roses» nennt sich die Herbst-Winter-Trendkollektion von Aaron De Mey für Lancôme. Inspiriert von der Atmosphäre der Pariser Nächte, hat Lancôme einen femininen, eleganten Look kreiert, der mit dem Farbthema Purpur spielt. Im Lauf der Jahrhunderte ging das Herstellungsrezept für das antike Purpur verloren. Auch heute wissen nur wenige Spezialisten weltweit die echten purpurroten Pigmente aus der Purpurschnecke (*Hexaplex trunculus*) herzustellen. Dank der modernen Farbmeterik können gute Laboratorien das ursprüngliche Purpur kopieren und es mit extrem feinen, seidenmatt wirkenden Pigmenten in die Kosmetik übertragen. Der Lancôme-Lippenstift ist ab September in drei Purpurtönen erhältlich: «Rose Aphrodisia», «Rose Sortilège» sowie «Rouge Hypnôse» (je Fr. 44.–).



3

4 — Die «Golden Jungle»-Palette von Christian Dior birgt ein Leopardemotiv für das Lidschatten-Trio mit drei matten, perligen und schillernden Farben. Nude-Effekt und Glanz für den Gloss bringen die Lippen natürlich zum Leuchten. Fr. 110.–. Im Fachhandel.



4

# Ich lese ja die «Weltwoche» nicht, aber...

Von *Andreas Thiel* — Wenn man wissen will, was in der *Weltwoche* steht, fragt man am besten jemanden, der sie nicht liest. Solche Kreise sind erfahrungsgemäss am besten über deren Inhalt informiert.

**Leser:** Sagen Sie mal, Herr Thiel, was halten Sie denn eigentlich persönlich so von der *Weltwoche*?

**Thiel:** Die *Weltwoche* ist die beste Satirezeitschrift der Schweiz.

**Leser:** Aber die *Weltwoche* versteht sich doch nicht als Satirezeitschrift, sondern als seriöses Rechercheblatt.

**Thiel:** Gute Satire ist immer seriös recherchiert.

**Leser:** Aber die *Weltwoche* ist ein Revolverblatt.

**Thiel:** Da brauchen Sie keine Angst zu haben. Gute Satire ist nicht nur scharf und treffend, sondern auch entwaffnend.

**Leser:** Satire ist entwaffnend, das stimmt. Aber das wenigste, was in der *Weltwoche* steht, ist lustig.

**Thiel:** Die Stimpfe der Satire sind noch lange nicht trockengelegt.

**Leser:** Wie meinen Sie das?

**Thiel:** Satire kann alles, vermutlich sogar töten.

**Leser:** Wie?

**Thiel:** Als Joseph Goebbels unter der Rubrik «Lieblingstier» in das Poesiealbum von Adolf Hitler «Kazet» schrieb, handelte es sich dabei um ein spontanes Wortspiel, einen geschmacklosen Witz, um einen freudschen Schreibfehler oder sogar um den



eindeutigen Beweis für die von ihm stets verleugnete Legasthenie?

**Leser:** War Goebbels Legastheniker?

**Thiel:** Wenn ich meinen Humor dem Niveau des Publikums anpassen würde, hätte ich vielleicht mehr Erfolg.

**Leser:** Aber die *Weltwoche* hat doch Erfolg, aber kein Niveau.

**Thiel:** Wenn man den Kopfstand macht, kann man auf jeden hinabschauen.

**Leser:** Lesen Sie selber denn die *Weltwoche*?

**Thiel:** Nein, seit ich selber schreibe, glaube ich nichts mehr, was andere geschrieben haben.

**Leser:** Was Sie schreiben, ist wenigstens lustig.

**Thiel:** Nein, nur weniger gut recherchiert.

**Leser:** Können Sie denn hinter den gnadenlosen Recherchen der *Weltwoche* stehen?

**Thiel:** Sagen wir es so: Ich mag das Kratzen frischgewaschener Badetücher auf der Haut.

**Leser:** Aber die Berichterstattung der *Weltwoche* hat doch etwas Unberechenbares.

**Thiel:** Ich würde sogar sagen, gerade dieses Unberechenbare hat etwas Befreiendes.

**Leser:** Befreiend ist gut. Für die *Weltwoche* ist jeder vogelfrei.

**Thiel:** Die *Weltwoche* schiesst nur Vögel ab, die sich mit fremden Federn schmücken und somit sowieso nicht weit geflogen wären.

**Leser:** Und als abgeschossener Vogel fliegt man dann auch noch vom Regen in die Traufe.

**Thiel:** Jeder hat das Recht, aus seiner Situation zu machen, was er will. In Indien gibt es, so sagt man, einen Vogel, der auf Regentropfen lebt. Das ist doch schön.

**Leser:** Was wollen Sie damit sagen?

**Thiel:** Es ist immer eine Frage des Standpunkts und oft auch eine Frage der Formulierung.

**Leser:** Ich lese ja die *Weltwoche* nicht, aber was da drinsteht, sind doch nur Blossstellungen.

**Thiel:** Die *Weltwoche* betreibt nicht Entblössungen, sondern Aufdeckung. Im Gegensatz zum Entblössungsjournalismus, der bloss

blosse Haut zeigt, zeigt der Aufdeckungsjournalismus nackte Tatsachen.

**Leser:** Sie reden ja hier den Brei heiss.

**Thiel:** Eveline Widmer-Schlumpf will Roger Köppel sogar nach Schweden ausliefern.

**Leser:** Wieso das denn?

**Thiel:** Sein neues Porträtfoto im Editorial wird von vielen Lesern

als Vergewaltigung empfunden.

**Leser:** Das hat er nun davon.

**Thiel:** Wovon?

**Leser:** Von seiner Bilderauswahl, die schreckt viele Leser ab.

**Thiel:** Meinen Sie?

**Leser:** Und ob. Man kann schon jede Woche einen Artikel über Eveline Widmer-Schlumpf schreiben. Aber man muss doch nicht jedes mal dazu auch noch ein Bild von ihr zeigen.

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Trebbianischer Superlativ

Von *Peter Rüedi*



Die Etikette mit dem gepanzerten Ritter und dem Schild «Trebbiano d'Abruzzo» ist eine Ikone unter den italienischen Weinen. Die weisse Sorte, ertragreich und unkompliziert, gehört nach wie vor zu den meistangebauten des Landes. Dementsprechend ist ihr Ruf. Sie steht für schlichte, frische, dünne Weine, das, was in Bars und Trattorien aus der Literflasche über den Tresen geht. Château Schüttmann. Mit einer Ausnahme eben: dieser Trebbiano mit dem Ritter. Er ist so anders, dass einige, für die nicht sein kann, was nicht sein darf, betonen, er sei eigentlich gar kein Trebbiano, sondern ein Bombino bianco.

Wie auch immer, die stupende Differenz macht in dem Fall der Produzent, der legendäre Edoardo Valentini und jetzt dessen Sohn Francesco. In Loreto Aprutino, westlich von Pescara gegen den Gran Sasso d'Italia hin gelegen, entsteht ausgerechnet aus Trebbiano einer der grossen Weissweine Italiens: komplex, vibrierend, würzig und vielschichtig changierend. Sehr eigenwillig. Mehr aus Verlegenheit hat man die Weissen von Valentini auch schon Burgunder Italiens genannt, einfach um die Klasse anzuzeigen (mit Chardonnays hat dieser trebbianische Superlativ sonst nichts gemein).

Er ist überhaupt mit nichts anderem zu vergleichen. Auch nicht, unter den trockenen Weissen, was seine Langlebigkeit angeht. Bringt doch kürzlich mein Nachbar Hartmann, ein Connaisseur mit einer Vorliebe für alte Jahrgänge, eine Flasche von 1991 vorbei. In der vermutete ich allenfalls einen *cadavere eccellente* (wofür ich durchaus eine nekrophile Vorliebe habe: für Weine, die eine Erinnerung sind an ihre einstige Grösse; deren Geschmacksnoten bloss geworden sind wie die Farben von Filmen aus den fünfziger Jahren). Welch ein Irrtum. Von einer strengen, schlanken Eleganz, zeigt dieser Trebbiano nicht nur keine Spur von Altersschwäche (sprich Oxydation). Er schreit geradezu nach mindestens einer Stunde im Dekanter. Freilich: Sind schon jüngere Jahrgänge von Valentinis Trebbiano gesucht, ist eine Antiquität wie diese ein rarer Artikel und der Preis dementsprechend.

**Valentini: Trebbiano d'Abruzzo 2009.** 12%. Caratello, St. Gallen. Fr. 80.–. [www.caratello.ch](http://www.caratello.ch)

**Valentini: Trebbiano d'Abruzzo 1991.** Rieben, Winterthur (auf Anfrage). 052 212 39 77; [info@riebeinweine.ch](mailto:info@riebeinweine.ch)

## «Blick durch die Kundenbrille»

Michael Müller, CEO der Basler Versicherungen, über Diebstahlopfer, Hagelschäden und warum er selbst sein bester Kunde ist.



«Freude am Gestalten»: «Basler»-CEO Müller.

**Herr Müller, wie erklären Sie Ihren beiden Söhnen, was Sie beruflich tun?**

Den einen Teil kann man relativ einfach erklären, anhand eines Spielzeugtraktors: Wir sind dazu da, den Schaden zu decken, wenn etwas kaputtgeht. Mein Positionswechsel – weg vom Finanzchef Schweiz hin zur Gesamtverantwortung – hat meine Kinder aber nicht so interessiert.

**Sie sind seit eineinhalb Jahren Geschäftsführer der Basler Versicherungen Schweiz. War die neue Verantwortung für Sie eine grosse Belastung?**

Nicht wirklich, grundsätzlich mag ich Verantwortung. Ich habe Freude daran, gestalten und entscheiden zu können, gemeinsam mit meinen Kollegen der Geschäftsleitung und den Mitarbeitern. Beim täglichen Umgang aber hilft es, mir selbst der Tatsache bewusst zu sein, dass neben der geschäftlichen eine grosse soziale Verantwortung besteht.

**Auf welche Erfolge mit Ihrem Unternehmen sind Sie stolz?**

Etwa auf Erfolge beim hochemotionalen Thema Einbruch, bei dem der wirtschaftliche Schaden im Durchschnitt nur einen Viertel des Problems ausmacht. Für die Hälfte aller Diebstahlopfer ist das Hauptproblem der Umstand, dass fremde Menschen in ihrer Wohnung waren. Dass wir neu auch da helfen können, ist einer unserer ganz grossen Erfolge.

**Wie helfen Sie da konkret?**

Was den materiellen Schaden betrifft – dieses Handwerk muss ein Versicherer im Griff haben. Damit diese Leute aber über diese Situation hinwegkommen, braucht es Zusatzhilfe wie psychologische Betreuung. Wird eine solche im Vorfeld vereinbart, kann das bereits helfen, bevor etwas geschieht.

**Absicherung in nicht materiellen Punkten ist also ein grosses Thema?**

Ja, auch bei Autounfällen. Diese führen oft und gerade bei Personen, die jahrelang schadenfrei unterwegs waren, zu Unsicherheit. So besteht die Möglichkeit, von vornherein ein Fahrtraining abzuschliessen, auf das man Anspruch hat, sollte es zu einem Schadenfall kommen.

**Was war zuerst da: Ihr Angebot oder das Kundenbedürfnis?**

Als Versicherer sind wir in solchen Fällen oft betriebsblind und würden selbst nicht auf die Idee kommen, so etwas anzubieten. Auf die erwähnten Beispiele wurden wir auch durch unseren Kundenbeirat aufmerksam, eine Gruppe von echten Kunden, die unsere Angebote regelmässig kritisch hinterfragt.

**Was sind weitere Erlebnisse, die in Erinnerung blieben?**

Tolle Erlebnisse hatte ich im *Züribiet* vor Ort bei unserem sogenannten Hagel-Drive-in nach den Hagelschäden im Juli. Da erhielten unsere Kunden nach der Schadenabrechnung einen Sicherheitscheck: Sind die Pneu in Ordnung, wo befindet sich das Pannendreieck, wie gut ist die Autoapotheke ausgerüstet? Wie unsere anschliessende Auswertung zeigt, waren unsere Kunden begeistert. Das ist doch super.

**Was sind die grössten Herausforderungen?**

Die schwierigsten Entscheide gilt es derzeit im Finanzmarkt-Umfeld zu treffen. Etwa bei Lebensversicherungen: Wie schaffen wir es, diese unter heutigen Bedingungen aufrechtzuerhalten? Wenn wir unter diesen Umständen unsere Angebotspalette einschränken müssen, so kann das auch zu Ängsten bei unseren Mitarbeitern führen. Hier ist eine klare und nachvollziehbare Kommunikation wichtig.

**Was sind die häufigsten Themen am Tisch mit Familie oder Freunden?**

Das Naheliegendste: Fragen zum Hausrat oder im Motorfahrzeugbereich. Weitet man das Spektrum aus, geht es meist um berufliche Vorsorge, die AHV oder den Umwandlungssatz – darum, dass wir eigentlich im Verhältnis zur Lebenserwartung eine zu hohe Rente versprechen, weil das gesetzlich so festgelegt ist.

**Würde ein Versicherungsprofi Sie durchleuchten, was käme zum Vorschein?**

Ich hoffe, er würde herausfinden, dass ich überversichert bin. (*Lacht*) Nein, im Ernst: Ich bin selbst natürlich Kunde der «Basler». Wenn ich mein Bankkonto, meine Versicherungen, meinen Fonds bei uns habe, kann ich durch die Brille eines Aussenstehenden sehen, was man als Kunde bekommt.

**Michael Müller**, 41, ist Ökonom und begann seine Karriere 1997 als Trainee bei den Basler Versicherungen. Seit März 2011 ist er CEO der Basler Versicherungen und Mitglied der Konzernleitung der Baloise Group. Müller ist verheiratet und hat zwei Söhne (4 und 6).

Die Fragen stellte **Oliver Schmuiki**.



Auto

## Mein Sommer im M5 (II)

Unsere Ferienreise geht auf die Insel Usedom. Wir treffen nur nette Menschen, denen der BMW M5 gefällt. *Von David Schnapp*

Über die Anforderungen, die ein gutes Familienauto erfüllen sollte, haben wir letzte Woche berichtet. Zusammengefasst: Das perfekte Familienauto muss nicht übermässig viel Platz haben (es sei denn, man hat vier Kinder oder so), es muss vor allem schnell sein. Denn mit Kindern ist das Ziel das Ziel und nicht der Weg. Deshalb wählten wir für unsere Sommerferien auch keinen grossräumigen Kombi, sondern einen komfortabel ausgerüsteten BMW M5, eines der besten Autos, die man kaufen kann, wenn man eine schnelle Limousine fahren will.

### BMW M5

Leistung: 560 PS, Hubraum: 4395 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h

Preis: Fr. 125 200.–

Testwagen: Fr. 156 080.–



Der zweite Teil unserer Reise ging von Chemnitz in der ehemaligen DDR auf die Insel Usedom, ebenfalls in der ehemaligen DDR. Ein Tipp am Rande: Reisen Sie mit Kindern früh am Sonntagmorgen. Die Kleinen schlafen in der Regel bald wieder ein, und die Strassen sind frei. Während der Rest der Familie friedlich schlummerte, konzentrierte ich mich auf diesen Wagen, der, vollgepackt mit zwei Erwachsenen, einem Halb-Teenager und einem Kleinkind sowie entsprechend Gepäck, so souverän mit 200 Stundenkilometern über die hervorragende Autobahn Richtung Ostsee rauschte, dass es die reine Freude war. Das Fahrwerk ist zwischen Komfort und präziser Rückmeldung perfekt ausbalanciert. Die Kraft des Achtzylindermotors mit den beiden mächtigen Turboladern entfaltet sich unaufgeregt, und der brummende bis grollende Sound der Auspuffanlage unterlegt das Ganze mit einem eindrücklichen, relativ dezenten Klangteppich.

### Die Gärten des Ostens

Die Ostsee ist ein empfehlenswertes Reiseziel. Die Temperaturen sind erträglich, die Preise

auch, das Meer ist flach und der kilometerlange Sandstrand breit und sauber. Steigerungspotenzial gibt es im kulinarischen Angebot; wer gut essen will, muss in der Regel selber kochen. Dafür habe ich während der ganzen Zeit nur freundliche, nette Menschen getroffen, die noch den Kopf drehen, wenn ein BMW M5 in Monte-Carlo-Blau an ihnen vorbeizieht oder auf den Parkplatz fährt. An einer Tankstelle entfuhr es einem Smart-Fahrer in Armani-Jeans: «Ist schon ein geiles Auto.»

Neben den sympathischen Leuten haben mir die auffallend schönen Gärten gefallen, die man hier sieht. Zu DDR-Zeiten hielt man die Bevölkerung bekanntlich in Plattenbauten. Der Schrebergarten war ihre kleine Freiheit. Die Fähigkeit, wirklich schöne Gärten anzulegen, scheint geblieben, man sieht nur sorgfältig gepflegtes Grün, mit wohldurchdachten Arrangements aus dem unendlichen Baukasten der Flora. Auch am Strand geht es nach dem Einfamilienhaus-Prinzip: Man stellt ein Zelt auf und trennt es alsdann mit einer blicksicheren Plane vom Rest der Welt.

So weit das Fazit zu Land und Leuten. Das Fazit zum Reisewagen fällt so aus: 3175 Kilometer, Durchschnittsgeschwindigkeit 63,2 km/h und ein Verbrauch von 13,8l/100 km. Der M5 hat uns in dreieinhalb Wochen nie im Stich gelassen und war in jedem Moment der beste, schnelle Freund der Familie.

# Meerschweinchen und Orchideen

Die Psychologin Wiebke Neberich, 35, und David Khalil, 30, Gründer einer Online-Partnervermittlung, sind ein Paar und erklären, warum man mit gemeinsamen Abneigungen sehr gut zueinanderfinden kann. *Teil 2*

**Wiebke:** Die Ansprüche an eine Beziehung sind enorm gestiegen. Es soll jemand sein, der wirklich gut zu einem selbst passt, der das eigene Leben mitlebt und bereichert, und zwar dauerhaft. Je spezifischer die Partnerwahlkriterien sind, desto länger muss man suchen.

**David:** Das Online-Dating bietet in diesem Fall einen Vorteil, es präsentiert den Nutzern eine grosse Anzahl partnersuchender Singles, auf die man sonst nicht aufmerksam würde. Zum einen steigt damit die Chance, ohne riesigen zeitlichen Aufwand eine passende Liebe zu finden. Zum anderen kann sich die enorme Zahl der Möglichkeiten negativ auswirken, weil die Entscheidungsfindung erschwert wird. Aus diesem Grund sind sogenannte Matching-Verfahren ein ideales Instrument: Dabei wird nach psychologischen und wissenschaftlichen Kriterien im Vorfeld geklärt, wer zusammenpassen könnte.

**Wiebke:** Durch Ähnlichkeiten in der Persönlichkeitsstruktur, bei Interessen und Einstellungen können die Partner die Erlebens- und Verhaltenswelten des anderen besser verstehen. Auf den anderen einzugehen und ihn entsprechend zu unterstützen, fällt auch leichter. Extrem wichtig bleibt die Ähnlichkeit von Vorstellungen, was eine gute Beziehung ausmacht. Gibt es hier grosse Unterschiede, kommt es schnell zu Konflikten.

**David:** Auch in diesem Zusammenhang suchen wir ständig nach neuen Wegen, wie man über andere Menschen in kurzer Zeit möglichst viel erfährt. Nicht nur online, sondern auch offline. So entstand die Idee des sogenannten Speed-Hatings. Es ist eine Abwandlung des Speed-Datings, bei dem man in möglichst kurzer Zeit verschiedene Leute kennenlernt und sich dafür orchestriert in einem Lokal trifft.

**Wiebke:** Beim Speed-Hating stehen persönliche Einstellungen, Meinungen und aktuelle



«Das etwas andere Gespräch»: Liebespaar Khalil-Neberich.

Emotionen im Vordergrund. Man spricht über Dinge, die man hasst, die einen nerven, über die man sich aufregt. Auf den ersten Blick erschien es uns kontraintuitiv, dass sich negative Themen positiv auf den Kennenlernprozess auswirken sollten. Psychologisch gesehen, gibt es jedoch einige Vorteile, die dieses etwas andere Gespräch mit sich bringt. Gemeinsame Abneigungen bringen einen zum Lachen und können durchaus verbinden.

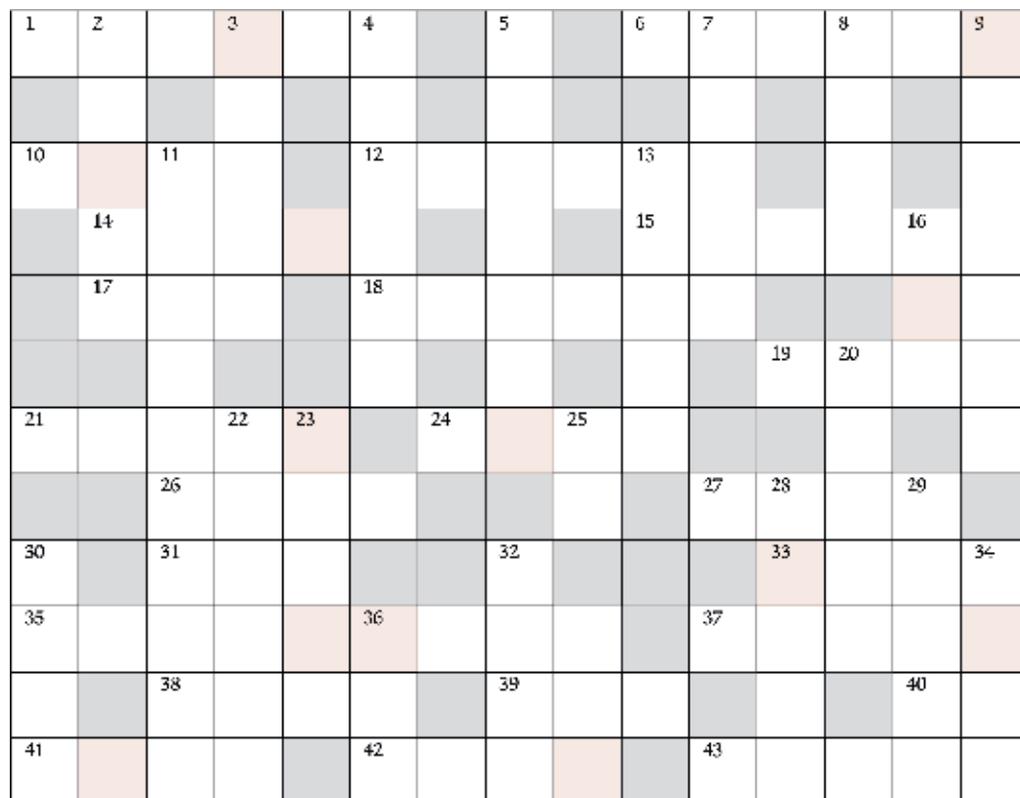
**David:** Wenn er Meerschweinchen nicht mag oder Orchideen hasst und sie weisse Socken oder Oskar Lafontaine, kann das einiges über die Persönlichkeit aussagen. Fazit: Zwölf Paare, die in ihren Abneigungen übereinstimmten, wollten sich nach dem ersten Speed-Hating besser kennenlernen. Ein gutes Resultat.

**Wiebke:** Aufgrund meines Berufes, aber auch aufgrund meiner Partnerschaft bin ich davon überzeugt, dass es die subjektiv perfekte Beziehung – möglicherweise in ihrer kompletten

Unvollkommenheit – für jeden einzelnen Menschen geben kann. Für manche immer wieder im Leben, für andere ein Leben lang. Allerdings sind Wissen und Können in der Liebe zwei unterschiedliche Dinge. Der Schlüssel zum Erfolg liegt meistens im Beachten einfacher und bekannter Grundsätze: Die Beziehung muss gepflegt werden, die Liebe soll nicht als selbstverständlich betrachtet werden. Man soll optimistisch denken und Raum für gemeinsame Aktivitäten schaffen.

**David:** So halten wir es als Paar: Wir reisen, engagieren uns sozial, kaufen irgendwann eine Wohnung und einen Hund, vielleicht heiraten wir und gründen eine Familie, und auf jeden Fall möchten wir ausbauen, worauf wir beide unseren Lebensunterhalt begründen: vielen Menschen dabei zu helfen, wunderbare Beziehungen zu finden und zu führen.

www.edarling.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller



**Lösungswort** — Antiquiertes Kauderwelsch

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 An erster Stelle der Ahnenreihe des Frisbees. 6 Proletarier der Trinkgefäße. 10 Hier tritt man ihn, dort sich gegenseitig auf die Füße. 12 Afrikanischer Staat und Armenhaus, doch (hoffentlich) aus dem Schlimmsten raus. 14 Konfitüre der schwabbeligen Art. 15 Diese Männer – sagenhaft! 17 Ringe verändern bei ihr Dinge, und mehr. 18 Ungleich ist das Gleiche wie etwas anderes. 19 Hilft, sich eines Besseren zu bedenken, oder dann ein Pferd zu lenken. 21 In einem Satz: Da hat einiges Platz. 24 Jacques, der belgische Chansonnier: «Ne me quitte pas, il faut oublier...» 26 Gewebeprodukt der fettigen Art, tierisch dazu. 27 Er bildet sich nur bei kalter Temperatur. 31 Jugendliches Modephänomen, den Älteren nicht immer so genehm. 33 Besser als mancher Kollege: Er hält, was es zu halten gibt. 35 Unfreiwilliger Komiker (alte Schreibung). 37 Dachziegel, Schmetterling und Ordensfrau. 38 Glut mit Wut, poetisch formuliert. 39 Das Gras, das einen Prozess hinter sich hat. 40 So staunt nicht nur der Laie. 41 Die k.u.k.-Monarchie endet in dieser Stadt nie. 42 Es riecht nicht, aber es gibt Licht. 43 Vielleicht nicht perfekt, dafür aber korrekt.

**Senkrecht** — 2 Ein Bild, das man sich denkt und folglich nicht an die Wand hängt. 3 Der Koch braucht dieses Utensil doch ziemlich viel. 4 Zu viele Emotionen lassen Diskussionen dazu führen. 5 Er ist in der Kunst des Müssiggangs bewandert. 7 Man kann es schicken und erhalten und im Computer verwalten. 8 Für Kierkegaard war er die gescheiterte Liebe. 9 Er hat die Eigenschaft, dass alle auf ihn hören. 11 Wer nicht studieren will, sucht sich eine. 13 Die Rotation ist hier schon ganz eigen. 16 Es ist kein Strauss, sieht aber ähnlich aus. 20 Kontinentale Landmasse. 22 Der wattige Pfropf, der arme Tropf, verdient einen besseren Namen. 23 Gottheit, weit weit zurück auch so gesagt. 25 Das Symbol der Fruchtbarkeit liegt in der Küche immer bereit. 28 Manch einem wird bei solcher Lobhudelei zweierlei. 29 Schweizer schreiben gesuchten Höhepunkt ohne e am Ende. 30 Iren zögern mit den Zutaten nicht bei diesem traditionellen Eintopfgericht. 32 Der Ton, der wie zum Hohn eine Antwort gibt. 34 Eine wirklich feine Substanz mit Substanz. 36 Mit Vorspann wird *der* zum Beiboot eines Mutterschiffes.

© Fritz Müller - Rätsel Factory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 280**

D	O	S		A	T	P	B	T	R	A	B
F	I	T		A	R	M	E	E	U	R	I
T	E	E	R	T	I	E	R	D	I	T	O
	G	E	O		M	I	S	T	N	M	
T	E	T		M	U	S	E	T	K		
I	R	R	E	F	S	T	R	O	S	E	R
R	A	P		O	B	E	K	L	I	P	S
A	T	O	M	R	A	R	E	L	A	S	T
M	D	F	E	E	I	R	D	E	N	R	
I	D	E	E	L		N		T	I	R	O
S	S	U	L	M	E	A	B	T	E	I	
U	A	T	S	E	R	D	V	E	L	O	S

**Waagrecht** — 1 DOS 4 ATP 8 TRAB 12 FIT  
14 ARMEE 16 URI 17 TEER 19 TIER 20 DITO  
21 GEO 22 MIST 24 MUSE 27 IRRE 30 STR(eber)  
31 OSER (franz. oser: wagen) 34 RAP 35 OB  
(ohne Befund) 36 EKLIPSE 37 ATOM 38 ARE  
39 LAST 40 FEE 41 IRDEN (aus Ton gebrannt)  
42 IDEE 43 TIRO 45 ULME 46 ABTEI 47 UATS  
48 RD 49 VELOS

**Senkrecht** — 2 OFT 3 SIEGERPODEST 5 TAT  
6 PRIMUS 7 BERSERKER 9 RUIN 10 ART  
11 BIOM 13 TEE 15 MEISTERIN 18 ROT  
23 TIRAMISU 25 TOILETTE 26 KESS 28 RAT  
29 FORELLE (engl. for: für, franz. elle: sie)  
32 SPANIEL 33 RETRO 44 RIO

**Lösungswort** — TRAMPELTIER

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich  
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.

